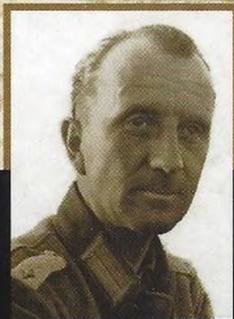
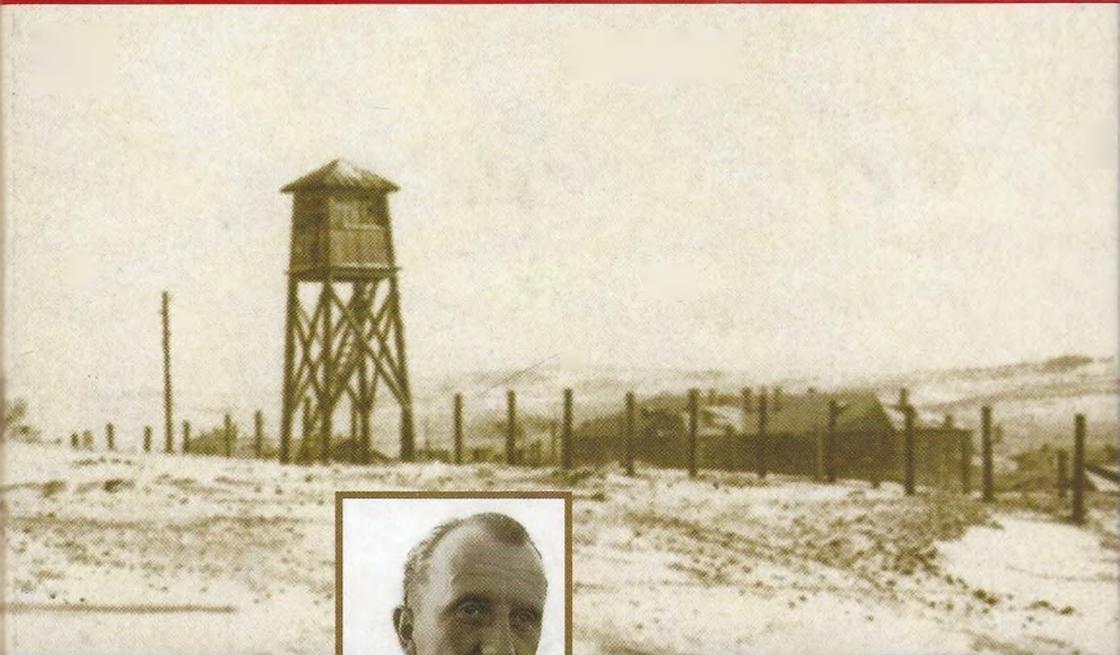


Arthur Boje

Stalins deutsche Agenten



Ein
Kriegsgefangener
berichtet

Leopold
Stocker
Verlag

Oberst Arthur Boje, als Regimentskommandeur in der 6. Armee bei der Schlacht um Stalingrad eingesetzt, gerät zu Beginn des Jahres 1943 in russische Kriegsgefangenschaft. 1948 wird er wegen angeblicher Kriegsverbrechen zu 25 Jahren Haft in Stalins Straflagern verurteilt und kehrt erst 1956 wieder in seine Heimat zurück.

Sein Buch ist aber kein bloßer Bericht über den langjährigen Leidensweg als Kriegsgefangener, hier analysiert ein Offizier mit großem Überblick die Situation in den Lagern und beschreibt die kommunistische Indoktrinierung und Propagandatätigkeit. Die Russen versuchten, die führenden deutschen Offiziere und Generale der 6. Armee „geistig umzudrehen“ und zum Eintritt in die von ihnen bzw. von emigrierten deutschen Kommunisten geschaffenen Organisationen „Nationalkomitee Freies Deutschland“ und „Bund Deutscher Offiziere“ zu bewegen. Sie hatten damit Erfolg, wie etwa die Beispiele der Generale Paulus und Seydlitz belegen, die Boje mehrfach traf. Er versuchte, die Generalität vom Beitritt zu diesen Organisationen abzuhalten, und stellte sich offensiv gegen die Aktivitäten der kommunistischen Propaganda. Für dieses Verhalten hatte er aber auch die Folgen zu tragen und wurde erst nach 13 Jahren in verschiedensten Gefangenenlagern als „Nichtamnestierter“ in die Heimat entlassen.

Die Schilderungen des Autors sind besonders aufschlußreich, da er beschreibt, mit welchen Methoden die Indoktrinierung erfolgte und wie die Sowjets sowie die deutschen Kommunisten - darunter bekannte Namen wie Pieck, Ulbricht und Becher - vorgingen. Am Beispiel seines eigenen Prozesses zeigt er auch, wie der sowjetische Geheimdienst NKWD durch Fälschungen nie begangene Verbrechen konstruierte und welcher Druck auf die Verdächtigen ausgeübt wurde.

Fr 2.90



9 783702 009465

ISBN 3-7020-0946-9

Arthur Boje

STALINS DEUTSCHE AGENTEN



Arthur Boje

Stalins deutsche Agenten

**Ein
Kriegsgefangener
berichtet**

Leopold Stocker Verlag
Graz – Stuttgart

Umschlagfotos: Vordergrund: Arthur Boje
Hintergrund: Archiv Leopold Stocker Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Boje, Arthur:

Stalins deutsche Agenten – ein Kriegsgefangener berichtet / Arthur Boje. – Graz;
Stuttgart: Stocker, 2002

ISBN 3-7020-0946-9

ISBN 3-7020-0946-9

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

© Copyright by Leopold Stocker Verlag, Graz 2002

Printed in Austria

Layout: Klaudia Aschbacher, A-8101 Gratkorn

Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

INHALT

Der Marsch zum Don.....	7
Kapitulation	12
Das erste Lager: Krasno-Armeisk.....	21
Abtransport nach Moskau.....	29
Im Lager Krasnogorsk	34
Verlegung nach Susdal	42
Zum zweiten Mal in Krasnogorsk	56
Die Lubjanka	60
Zurück nach Krasnogorsk.....	70
Das Generallager in Woikowa	77
Die Antifa-Schule.....	91
Im Lager 20 B	99
Und wieder nach Krasnogorsk	109
Als Untersuchungsgefangener im Lager Nr. 7125.....	114
Das Lazarett in Joschkar-Ola	130
Im Lager Wolsk an der Wolga.....	132
Verurteilung als «Kriegsverbrecher» in Joschkar-Ola	135
Transport nach Kasachstan.....	139
In Prudui	149
Workuta	159
Verlegung nach Inta.....	166
Im Lager Abes	170
Wieder in Stalingrad.....	172
Das Lager Stalingrad 3	174
Verlegung in das Lager Stalingrad 1	191
Perwouralsk	194
Im Lager Dechtjerka.....	196
Das letzte Lager: Rewda.....	198
Transport in die Heimat	200
Nachwort	203
Personenregister.....	206

DER MARSCH ZUM DON

Unter der sengenden Septembersonne des Jahres 1942 verfolgten die pferdebespannten Regimenter der Wiener 44. Infanteriedivision in ständigen Kämpfen die bis hinter den Don ausweichende Rote Armee durch Steppe und knöcheltiefen Staub. Im grossen Don-Bogen, westlich von Stalingrad, kam der Vormarsch zum Stehen. Der Krieg erstarrte hier, am Nordflügel der 6. Armee des Generals der Panzertruppe Paulus, zum Stellungskampf, die Sommeroffensive des Jahres beendend. Über den Strom hinweg rauschten die Artillerie- und Granatwerfersalven, suchten die Scharfschützen von hüben und drüben ihre Ziele. Die Masse der Armee aber war weiter südlich – ostwärts des Don – auf Stalingrad im Angriff, mit dem Auftrag, das gewaltige Industriezentrum mit seinen Kriegsmaterial produzierenden Werken auszuschalten und den Schiffsverkehr auf der Wolga lahmzulegen.

Wochenlang währte schon das kräftezehrende Ringen um den Besitz der Stadt, mit einem beispiellosen Einsatz auf beiden Seiten, und es schien, als sollte der Sieg doch dem Angreifer zufallen. Aber der Schlachtengott hatte anders entschieden. In der Nord- und der Südflanke des vom Don auf Stalingrad vorstossenden Angriffskeils der 6. Armee hatte der Russe starke Kräfte zusammengezogen, brach dort in den Tagen um den 20. November 1942 durch die deutschen und rumänischen Verteidigungsstellungen, vereinigte seine Stosstruppen im Rücken der Armee Paulus und schnitt diese damit von ihrer Versorgungsbasis ab, zu der nur eine einzige Eisenbahnverbindung bestanden hatte. Durch Heranklappen der überflügelten Nord- und Südflanke sowie durch Einsatz rückwärtiger Versorgungseinheiten konnte nun zwar eine Abwehrfront nach Westen gebildet werden, so dass ein vollkommen geschlossener Kessel entstand, aber der Bau wirksamer Verteidigungsanlagen scheiterte an dem gefrorenen Boden des einsetzenden harten russischen Winters sowie am Mangel an notwendigem Material, wie Bauholz für Unterstände, Geschützdeckungen und dergleichen mehr. Zudem war das Gelände fast eben, mit nur geringen Bodenwellen, und von Balkas durchschnitten, jenen für die Landschaft typischen Erosionsschluchten, die noch dazu im rechten Winkel zu unseren Verteidigungslinien verliefen.

Eine deutsche Armee im Kessel – ein bislang einmaliges Ereignis, noch dazu im unbarmherzigen russischen Winter und unter besonders erschwerenden Umständen. Zu diesen zählte die Tatsache, dass die Mehrzahl der Divisionen und Korps ihre rückwärtigen Dienste bereits in die Winterquartiere abgeschoben hatte, die nun ausserhalb des Kessels lagen, wodurch die Truppenteile in ihrer Beweglichkeit stark eingeschränkt waren.

Das traf auch für die Wiener 44. Division zu: Trosse und Pferde standen rückwärts im Etappengebiet (südlich von Morosowskaja), und nur die notwendigsten Bespannungen für Feldküchen und Infanteriegeschütze waren noch bei der Truppe. Die Division bestand überwiegend aus Österreichern; sie lag mit ihren Infanterieregimentern 131, 132 und 134 im Verteidigungsabschnitt des westlichen Teils des Kessels, also mit der Front zur Heimat.

Das Grenadierregiment 134, dessen Kommandeur ich war, hatte in dieser Stellung einen etwa zwei Kilometer breiten Abschnitt mit nur zwei schwachen Bataillonen zu verteidigen. Der Russe war anfänglich bei unseren Rückzugsbewegungen über den Don und auf die endgültige Abwehrstellung nur zögernd gefolgt. Er lag wie wir in der schneebedeckten Steppe, seine Kampfmoral schien zunächst nicht gross zu sein, kamen doch Überläufer noch in jenen Tagen zu uns in den Kessel hinein.

Inzwischen war es Dezember geworden. Der Russe begann anzugreifen – zunächst mit Vorstössen in geringer Stärke, offensichtlich um unsere Front abzutasten. Diese Angriffe konnten ohne Schwierigkeiten abgewehrt werden. Die Russen verfolgten dabei die schon im Winter 1941/42 angewandte Taktik, die wir in der Verteidigung des Blakleja-Balkons, eines Höhenrückens in der weiten Ebene östlich von Poltawa, bei der Offensive des Marschalls Timoschenko kennengelernt hatten. Täglich verstärkten sie ihre Angriffskräfte, und hatten sie an einer Stelle zunächst nur mit einer Kompanie vorgefühlt, stiessen sie am folgenden Tag mit einem ganzen Bataillon vor. Wenn sie die Abwehr getestet zu haben glaubten, setzten sie zu einem sehr starken Angriff an.

So kam der 4. Dezember 1942. An diesem Tag versuchten starke Infanterieeinheiten, unterstützt durch einen Keil von etwa 80 Panzern, z.T. mit Flammenwerfern bestückt, die Front meines Regiments nach schlagartiger Vorbereitung durch Artillerie und Stalinorgeln zu durchbrechen. Den ganzen Tag über dauerten die verlustreichen Kämpfe an, wobei fast das gesamte II. Bataillon meines Regiments, bis zum bitteren Ende kämpfend, in den kümmerlichen Schützenlöchern überrollt wurde, die Einbruchsstelle jedoch abgeriegelt und die Verbindung zum rechten Nachbarn durch letzte Reserven gehalten werden konnte. Der versuchte Durchbruch der Russen war verhindert worden, und viele Feindpanzer waren vernichtet. Generalfeldmarschall v. Manstein übermittelte dem Regiment über Funk seinen besonderen Glückwunsch und seine Anerkennung, und der Wehrmachtsbericht erwähnte den Abwehrerfolg eines Wiener Regiments.

Am folgenden Tag konnte durch einen planmässigen Gegenangriff mit Unterstützung von Sturmgeschützen die alte Stellung zurückgewonnen werden. Dort fand man die Leichen der Männer des II. Bataillons, gefallen mit der Waffe in der Hand, an der Spitze der brave Hauptmann Schida mit seinem tüchtigen Adjutanten, Oberleutnant Palla.

Der Russe griff in den nächsten Tagen nicht weiter an, und so konnten wir die geborgenen Toten hinter der Front am Rand des später hart umkämpften Dorfes Baburkin in einer soldatischen Feier beerdigen.

Wie oft schon waren wir an den Gräbern gefallener Kameraden gestanden – diesmal aber überkam es jeden von uns besonders stark, als wir mit den wenigen Überlebenden des Bataillons vor den Grabhügeln standen, auf denen symbolisch ewige Lichter angezündet waren, und der katholische Divisionspfarrer Worte fand, die angesichts der schicksalsdräuenden Lage die durch den russischen Krieg hart geprägten Herzen rührten, während über uns hinweg die Geschosse der schweren Artillerie hinüber und herüber jaulten.

Von diesem Tag an bis zu den Weihnachtsfeiertagen unternahmen die Russen keinen Angriff mehr gegen den Abschnitt des Regiments. Es bestand jetzt nur noch aus einem schwachen Bataillon und wurde durch Zuführung von Resten anderer Truppenteile zu einer Kampfgruppe umgegliedert, welche die Stellung bis Anfang Januar halten konnte.

In den Weihnachtstagen war es verhältnismässig ruhig. Für Feiern mangelte es uns an Möglichkeiten und vor allem an der entsprechenden Stimmung, die allerdings immer noch von der Hoffnung auf einen Entsatz bestimmt war. Unvergesslich wird mir der Heilige Abend bleiben. In meinem kleinen, mit Holz abgedeckten Unterstand hatte ich die Männer meines Stabes versammelt. Wir standen um den Wehrmachtsempfänger herum, den damals für die Truppe gelieferten Rundfunkapparat, aus dem eine Weihnachtssendung der Heimat die von Kindheit an gewohnten und geliebten Gesänge und Klänge zauberhaft in unsere kalte und trostlose Verlassenheit ertönen liess. Weit wanderten unsere Gedanken dorthin, wo die Lieben zur gleichen Stunde ihre sorgenvollen Wünsche zu uns auf die Reise schickten, und kummervolle Ahnungen machten unsere Herzen beklommen, als wir nach Verklingen der ewig schönen Melodien und der verheissungsvollen Weihnachtsbotschaft, die in unserer Lage keine Verheissung mehr bedeuten wollte, einander in die Augen sahen und uns der Tränen nicht zu schämen brauchten. Es war die letzte Weihnacht für viele, die dem Tod geweiht waren. Mein Stabskoch, der Hamburger Gefreite Fieder, im Zivilberuf Konditor, hatte mir eine Weihnachtstorte gezaubert, die ich nun unter meine Männer verteilte. Der Divisionskommandeur, Generalleutnant Deboi, hatte mir einen Fichtenzweig geschickt, der den Lichterbaum ohne Lichter ersetzen musste, und vom Oberbefehlshaber der Armee, Generaloberst Paulus, hatte ich ein kostbares Weihnachtsgeschenk erhalten: ein Kommissbrot, eine Fleischkonservendose und eine Schachtel Zigaretten, Marke «Sieg». Ich kannte diese Marke mit dem bezeichnenden Namen nicht, habe auch nie wieder von ihr gehört. Ich Glücklicher hatte auch noch einen Weihnachtsbrief sowie ein Päckchen von Frau und Kindern mit einigen Kleinigkeiten bekommen, mitgebracht von dem aus Hamburg in den Kessel eingeflogenen Kompaniechef Oberleutnant v. Hütz.

Gnadenbringende Weihnachtszeit! Ich weiss noch genau, dass ich dann hinaustrat in die Schlucht, in die mein Gefechtsunterstand hineingebaut war, und zum sternensäten Himmel emporsah, um Kraft zu finden in der fürchterli-

chen Nacht trostloser Ungewissheit, Kraft zur Bewahrung des eigenen Lebenswillens und zur Ausstrahlung auf die Menschen, die mir bisher stets vertraut hatten. Aber der Himmel blieb stumm, und das Flackerfeuer der Gewehre und Maschinengewehre der Frontlinien zerstörte illusionäre Gedanken von einem Weihnachtswunder.

Nach Ablehnung der russischen Kapitulationsaufforderung am 9. Januar 1943 begannen die Grossangriffe der Roten Armee in bisher noch nicht erlebter Stärke. Unter ständigen Kämpfen wich das Regiment zunächst auf eine neue HKL (= Hauptkampflinie) am Dorfrand von Baburkin aus, etwa drei Kilometer weiter rückwärts. Diese Stellung war gleich unvorteilhaft wie die aufgegebene. Es kam hinzu, dass bei dieser Rückzugsbewegung, wie auch bei allen folgenden, viele Infanterie- und Artilleriegeschütze – leider auch die 8,8-cm-Flaks, die sich bei der Panzerbekämpfung so sehr bewährt hatten – gesprengt werden mussten, da sie wegen Mangels an Sprit und Bespannungen nicht mehr bewegt werden konnten.

Danach begannen die bittersten Leidensstationen. Auf eine Befreiung von aussen bestand keine Aussicht mehr, die Versorgung sank katastrophal ab, die täglichen Brotrationen mussten schliesslich auf 50 Gramm gesenkt werden, Munition für die schweren Waffen wurde immer knapper und fehlte schliesslich völlig. Ausserdem zeigte sich der russische Winter mit Kälte und Schneestürmen immer unerbittlicher. Die Stellungen bei Baburkin bestanden – ebenso wie jene in der Nähe des Flugplatzes Pitomnik, die am 16. Januar 1943 durch einen russischen Grossangriff verlorengingen, und alle übrigen bei den jetzt Nacht für Nacht erzwungenen Rückzügen in Richtung Stadtrand von Stalingrad – nur noch aus Schnee- oder Erdlöchern ohne jedes Fronthindernis. Die Kampfkraft sank ständig.

Die letzte Stellung lag an der Zariza-Schlucht, die zwar ein ausgezeichnetes Fronthindernis darstellte, zu deren Verteidigung aber nur noch Karabiner und Maschinenpistolen zur Verfügung standen. Maschinengewehre besass das Regiment nicht mehr; es zählte jetzt nur noch etwa 80 Mann und einige Verwundete und Kranke, die wir mitführten, um sie nicht zurücklassen zu müssen. Diesen verlorenen Haufen führte der letzte überlebende Kompanieführer, Oberleutnant v. Lauer, Sohn eines Oberstleutnants der alten k. u. k. Armee. Er starb später in der Gefangenschaft.

Weiters bestanden noch der Regimentsstab und der Stab des I. Bataillons mit wenigen Offizieren und Unteroffizieren, zwei Ärzten und zwei Zahlmeistern. Die Kompaniechefs waren alle – bis auf den erwähnten Lauer – gefallen.

Die Kameradschaft war zwar zuvor schon von allen stets und ohne nachzudenken hochgehalten worden, aber dieser letzte, verlorene Haufen wuchs in jenen Tagen, mit dem sicheren Untergang vor Augen, darüber hinaus zu einer Ge-

meinschaft zusammen, in der einer immer enger zum anderen hielt und nichts mehr das Gemeinsame beeinträchtigen konnte. Wir alle oder keiner!

Die eigenen Flugzeuge warfen nachts noch Versorgungsmittel über der Stadt ab. Es gab keinen unter uns, der verstoßen seinen erwischten Anteil allein aufessen wollte; die letzte Brotkrume wurde geteilt, und der Inhalt einer Konservendose reichte für viele. Diese Männer waren über ihr Schicksal, welches noch weit grausamer werden sollte, als sie es ahnen konnten, bereits hinausgewachsen, sie taten ihre Pflicht bis zuletzt, meldeten sich freiwillig für gefährliche Aufgaben, und keiner fragte nach der Schuld oder nach Schuldigen für das auf uns alle zukommende Verhängnis.

An der Zariza-Schlucht lag die Ruine des durch Artilleriefeuer bis auf die Kellerräume zerstörten GPU-Gefängnisses*, wo sich die Reste einiger Korps- und Regimentsstäbe und eine Vielzahl versorgter und unversorgter Verwundeter zusammengedrängt hatten. Hier und in dem Keller eines daneben liegenden Hauses fanden die letzten Überlebenden meines einst so stolzen Regiments Unterschlupf.

*

GPU = Sowjetische Geheimpolizei

KAPITULATION

Es kam die letzte Nacht in dem fürchterlichen Keller des einstigen GPU-Gefängnisses. Wir hatten keine Hoffnungen mehr, die Sinne waren abgestumpft gegenüber all dem, was uns umgab. Elend, Hunger, Tod, Verstümmelung, Verwüstung, Gestank – nichts drang uns mehr in das Bewusstsein. Die Kälte war das Einzige, was wir schmerzhaft empfanden – und die Müdigkeit.

Um der grauisigen Gegenwart zu entgehen, vor der es ja doch kein Entrinnen gab, hüllte ich mich in meinen Mantel ein. Mein Bursche, der treue Rudi Jüngst, breitete noch eine Decke über mich, und ich konnte wirklich schlafen. Wie lange, mit welchen Gedanken ich einschlief, ob und wovon ich träumte – das weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur, dass der Schlaf eine Wohltat war, man vergass, aber beim Erwachen sah man sich wieder in fürchterlicher Unabänderlichkeit den Dingen gegenüber, denen man für kurze Zeit durch das Versinken ins Nichts entronnen zu sein glaubte.

Der Morgen war gekommen, sein fahles Licht drang durch die kleinen, vergitterten, dicht unter der Kellerdecke befindlichen Fenster, das Artilleriefeuer hatte wieder eingesetzt, besonders jenes kleinerer Geschütze, die im direkten Beschuss von jenseits der Zariza-Schlucht die wenigen noch intakten Häuser diesseits aufs Korn nahmen. Was sollte nun werden? Wenn der Russe jetzt angriff? An Widerstand war gar nicht zu denken. Ich selbst war körperlich am Ende, hatte erhöhte Temperatur, spürte noch die Auswirkungen eines zwei Tage zuvor erlittenen Schwächeanfalls und hätte es niemals vermocht, meinen Männern, die nur noch Gewehre und Pistolen besaßen, einen Einsatzbefehl zu geben. Kapitulieren – das Wort klang uns nicht mehr so unmöglich. Vor wenigen Tagen hatten wir eine derartige Lösung anderer Truppenteile, wie z.B. der Division Drebbler, verurteilt und als Verrat bezeichnet. Und war es denn nicht auch Verrat gewesen?

Die Armee hatte den Befehl gegeben, nicht zu kapitulieren; sie hatte sich auf den gleichen Standpunkt gestellt wie die oberste Führung, nachdem ihre eigenen Vorschläge nicht genehmigt worden waren. Vom Standpunkt eines Soldaten aus gab es ja auch eigentlich kein Debattieren, keine Diskussion über das Sinnvolle oder Sinnlose eines solchen Befehls. Derjenige, der ihn gegeben hatte, hatte seinen Entschluss gefasst – nicht nur nach Beurteilung der Lage in Stalingrad allein, sondern im Zusammenhang mit der Gesamtlage. Wir konnten nur einen kleinen Ausschnitt davon sehen. Aber General Hube war draussen beim Führer gewesen, er hatte nicht nur die Ansicht der Armee, sondern auch seine eigene Beurteilung der obersten Führung zur Kenntnis bringen können, und auch er hatte ihren Ent-

schluss von sich aus gebilligt. Also gab es eigentlich kein Herumreden, der Befehl musste ausgeführt werden. Dann durfte aber auch keine Einheit für sich allein handeln, denn sie brachte damit die anderen Teile, die noch kämpften, die ihrem soldatischen Auftrag treu blieben, in eine noch verzweifeltere Lage als zuvor.

Soweit war ja alles klar. Und diese Klarheit bestand sicherlich bei der Armee. Nur war leider der Oberbefehlshaber selbst nicht die Persönlichkeit, um die Verteidiger der «Festung» Stalingrad, wie er es selbst in seinen Befehlen formulierte, mit dem Geist zu erfüllen, den er von ihnen verlangte und – wir müssen es zugeben – verlangen musste. Jedem von uns drängte sich der Vergleich mit seinem Vorgänger auf, mit Generalfeldmarschall v. Reichenau, dem es – daran zweifelten wir alle nicht – gelungen wäre, die Einheitlichkeit der Auffassung über die Notwendigkeit des letzten, des höchsten Opfers bei allen seinen Unterführern zu erreichen.

Wenn ich dagegen an die müde Erscheinung unseres Oberbefehlshabers dachte, als er vor zwei Tagen im schlohweissen Wintertamanzug, begleitet von seinem Ia*, Oberstleutnant v. Below, bei uns durch die Keller gegangen war, nervös, mit zuckenden Gesichtsmuskeln, schlaff, vornübergebeugt, und zu mir gesagt hatte: «Boje, ist es nicht fürchterlich?!» – Nichts anderes hatte der Oberbefehlshaber der Armee zu einem Regimentskommandeur zu sagen? Aber es war ihm ja auch nicht einmal gelungen, seine Kommandierenden Generale und Divisionskommandeure mit dem Widerstandswillen zu beseelen, den er in seinen Befehlen forderte; es war ihm nicht einmal gelungen, eine frondierende Zusammenkunft einiger Generale zu unterbinden, die Entschlüsse fassen wollten, die im Gegensatz zu den gegebenen Befehlen der höchsten Stelle standen. Paulus war ein ausgezeichnete Generalstabsoffizier, seine Berufung als Nachfolger Reichenaus aber war von vielen als eine Fehlbesetzung dieser Dienststelle durch das Personalamt angesehen worden. Ich glaube nicht, dass etwa Reichenau an seiner Stelle das Schicksal der 6. Armee in der Endphase hätte verhindern können, aber ich denke, dass unter ihm die Einkesselung der Armee schon vorher durch sein Eingreifen gegenüber den Entschlüssen von höchster Stelle vermieden worden wäre.

Und noch eine nicht zu übersehende Tatsache muss erwähnt werden, wenn man alle Gründe des Zusammenbruchs in Stalingrad aufzählen will, und zwar die betrübliche Feststellung, dass ein Vertrauen in die Führung durch den obersten Befehlshaber der Wehrmacht bei manchen Generalen nicht mehr vorhanden war, wohl auch nicht mehr bei der Masse der unteren Truppenführer.

Der tiefere Grund des Zusammenbruchs der 6. Armee ist in weiteren Fakten zu suchen: Für einen taktischen oder operativen Entschluss sind die vorangehen-

* Ia = 1. Generalstabsoffizier (Führung)

den Überlegungen über Zeit, Raum und Kräfte massgeblich. Wollte man Stalingrad halten, so war die erste Frage, ob es glücken würde, die eingeschlossene Armee monatelang von der Luft aus mit allem Notwendigen versorgen zu können. Die Ausdehnung des Kessels, seine Geländeverhältnisse, die Entfernung von der Hauptfront und schliesslich die zur Verfügung stehenden Kräfte, das waren die wesentlichsten Punkte für einen Entschluss. Dass der Winter, der russische Winter, alle Massnahmen erschwerte, kam noch hinzu. Der Entschluss der obersten Führung musste naturgemäss auf die Kritik all jener stossen, die sich täglich mit den Schwierigkeiten der Versorgung ihrer Truppe mit dem Notwendigsten an Verpflegung und Munition abzumühen hatten. Ihnen musste bald klarwerden, dass eine ausreichende Versorgung von der Luft aus gar nicht möglich war, dass man deshalb den Zeitpunkt, wann der Widerstand zusammenbrechen musste, mit den Fingern ausrechnen konnte. Gelang es in dieser Zeit nicht, von aussen her einen «Schlauch» in den Kessel hinein zu schlagen, dann war das Schicksal der Armee besiegelt. Insofern kann man also nicht den Standpunkt einnehmen, dass es sich um eine unzulässige Kritik an den Massnahmen der höchsten Führung handelte, die dem Untergebenen nicht zustand.

Bleibt nur noch die Frage, warum die Führung an Stalingrad festhielt, festhalten zu müssen glaubte. Dieser Grund ist den Truppenführern im Kessel nie übermittelt worden. Aber ich glaube, selbst wenn dieser Entschluss in noch so eindringlicher Form begründet worden wäre, das mangelnde Vertrauen in die politische und militärische Führung war durch keine noch so geeignete Massnahme wiederherzustellen. Von den Generalen hatte ein grosser Teil vor dem Krieg in Opposition zu den Vertretern des Dritten Reiches gestanden. Die kritische Einstellung dieser grossen Gruppe von Männern an massgeblichen Stellen hat sich wohl zuweilen auf ihre Entscheidungen ausgewirkt. Demgegenüber muss eindeutig festgehalten werden, dass es sehr viele gegeben hat, die auch durch den katastrophalen Ausgang der Schlacht um Stalingrad nicht irre wurden an ihrer Überzeugung, dass selbst dieses Opfer gebracht werden müsse. Es wurde bis zuletzt mit einem Glauben an Deutschland, an den Endsieg gekämpft, und es gab keinen einzigen Fall von Befehlsverweigerung oder Meuterei.

Dieserart waren die Gedanken, die mich und uns in den letzten Tagen bewegten. Nun aber war es soweit, einen Entschluss zu fassen. Verpflegung war nicht mehr vorhanden, schwere Waffen hatten wir überhaupt nicht mehr, wir waren also den Russen mit ihren Panzern hilflos ausgeliefert. Über die Zariza-Schlucht würden sie natürlich nicht angreifen, aber aus der rechten Flanke von Westen her waren sie bereits so weit in die Stadt vorgedrungen, dass wir durch kein Panzerhindernis mehr geschützt waren. Es konnte nur noch zu einem Kampf um die wenigen erhaltenen Häuser kommen, die alle mit Verwundeten überfüllt waren. Dieser letzte Widerstand musste uns sinnlos erscheinen.

Am Abend zuvor hatten wir wenigen Kommandeure im Abschnitt des LI. Korps den Kommandierenden General v. Seydlitz gefragt, was angesichts der Aussichtslosigkeit auf erfolversprechende Abwehr bei neuerlichen Angriffen der Russen geschehen solle. Bei dieser Besprechung, die in einem der Kellerräume des GPU-Gefängnisses stattfand, waren neben seinem Stabschef, dem Oberst i. G. Clausius, mein letzter Bataillonskommandeur, Major Pohl, und Oberst Schwarz, Kommandeur des Werferregiments, zugegen. Seydlitz sagte wörtlich Folgendes:

«Meine Herren, ich will das so formulieren: Wenn der Russe morgen angreift, dann wird der Kampf zunächst angenommen und dann beendet!»

Ich hatte in diesem Krieg mancherlei Aufträge bekommen, für deren Beurteilungs- und Entschlussüberlegungen ein Kriegsschüler in Friedenszeiten bei der Prüfung durchgefallen wäre. Diese Formulierung eines in Krieg und Frieden hochqualifizierten Generals erschütterte mich. Nicht nur mich: Wir Kommandeure der letzten kleinen, durch den wochenlangen Abwehrkampf zermahlenden, versprengten, zusammengewürfelten Soldatenhäuflein, von Glauben, Disziplin und Selbsterhaltungstrieb zusammengehalten, sahen einander fassungslos an, während im Hintergrund des düsteren Kellerraumes Oberst Clausius mit einigen Offizieren und Männern seines Stabes und dem Korpsarzt die letzten Konserven verteilte – in Vorbereitung eines Ausbruchsversuchs, den sie unter Benutzung einer Stosslinie, die durch Funk von der Heeresgruppe mitgeteilt wurde und von der Luftwaffe überwacht werden sollte, unternehmen wollten. Das war der letzte Grund für meinen Entschluss, mit dem überlebenden Rest meines Regiments zu kapitulieren.

Wir waren ausgehungert, kraftlos und krank, mehr oder weniger, und in einem solchen Zustand ist man nicht mehr in der Lage, einen starken Entschluss zu fassen. Zum Freitod, an den ich verschiedentlich gedacht hatte, besass ich nicht mehr den Mut und auch nicht mehr die Kraft. Ich musste an mein Schicksal im Ersten Weltkrieg denken, als ich am 2. September 1918 bei Arras mit einem schweren Lungenschuss in englische Gefangenschaft geriet. Und ich entsann mich, dass ich mir zu Beginn dieses Krieges geschworen hatte, nie wieder lebend in Gefangenschaft zu geraten. Ich erinnerte mich auch an einen guten Kameraden aus der englischen Gefangenschaft, den damaligen Leutnant Hauser aus einem bayrischen Infanterieregiment, der im Jahre 1917 unverwundet in Gefangenschaft geraten war und dem sein Vater, ein bayrischer General, nicht mehr geschrieben hatte, weil nach seiner Auffassung ein Offizier nicht unverwundet in die Hände seiner Feinde zu fallen hatte.

Viele Offiziere und tapfere Männer haben in jenen letzten Tagen den freiwilligen Tod der Gefangenschaft vorgezogen, manche Stäbe und kleinere Einheiten haben sich auf den Trümmern ihrer Verteidigungsstellungen selbst in die Luft gesprengt. Ich bewundere ihre Haltung: Sie war soldatisch, und niemand, der nicht die ausweglose Lage der halb verhungerten Verteidiger in den Trümmern

der Wolgastadt inmitten der froststarrenden russischen Steppe miterlebt hat, ist berechtigt, an ihrer Handlungsweise irgendeine Kritik religiöser oder anderer Art zu üben. Der freiwillige Tod stellt eine Katastrophenlösung dar, zu der wir anderen aber nicht mehr in der Lage waren. In unseren kraftlosen Körpern glomm irgendwo die Hoffnung, es gäbe doch noch einen Ausweg, auch in der Gefangenschaft mit dem Leben davonzukommen.

Der Entschluss, bis zur letzten Patrone zu kämpfen, ist von Menschen, die sich nicht mehr im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte befinden, nicht durchzuführen. Das soll keine Entschuldigung sein, sondern nur eine reale Darstellung der Umstände, wie sie sich mir und vielen anderen erwiesen haben. Ich weiss, dass viele den Freitod aus religiösen Gründen abgelehnt haben. Dieser Standpunkt, sich dem Schicksal, das von Gott bestimmt ist, nicht entziehen zu dürfen, steht einer soldatischen Handlungsweise nicht im Weg.

Ich habe also damals den Weg der Kapitulation beschritten und meine Männer veranlasst, das gleiche zu tun. Es war mit diesem Häuflein auch kein Widerstand mehr zu leisten. Ich weiss noch, dass ich etwa Folgendes zu ihnen sagte: «Ein Widerstand von uns kann die Ereignisse nicht mehr aufhalten. Der Helden-
tod ist eine Forderung, die man von uns kraftlosen, kranken Menschen nicht mehr verlangen kann. Ich bin mir bewusst, dass wir einem schmachvollen Schicksal entgegengehen. Wenn aber auch nur einem Teil von uns bestimmt ist, die Heimat einmal wiederzusehen, so kann er dann seinem Vaterland besser nützen, als es unser sicherer Tod auf den Trümmern Stalingrads tun könnte. Den Selbstmord lehne ich ab, und ich habe vor, den Kampf einzustellen, weil wir keine wirksamen Waffen gegen die russischen Panzer und kein Brot mehr haben.»

Dann gingen wir hinaus aus unserem letzten Unterschlupf. Die Russen standen schon vor den Ausgängen, und wir legten unsere übriggebliebenen Waffen, Gewehre und Pistolen, ab. Vom Eingang des GPU-Gefängnisses bis zur vorderen Linie, am Bahndamm, waren es nur etwa fünfzig Meter. Unter der Unterführung, die den Weg zur Zariza-Schlucht überbrückte, standen die Reste der Division des Generals v. Daniels, der etwas theatralisch im Schmuck seiner Generalsstreifen und roten Mantelaufschläge seine Männer ansprach, sie sollten sich ihm anvertrauen, was er tue, sei richtig, Hitler habe versagt. Es war ein trauriger Zug, der sich nun in Bewegung setzte, die Strasse entlang, unter der Eisenbahnbrücke hindurch in Richtung auf die Zariza-Schlucht. Zu beiden Seiten standen jetzt Rotarmisten mit Maschinenpistolen. Nachdem wir einige hundert Meter gegangen waren, mussten wir stehenbleiben, und von mehreren Seiten kamen Kameraleute auf uns zu, die uns knipsten und filmten. Es waren Männer in tadelloser Winterausrüstung, mit blendend weissen Pelzmänteln, ebensolchen Filzstiefeln und sehr schönen Pelzmützen. Ich hatte nicht den Ehrgeiz, mich bei diesem

Anlass fotografieren zu lassen, aber ich kam nicht daran vorbei, denn nun wurden alle Kommandeure herausgezogen und jeder einzeln fotografiert. Es muss ein schauriges Bild geworden sein – wochenlang nicht rasiert, ungewaschen, mit ausgezehrtem Gesicht und hohlen Augen. Dann ging es wieder einige hundert Meter weiter, bis wir an eine Stelle gekommen waren, wo einige PKWs standen. Bis hierher war Rudi Jüngst mit mir gekommen. Jetzt sollten wir Kommandeure die Wagen besteigen, die Mannschaften und Unteroffiziere mussten Zurückbleiben. Ich nahm von Rudi Abschied und ahnte nicht, dass es für immer sein sollte.

In einen kleinen PKW verfrachtete man mich und Oberst Schwarz. Ich hatte einen Rucksack mit mir, darin eine zweite Uniform, einige Hemden und Kragen, Taschentücher, eine Schachtel Schoka-Kola und Zigaretten. Die Wagenkolonne setzte sich in Bewegung, und nach einer Fahrt von etwa zwanzig Minuten hielten wir vor einigen Holzbauten, wo man uns deutete, auszusteigen und in eines der Häuser hineinzugehen. In einem der Räume trafen wir dann auf General v. Daniels, von seiner Division noch Oberst Steidle und eine Anzahl mir fremder Stabsoffiziere, von denen mir nur noch der Flak-Oberst Wolf in Erinnerung geblieben ist. Wir waren, wie wir erfuhren, bei einem Armeestab gelandet, gleichbedeutend einem Korpsstab bei uns. Von allen Seiten kamen russische Soldaten und Offiziere herbei, um uns zu sehen. Auch Weiber waren darunter – man konnte sie nicht anders bezeichnen –, in Uniform, schmutzig und ungepflegt, und alle betrachteten uns wie seltene Tiere. Dann trat ein besonders gross gewachsener Sowjetoffizier auf, der sich durch Sonderführer Reichert, den Divisionsdolmetscher des Generals v. Daniels, als Mitglied des Obersten Verteidigungsrates in Moskau bekannt machen liess. Er liess uns Wodka und auch ein wenig zu essen aus einer Feldküche bringen, dann gab es noch Brot und Schokolade, die aus den für uns von der Luftwaffe abgeworfenen «Verpflegungsbomben» stammten. Wir nahmen natürlich alles dankbar an.

Leider wirkte der Alkohol auf manche so stark, dass schon hier die ersten Entgleisungen vorkamen. General v. Daniels war der Wodka als erstem in den Kopf gestiegen, er bedankte sich für das Zutrinken bei dem Herm vom Moskauer Verteidigungsrat, was dieser wie bei der Vorstellung mit besonders tiefen Verbeugungen begleitete, mit den Worten: «Feinde von heute, Freunde von morgen!» Der hysterische Oberst Steidle stand auf und sagte zum Dolmetscher Reichert: «Bitte übersetzen Sie dem Herm Verteidigungsrat, als Dank für die wohlwollende Aufnahme und die gute Behandlung überreiche ich ihm meinen Feldstecher.» Mit diesen Worten streifte er sich den Riemen seines grossen Dienstfernglases über den Kopf und gab es mit einer förmlichen Verbeugung dem langen Russen. General v. Daniels war inzwischen durch den Wodkagenuss rührselig geworden, die Tränen liefen ihm über die Wangen, er stammelte wirres Zeug, so dass ich nicht umhinkonnte, ihn zu bitten, Haltung zu bewahren. Aber es war

nicht mehr viel zu retten. Als er hörte, dass er, wie der lange russische Frontbeauftragte ihm versicherte, in Moskau dem Generalissimus Stalin vorgestellt würde, da war es um seine Fassung endgültig geschehen – ebenso wie wenige Tage zuvor im GPU-Keller nach einem telefonischen Disput mit dem Chef des Generalstabs der Armee, General Schmidt, über die Kapitulation, als er mich gebeten hatte: «Können Sie mir nicht eine Wache stellen, Schmidt will mich erschiessen lassen, und ich habe mein jüngstes Kind noch gar nicht gesehen!»

Es war eine düstere Szene in jener russischen Bauemkate, sie mutete an wie die Travestie einer heldischen Tragödie in ein shakespeareisches Narrenspiel, mit wenigen Charginrollen und einer stumpfen, stummen Statisterie. Der Vorhang fiel glücklicherweise rasch: Der General wurde von uns getrennt – wir sahen ihn erst einen Monat später in Krasnogorsk bei Moskau wieder –, und wir anderen, 17 Stabsoffiziere, wurden auf einen Lastkraftwagen verladen.

Als wir auf dem Wagen sassen, beobachtete ich, wie einer der Posten, der uns begleiten sollte, ein Mongole, von einem russischen Offizier einen Auftrag in bezug auf uns erhielt. Ich verstand kein Wort Russisch, aber aus den Mienen der beiden konnte ich entnehmen, dass es um unsere Behandlung ging. Meine böse Vorahnung, die mich bei dieser Beobachtung befiel, sollte sich später bewahrheiten.

Wir fuhren bald darauf los. Es war grimmig kalt, der Fahrer fuhr rücksichtslos, wodurch wir, die wir mit müden Gliedern eng aneinandergedrängt sassen, unbarmherzig schmerzhaft zusammenstiessen. Wir fuhren an Artilleriestellungen vorbei, aus denen gegen unsere noch weiterkämpfenden Kameraden geschossen wurde. Zur Front marschierende Infanterieeinheiten kamen uns entgegen; die Marschdisziplin war miserabel, aber die Verkehrsregelung und die Kontrolle der von der Front sich nach rückwärts bewegenden Teile, besonders auch einzelner Soldaten, wurde streng durchgeführt.

Diese erste Fahrt in die Gefangenschaft hatte etwas unsagbar Deprimierendes an sich. Nun waren wir auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft, die uns von der Propaganda in den schwärzesten Farben gemalt worden war, doch keiner von uns konnte ahnen, dass die Wirklichkeit in wenigen Tagen die Schwarzmalerei als rosige Bilder weit hinter sich lassen sollte.

Auf der Fahrt fingen die kleinen Plünderungen durch die Bewacher schon an. Als wir an einer schmalen Wegstelle, die durch einen Hohlweg hinab und dann wieder einen Hügel hinauf führte, den Wagen verlassen mussten, glaubte ich, das sei nur ein Vorwand, um uns umzulegen. Wir durften aber nach Überwindung dieser Passage wieder aufsitzen. Es war inzwischen dunkel geworden. Einige von uns kannten das Gebiet und behaupteten, man hätte uns ziemlich planlos in der Gegend herumkutschert.

Schliesslich hielten wir in der Nähe von einigen Baulichkeiten, die wir nur an ihren dunklen Umrissen erahnen konnten.

Zunächst passierte nichts. Ein Leutnant, der vorne beim Fahrer gesessen war und unseren Transport geführt hatte, verschwand, nachdem er den beiden Posten, die unsere Bewachung darstellten, etwas abseits einige Aufträge erteilt hatte. Der Fahrer stellte sich mit entschertem Gewehr neben unseren Wagen, während sich die beiden Posten uns einzeln Vornahmen und gründlich plünderten. Ich kam relativ spät dran und verlor, weil die Zeit schon fortgeschritten war und die nächsten Kameraden bereits vom Wagen heruntergeholt wurden, mein ganzes Gepäck, also meinen Rucksack, den der Mongole an sich nahm. Als ich mich widersetzen wollte, lud er durch und hielt mir die MP unter die Nase. Wir wurden nun im Gänsemarsch von der Strasse herunter durch den tiefen Schnee auf die dunklen Schatten der Gebäude zugetrieben. Diese stellten sich als teilweise zerstörte Baracken ohne Fensterscheiben heraus, glücklicherweise z.T. mit Holzfussboden. Ein russischer Oberleutnant wies uns den grössten Raum der Baracke als Aufenthaltsort für die Nacht zu und teilte uns mit, dass wir am folgenden Tag in ein Lager gebracht würden. Ich konnte mich durch einen Dolmetscher bei ihm über die Wegnahme meines Gepäcks beschweren und hatte die Genugtuung, wenigstens meinen stark zusammengeschrumpften Rucksack wiederzubekommen.

Da ich der Dienstälteste in der Baracke war, liess ich eine Liste von allen Anwesenden anfertigen, um eine Kontrolle über uns zu ermöglichen. Diese Voraussicht erwies sich als nutzlos, da mir die Liste bei der nächsten Durchsuchung abgenommen wurde. Die Nacht verbrachten wir auf dem blanken Fussboden, wie schon so oft, und fielen völlig erschöpft und doch aufgewühlt von unserem schicksalhaften Erleben in einen unruhigen, quälenden Halbschlaf.

Der erste Morgen in der Gefangenschaft weckte uns mit seinem fahlen Licht und mit grimmiger Kälte, welche die ausgehungerten Körper schmerzhaft quälte. Auch der Hunger bereitete Schmerzen, und wir teilten uns die letzte Schachtel Schoka-Kola und die letzten Zigaretten. Dann begannen die Durchsuchungen. Zwei sowjetische Offiziere erweckten den Anschein, als seien diese offizieller Art und korrekt. Aber wir merkten bald, dass man nur, bevor wir in andere Hände kamen, abschöpfen wollte, was noch vorhanden war. Es war tatsächlich noch allerlei zu finden. Ich wurde zu diesem Vorgang als deutscher Zeuge geholt und kam als erster dran. Meine mir noch verbliebenen Wertsachen wurden mir weggenommen, aber, was viel schmerzlicher war, auch die letzten Briefe meiner Frau und meiner Kinder. Einen davon hatte ich immer wieder gelesen – es war die Antwort meiner damals 12jährigen Tochter auf einen Brief von mir, in dem ich wohl nicht so zuversichtlich geklungen haben mochte, wie es sonst meine Art gewesen war. Jedenfalls hatte sie mir eine recht schöne Lektion erteilt, indem sie schrieb: «Mein lieber Papi! Der liebe Gott schickt uns kein schwereres Schicksal, als wir ertragen können!» – Doch war ich sehr glücklich, die Fotos

meiner Frau und meiner Kinder retten zu können, auch meine sämtlichen Kriegsorden und einen Urlaubsrock; ich wollte nämlich gerade zu dem Zeitpunkt in Urlaub fahren, als die Offensive der Russen einsetzte. Mit dem Urlaubsrock konnte ich später einem völlig ausgeplünderten Kameraden helfen.

Es war eine der ersten Durchsuchungen, der im Verlauf der langen Gefangenschaft unzählige folgen sollten. Wir nannten sie im Sprachgebrauch der Gefangenen «Filzungen».

Am Nachmittag dieses zweiten Gefangenschaftstages wurden wir Offiziere – etwa fünfzig an der Zahl – gesammelt; wir bekamen je einen Räucherfisch als Verpflegung in die Hand gedrückt und marschierten nach Krasno-Armeisk, wo wir in ein Durchgangslager kommen sollten. Der Marsch war eine fürchterliche Quälerei: Die Mehrzahl von uns hatte sich ein zu umfangreiches Gepäck für die Gefangenschaft vorbereitet, von dem sich keiner trennen wollte, und nun ächzten alle unter ihrer Last im tiefen Schnee, mehr torkelnd als schreitend. Wir waren kaum einige hundert Meter von unserer bisherigen Leidensstation entfernt, als wir von einer Meute von Zivilpersonen angegriffen wurden, hauptsächlich junge, kräftige Kerle, die in unsere Kolonne hineinschlugen und sich der Tornister und Rucksäcke zu bemächtigen suchten. Unsere Bewacher, ein Leutnant und mehrere mit MPs bewaffnete Soldaten, taten nichts, um uns vor diesen Wüstlingen zu schützen. Viele von uns verloren so ihre Habe, einige wurden sogar durch Messerstiche verletzt. In dieser Weise lernten wir allmählich die Lage kennen, in der wir uns von nun an befanden – schutzlos der Willkür von Personen ausgesetzt zu sein, denen jegliche Hemmungen völlig fehlten.

DAS ERSTE LAGER: KRASNOARMEISK

Bei Dunkelheit kamen wir im Lager Krasno-Armeisk an. Es war natürlich kein Lager im üblichen Sinn, sondern bestand nur aus mehreren Steinhäusern, z.T. noch im Rohbau, und einigen Holzbaracken abseits der Strasse im tiefen Schnee, die von einem schwachen Stacheldraht umgeben waren. Eine starke Kette von Posten mit MPs und mehrere Wachhunde sorgten für unsere Bewachung.

Ich hatte das Glück, in ein fast fertiges Wohnhaus zu kommen, wo ich mit einiger Mühe auf dem Fussboden einer kleinen Küche, in der sogar ein brauchbarer Herd stand, gemeinsam mit acht Kameraden einen Liegeplatz fand. Alle Häuser waren überfüllt, selbst diejenigen, die noch unfertig waren, ohne Fenster und Türen, und ihren armseligen nunmehrigen Bewohnern keinen Schutz gegen die Januarkälte geben konnten. Natürlich fand zunächst wieder eine Durchsuchung des Gepäcks sowie des Körpers statt. Wieder wechselten einige Gegenstände ihre Besitzer. Die Russen konnten alles gebrauchen. Aber auch wir lernten schnell, wo und wie man die Sachen, die man sich erhalten wollte, verstecken konnte. Im Laufe der langen Gefangenschaftszeit haben es manche Kameraden auf diesem Gebiet zu wahren Meisterleistungen gebracht.

Ich war einer von den Glücklichen, welche die wichtigsten Bekleidungsstücke gerettet hatten, denn ich besass meinen besten Urlaubsrock, eine ganz neue Reithose, ein Paar Fliegerfilztiefel und einen Mantel, der allerdings weniger für den russischen Winter, sondern eher für einen Spaziergang an der Alster geeignet war. Im Rucksack hatte ich noch ein Hemd zum Wechseln und eine Anzahl Ersatzkragen und Taschentücher. Ich war also reich. Es mag heute unwesentlich erscheinen, dass man solche Einzelheiten erwähnt, aber unter den damaligen Umständen waren all diese Gegenstände deshalb so wichtig, weil das Leben, die Erhaltung der Gesundheit, davon abhing. Unzureichende Bekleidung war für viele der sichere Tod.

In den folgenden Tagen bemühte ich mich, als dienstältester Offizier mich dazu verpflichtet fühlend, Ordnung, Sauberkeit und eine Atmosphäre der Zuversicht in diese mehrere tausend Menschen umfassende Schicksalsgemeinschaft zu bringen. Wie notwendig, aber auch wie schwierig es war, mit Massnahmen Erfolge zu erringen, die sich nur dadurch in die Tat umsetzen liessen, dass von allen diesen entwurzelten menschlichen Gestalten die Autorität des Vorgesetzten nicht negiert wurde, kann nur derjenige ermessen, der dieses Inferno miterlebt hat.

Ein Schicksal war über alle diese erbarmungswürdigen Menschen hereingebrochen, dessen grausame Hand sie zunächst in der Schockwirkung noch nicht spürten. Das Unbegreifliche wurde nicht erfüllt – wie bei jenem Luftwaffensoldaten, den ich wenige Tage zuvor beim Rückzug im Schnee liegen gesehen hatte: Ein Granatsplitter hatte ihm das eine Bein weggerissen, er selbst hatte aber infolge der Schockwirkung seine schreckliche Verwundung noch gar nicht begriffen und rief mir lächelnd, an einem Schneeklumpen lutschend, ein heiteres Wort zu. Die Masse dieser braven Soldaten – mannhafte, kräftige Gestalten, hart und ausgeglüht durch Kämpfe und Anstrengungen, durch Hunger und Kälte – war stumpf gegen sich selbst, gegen die Umwelt geworden. Dieses Phänomen trat sehr bald auf, und es darf deshalb nicht verwundern, dass in den ersten Wochen der Gefangenschaft die Todesfälle sich gerade deshalb häuften, weil viele sich aus ihrer Stumpfheit, selbst zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse, nicht mehr lösen konnten. Verdorben, gestorben – Männer, die noch vor Kurzem der Stolz ihrer Truppe, ein Vorbild für ihre Untergebenen gewesen waren.

Ein Phänomen hat somit in jenen ersten Tagen der Gefangenschaft seinen Anfang genommen, mit dem wir alle uns später so oft auseinandergesetzt haben – die Korruption der Moral, die Korruption der Charaktere. Ich werde im Verlauf meiner Schilderungen noch ausführlicher darauf eingehen.

Der Hunger und die Kälte, die entsetzliche Not des armseligen Daseins, deren alarmierendstes Kennzeichen die nervenzerstörende Ungewissheit war, überwand alle Hemmungen. Der Trieb, das Leben zu erhalten, zeitigte die ersten Diebstähle unter Offizieren, unter Akademikern, hochgebildeten Menschen, denen man mehr Widerstandskraft gegenüber den Versuchungen zugemutet hätte, die uns alle in gleicher Weise quälten. Der Zustand war erreicht, in dem man von keinem Menschen mehr ein Opfer für die Allgemeinheit erwarten konnte. Der Gemeinsinn hat bei den meisten Menschen seine Grenze dort, wo die offensichtliche Gefahr für das eigene Leben, für die eigene Gesundheit, drohend wird. Hier muss man zwischen der Zivil- und der militärischen Courage, besser der soldatischen, unterscheiden. Der Mut des Soldaten bleibt überall und in allen Lagen der gleiche, wenn es sich wirklich um einen Mann mit echter soldatischer Gesinnung handelt. Viele, die im Krieg sich als einsatzfreudige, mutige Soldaten bewährt hatten, versagten in den harten Prüfungen der Gefangenschaft. Darin liegt nach meiner Auffassung der Beweis, dass in solchen Fällen der soldatische Mut nicht den wahren Wurzeln des Mutes entspringt. Diese Wurzeln sind Stolz und Demut: Stolz darüber, sich überwinden zu können, und Demut, weil man das eigene Opfer geringachten soll. Sind aber diese Wurzeln nicht vorhanden, dann muss es zu den erwähnten Erscheinungen kommen. Der richtige Soldat hat auch Zivilcourage. Leider kommt man nach den Erfahrungen der

Gefangenschaft zu dem Schluss, dass echte Soldatentypen nicht so häufig sind, wie man in Friedenszeiten anzunehmen geneigt ist, dass man sie aber in allen Kreisen findet und dass sie nicht auf eine Oberschicht beschränkt sind. Wer Zivilcourage besitzt, ist in der Regel auch ein guter Soldat.

Doch ich bin weit abgeschweift von meiner Schilderung. Die Einwirkung auf die Kameraden war in der ersten Zeit fast immer erfolgreich. Es hatte auch während der letzten Tage in Stalingrad keine Meuterei oder Befehlsverweigerung gegeben – ein Zeichen für die Güte unserer Ausbildung und Disziplin, aber auch für die Überzeugtheit, mit welcher der Soldat für sein Vaterland kämpfte. Diese Disziplin hielt auch noch in der ersten Zeit der Gefangenschaft an, und sie hätte länger gewährt, hätte nicht die Propaganda der Sowjets ihre berechnete Wirkung gehabt. In einigen Fällen half es, die Betreffenden am Portepée zu packen, aber manchmal nützte es nichts, und ich musste damit drohen, dass bei der Rückkehr zu normalen Umständen die Ehrengerichte in Anspruch genommen würden.

Man muss sich bei der Beurteilung solcher Erscheinungen, die das Absinken der Moral zur Folge hatten, vorstellen, dass sich die Masse von Soldaten und Offizieren aller Dienstgrade nach monatelangen Kämpfen unter den härtesten Entbehrungen, zumeist ohne ausreichende Winterschutzbekleidung, nachdem viele wie durch ein Wunder dem Blutausch der «Sieger» entgangen waren, in eine Lage gebracht sah, die an körperlicher und seelischer Belastung die Wochen des Kampfes weit überbot. Jetzt waren all die Möglichkeiten entfallen, mit der Heimat noch irgendwie in Kontakt zu bleiben, der Zusammenhalt des Truppenverbandes war verschwunden, urplötzlich war jeder völlig auf sich allein gestellt – oder glaubte es zumindest –, eine ganze Welt war zusammengebrochen durch das Erlebnis der Niederlage, an welcher der Führung, der man blind vertraut hatte, die Schuld gegeben wurde. Der deutsche Soldat, der heldenhafte Bezwiner aller noch so starken Verteidigungsanlagen, der Überwinder von Kälte- und Hitzequalen, wie er sie nie zuvor erlebt hatte – er war nun ein armseliges Menschlein geworden, eine Kreatur wie andere Lebewesen, die aus Lebensangst und -not handeln. Wenn Menschen Wärme, Nahrung, fürsorgende Liebe entbehren müssen, dann fallen die Schranken, die Erziehung und Gewöhnung, Sitte und Vorbild gesetzt haben. Nackt steht der Mensch dann in all seiner Not allein den schauerlichen Wirklichkeiten gegenüber, die er sich niemals auch nur vorzustellen gewagt hätte.

Aber zurück in unser erstes Lager. Unser Tagesablauf sah folgendermassen aus: Mitten in der Nacht begann die Verpflegungsausgabe. Wir traten in die Kälte und Dunkelheit hinaus, um, langsam eine Schlange bildend, an der Küche vorbeizumarschieren, wo man aus einem kleinen Fenster heraus einen Kochgeschirrdeckel voll heisser Suppe erhielt. Ein Gottesgeschenk! Die Ausgabe nahm einen Grossteil des Tages in Anspruch, da wegen Mangels an Kesseln und Koch-

geschirr in Etappen gekocht und verteilt werden musste. Wir waren ja mehrere tausend Mann, darunter eine grosse Anzahl Rumänen, die als erste gewisse Zeichen der Zusammenarbeit mit den sowjetischen Bewachern erkennen liessen. Nachdem die Mahlzeit eingenommen war und die Kochgeschirre abgeliefert waren, verkroch sich jeder wieder in seine schützende Behausung, sofern er es überhaupt geschafft hatte, in eine solche hineinzukommen. Ich hatte dieses Glück, denn ich war, wie bereits erwähnt, mit acht Mann in der Küche eines beinahe fertigen Wohnhauses untergekommen. Was wollte man mehr? Man hatte einen Platz zum Liegen, und es war warm.

Alle Räume des Hauses einschliesslich der Treppen waren natürlich voll ausgenützt, es war eine schrecklich beklemmende Enge, aber jeder nahm Rücksicht auf den Nächsten. Viel schlimmer waren diejenigen dran, die nicht wie wir in Räumen mit intakten Fenstern hausten. In einer der armseligen Holzbaracken konnten die Kameraden nur im Sitzen schlafen, oder sie wechselten einander ab, indem ein Teil sich zum Schlafen hinlegte, während der andere stehen musste. Am fürchterlichsten aber waren die Räume, in denen die Verwundeten untergebracht waren. Sie lagen wie wir auf der blanken Erde und konnten durch unsere Ärzte, von denen es mehrere gab, nicht versorgt werden, denn man hatte ihnen bei der Gefangennahme die medizinischen Instrumente, die Medikamente und selbst das Verbandsmaterial abgenommen. Eine Versorgung durch sowjetisches Sanitätspersonal erfolgte nicht. So starben diese armen Teufel langsam dahin, ihr Ächzen und Stöhnen und ihre lauten Fieberphantasien klangen schauerlich durch die stillen Nächte. Am schlimmsten aber war der Gestank, der aus ihren Räumen drang.

Am Vormittag fand eine Zählung statt, die stundenlang dauerte und nur durch Mitwirkung russischsprechender Gefangener einigermaßen geordnet verlaufen konnte. Als drittes Ereignis des Tages kam dann noch die Brotverteilung hinzu. Und dies war wohl das Wichtigste. Was das Brot für den Menschen bedeutet, das lernt er erst zu erkennen, wenn er es entbehren muss! «Unser tägliches Brot gib uns heute» – wer hat es nicht gebetet und dabei gedacht, dass diese Bitte eigentlich doch eine recht bescheidene sei, die der himmlische Vater leicht gewähren könne. Aber nur der wird mit Ernst und Verstand sein Gebet sprechen, der das Brot in solch entsetzlichen Mangelzeiten schätzen gelernt hat. Dieses Brot der Sowjetunion, mit dem wir zum ersten Mal Bekanntschaft machten, war unserem nicht vergleichbar. Es war feucht und klebrig und hatte auch nur eine sehr begrenzte Haltbarkeit. Über den Geschmack liess sich streiten, es schmeckte uns schliesslich wie Kuchen. Die Portion war sehr klein und reichte keineswegs zum Sattwerden. Vielen bekam es nicht, Magen- und Darmbeschwerden waren die Folgen.

Die Verteilung der Suppe, die Zählung und die Brotverteilung waren also die drei Stationen des Tages. Danach war jeder sich selbst überlassen, soweit sich nicht kleine Gemeinschaften bildeten. So mancher begann stumpf zu werden und sich einem gefährlichen Vor-sich-Hinbrüten über das jammervolle Schicksal

hinzugeben. Erfreulicherweise aber setzten sich diejenigen durch, deren Lebenswille ungebrochen geblieben war. Man erzählte seine Erlebnisse, Geschichten, es wurde Skat gespielt, besonders Tüchtige setzten ihre Bekleidung mit den ihnen verbliebenen Mitteln instand, ja, die ersten Fluchtpläne wurden geschmiedet.

Am schlimmsten war es um die Körperpflege bestellt. Wasserleitungen oder Brunnen waren nicht vorhanden. Das Wasser für die Küche musste – in einer grossen Tonne auf einem Schlitten von etwa zwanzig Gefangenen gezogen, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten – aus einer Entfernung von einem halben Kilometer geholt werden. Dieses Kommando war aus mehreren Gründen begehrt. Denn erstens konnte man draussen trinken, soviel man wollte, zweitens konnte man sich waschen und drittens durch Eintauschen der letzten verbliebenen Wertgegenstände Brot und Tabak erlangen. So mancher Ehering ist auf diese Weise in Brot umgesetzt worden. Not kennt kein Gebot! Und ich bin sicher, dass die armen Frauen in der Heimat beim Anblick der unsagbaren Not ihrer Männer für diesen Handel Verständnis aufgebracht hätten.

Jeden Morgen wurden die Leichen in der Nacht verstorbener Kameraden aus den Baracken geholt. Man entledigte sie zunächst der Kleidung, die den Lebenden noch Schutz gewähren konnte, und schleifte sie mangels anderer Möglichkeiten mit einem um die Füsse gewundenen Draht in eine entfernte Lagerecke, wo sie übereinandergeschichtet wurden, da ein Begraben bei dem tief gefrorenen Boden unmöglich war. Wie viele sind damals an Erfrierungen elendiglich krepirt, weil eine Behandlung durch unsere Ärzte nicht stattfinden konnte und die Russen sich um die Verwundeten und Kranken überhaupt nicht kümmerten! Stalingrad und Krasno-Armeisk hatten uns schon so abgestumpft, dass uns all das nicht mehr unter die Haut ging.

So vergingen die Tage ohne grosse Sensationen. Da es schon am frühen Nachmittag dunkel wurde, war man auf seine Ecke angewiesen, wenn man das Glück gehabt hatte, eine solche zu erwischen. Und man verliess sie nur, wenn es nicht zu umgehen war. Die Erledigung der Notdurft war ein Problem, sie ist es auch später in den anderen Gefangenenlagern geblieben. Es ist nur gut, dass in Russland ein langer und strenger Winter herrscht; er ist der «Hygieniker». An einen Bau entsprechender Einrichtungen in dem Lager war bei dem gefrorenen Erdboden und dem Mangel an Baumaterial nicht zu denken. Es stellte oder setzte sich jeder, wie es ihm gerade passte, in den Schnee. Den sauberen Schnee, der dann noch übriggeblieben war, füllten die glücklichen Besitzer von Kochgeschirren in ihre Gefässe und erwärmten ihn, manch einer hatte sogar noch etwas Tee und verschaffte sich dadurch einen hochbenedigten Genuss.

Abends, ab einer bestimmten Zeit, durften wir die Häuser und Baracken nicht mehr verlassen, ausser um auszutreten. Die Postenkette war nachts beträchtlich verstärkt und durch zusätzliche Wachhunde ergänzt. Es war gefährlich, zur Nachtzeit vor die Tür zu treten, um seine Notdurft zu erledigen, denn den Posten

sassen die Kugeln sehr locker in den MP-Läufen. Allnächtlich knallten die Schüsse unserer Bewacher, die Wachhunde kläfften, jaulten, winselten, und aus einigen kleinen Kammern unseres Gebäudes, in denen unversorgte Schwerverwundete lagen, hörte man das Jammern und die gespenstischen Schreie fiebernder und im Todeskampf liegender Kameraden.

So hockten und lagen wir nun, harte Soldaten aus den Feldzügen von Polen und Norwegen, Frankreich und Jugoslawien, auf unwahrscheinlich engem Raum zusammengepresst, vergessene, schemenhafte Figuren, verdreht, stumpf und schweigend. Glauben und Hoffnung wurden kleiner und kleiner, das Animalische gewann die Oberhand.

Die grossen Ereignisse draussen drangen nur spärlich zu uns. In den ersten Tagen hatten wir noch den Gefechtslärm der Front gehört und mit unseren Kameraden gebangt, die im Kampf lagen, in einem aussichtslosen Kampf, der aber doch die Sowjets zwang, ihre Divisionen wenigstens zu einem Teil noch vor Stalingrad zu belassen. Dann aber, in den ersten Februartagen, hörte der Kampflärm auf, die 6. Armee bestand nur noch aus den beklagenswerten Resten in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Kriegsgefangenschaft – das Wort sollte ja eigentlich in unseren modernen, fortschrittlichen Zeiten nicht schrecken. Denn nach der Willkür der Sieger in vergangenen Jahrhunderten waren doch durch die Konventionen der Mächte ein menschenwürdiges Dasein und eine menschliche Behandlung international und gewissermassen gesetzlich gewährleistet. Was es aber mit solchen Vereinbarungen auf sich hat, hatten wir vom ersten Tag an kennengelernt. Es sind sicherlich von allen kriegführenden Parteien bei der Behandlung der Kriegsgefangenen Übergriffe zugelassen worden, die dem Geist und der Absicht der geschlossenen Verträge völlig widersprachen. Aber die Sowjetunion hielt doch wohl den Rekord in bezug auf die Sterblichkeitsziffern in ihren Kriegsgefangenenlagern. Man hat berechnet, dass von den etwa 90.000 Stalingrad-Gefangenen im Jahr 1955 vielleicht noch 6.000 am Leben waren.

Zu Beginn lebten wir noch in dem Wahn, es wäre doch wohl alles nicht so schlimm, wie unsere Propaganda es dargestellt hatte. Bald jedoch erkannten wir, dass alles, was Goebbels über die Schrecken der sowjetischen Gefangenschaft hatte veröffentlichen lassen, nur ein schwacher Abklatsch einer grausigen Wirklichkeit gewesen war.

Diese Wirklichkeit ereilte uns in Form von Kommissionen. Jeder Gefangene kennt den Begriff «Kommissia». Diese Kommissionen waren in der Sowjetunion Einrichtungen, durch welche die Zentralbehörden ihre Kontrollen ausführten, die Durchführung ihrer Massnahmen erzwangen und sich ein Bild über die Stimmungen, über die Meinungen ihrer «Towarischtschi», in unserem Fall natürlich über die Stimmungen und Auffassungen der Kriegsgefangenen, machten. Dass sich ihr geheimer Nachrichtendienst besonders für uns interessierte, war

jedem vernünftigen Menschen klar. Natürlich hatten die Kommissionen auch andere Aufgaben. Sie befassten sich mit Fragen der Unterkunft, der Verpflegung, des Gesundheitszustandes usw., aber jeder, der die Gefangenschaft für mehrere Jahre mitgemacht hat, wird mir recht geben, wenn ich behaupte, dass alle Bemühungen der Kommissionen, die ja aus Leuten des MWD, also der politischen Polizei, bestanden, darauf ausgerichtet waren, dafür zu sorgen, dass die für Arbeitsleistungen – körperliche und geistige, letztere für die ideelle Kriegführung – notwendige Anzahl an Kriegsgefangenen «verwendungsfähig» erhalten wurde. Dass man dabei keinen hohen Massstab in bezug auf den körperlichen Zustand anlegte, wird jeder Plenni (= Kriegsgefangene) bestätigen können.

Eines Tages kam also eine Kommission, bestehend aus mehreren jüngeren Offizieren, die gut Deutsch sprachen. Einer von ihnen machte einen gebildeten und nicht unsympathischen Eindruck. Er unterhielt sich mit mir in englischer Sprache. Vielleicht wollte er mir beweisen, dass er sich aus der Masse der Russen hervorheben könne – ich weiss es nicht. Ich konnte ihm alle unsere Klagen über die uns belastenden Unzulänglichkeiten vortragen. Das Wichtigste war damals die Hilfe für unsere Verwundeten, überhaupt die Einrichtung einer ärztlichen Fürsorge. Ich hatte nicht den Eindruck, dass diese jungen Männer von den erschütternden Bildern, die sie vor Augen hatten, auch nur ein wenig beeindruckt waren. Man kann aber auch nicht behaupten, dass sie sich an unserer Not weideten, denn man konnte ihre Gefühle, die uns gegenüber sicher nicht positiv waren, nicht erkennen, nur erahnen. Sie schritten nämlich ohne ein Zeichen der Anteilnahme durch die von Schmutz starrenden Räume, in denen ebenso von Schmutz starrende, stinkende, menschenähnliche, schemenhafte Gestalten in unbeteiligter Gleichgültigkeit ein «Dasein» führten. Erfolgt ist nach diesem Besuch nichts, obwohl die Kommissionsmitglieder sich eifrig Aufzeichnungen gemacht hatten. Vielleicht waren es auch nur Presseleute gewesen.

Erwähnen muss ich bei dieser Gelegenheit, dass sich als erste die rumänischen Offiziere als bereits «aufgeweicht» erwiesen. Sie begegneten den Russen besonders höflich, brachten kaum Klagen vor, sondern baten um Bücher, um ihre russischen Sprachkenntnisse zu vervollkommen, und boten ihre freiwillige Arbeit an. Die meisten Rumänen übrigens zeigten sehr bald, dass sie für uns keinerlei Sympathie hegten, sie distanzieren sich von uns und gaben ihre Auffassung kund, dass sie den Krieg nur gezwungenermassen an unserer Seite geführt hätten und ihre wirklichen Gefühle auf Seiten der Westmächte wären. Ausserdem spielte sich etwas für uns, d.h. für jene, welche die Verhältnisse in der rumänischen Armee nicht kannten, recht Merkwürdiges ab. Die rumänischen Stabsoffiziere absentierte sich von ihren jüngeren Kameraden, beanspruchten einen eigenen Raum für sich, in dem sie – es waren nur wenige – viel Platz hatten, und liessen sich generell auch in dieser Lage von ihren Burschen bedienen. Sie

fürten damit ein Dasein, das, in einem erschütternden Kontrast zu jenem der übrigen Gefangenen, durch die Betonung eines gesellschaftlichen Unterschiedes in die Augen sprang. Die Waffenkameradschaft zwischen Deutschen und Rumänen schien erstorben. Glücklicherweise hat sich in den späteren Jahren erwiesen, dass dem doch nicht immer und überall so war.

Nach dieser ersten Kommission kamen noch viele andere. Einmal erschien ein General, der sich um die Unterbringung von uns Offizieren kümmerte. Er betonte, dass jedem von uns ein Bett zustehe, und wollte welche beschaffen lassen. Es wurden auch russische Soldaten der Bewachungsmannschaften herbeibefohlen, die nun begannen, aus Holz einfache Pritschen herzustellen. Allerdings waren weder diese Pritschen aufgrund ihrer Ausmasse für ein Aufstellen in unseren kleinen Räumen geeignet, noch waren überhaupt genug Räume vorhanden, in denen die notwendigen Betten für die vorhandene Zahl an Offizieren hätten aufgestellt werden können. Wir lernten aus diesem Vorgang, dass erstens Organisation nicht die starke Seite der russischen militärischen Führungsschicht war und dass zweitens der Kommunismus vor den Dienstgraden halt machte. Später haben wir in Tausenden von Beispielen diese Erfahrung bestätigt gefunden.

ABTRANSPORT NACH MOSKAU

Eines Tages kam die für einen Teil von uns entscheidende Kommission, der auch eine Frau angehörte, ins Lager. Diese Kommission eröffnete uns, dass die Stabs-offiziere nach Moskau in ein Lager gebracht würden. Unsere Personalien wurden zu diesem Zweck wieder einmal festgestellt und Listen angefertigt. Ich war unter den Glücklichen. Nun ging plötzlich alles sehr schnell. Von den letzten Offizieren meines Regiments konnte ich mich noch verabschieden. Damals lebten noch der tüchtige Oberleutnant v. Lauer, der Chef der 6. Kompanie, unser tapferer Regimentsarzt Dr. Meyer, mein treuer Regimentsveterinär Dr. Bergholz, der Bataillonszahlmeister des I. Bataillons, der ruhige und besonders zuverlässige Stabszahlmeister Pippenstein, und der Regimentszahlmeister, der ewig fröhliche und trinkfeste Stabszahlmeister Sender. Diese haben – mit Ausnahme von Stabsarzt Dr. Meyer – die Heimat leider nicht mehr wiedergesehen. Die Oberleutnante Evers, Dr. Fritz und Horstmann konnte ich im Jahre 1956 nach meiner Rückkehr wieder begrüßen.

Als es dunkel wurde, rief man uns zusammen. Es handelte sich nun doch nicht nur um Stabsoffiziere, es waren auch jüngere Dienstgrade darunter. Mein letzter Bataillonskommandeur, Major Pohl, hatte sogar seinen besonders findigen Burschen durchgeschleust. Etwa 80 Mann mögen wir gewesen sein, die wir nach endlosem Herumstehen und merkwürdigen Formalitäten, deren Sinn wir nicht erkannten, schliesslich unter einer geradezu übertrieben starken Bewachung, bei der auch MGs nicht fehlten, die Umzäunung dieses Lagers verliessen, das für viele, die es vor 14 Tagen betreten hatten, zur letzten Erdenstation geworden war.

Ein kurzer Marsch brachte uns zu einem ausgedehnten Bahnkörper, auf dessen einem Gleis eine Reihe von D-Zug-Wagen stand, zu denen wir geführt wurden. Die Lage wurde durch häufig wiederholte Zählungen und umfangreiche Sicherungsmassnahmen des grossen «Bewachungskonvois» sehr spannungsvoll. Die Bewachungsmannschaften gehörten der MWD-Truppe an. Es waren grosse, kräftige Männer in blendend weissen, auf Taille geschnittenen Schafpelzmänteln mit ebenso weissen Pelzkappen, von deren wolligem Stimteil der blutrote Sowjetstern aus Email hervorleuchtete. Deutsche Schäferhunde bewachten die deutschen Kriegsgefangenen. Bald sollten wir erleben, dass «zuverlässige» deutsche Kriegsgefangene auf uns aufpassten.

Doch nun kam der Augenblick der Verteilung auf die Waggonen. Ich wurde als Dienstältester und weil ich mich schon im Lager bemüht hatte, für Ordnung zu sorgen, auch hier zum Transportältesten ernannt und durfte als erster den Wagen besteigen. Welche Ehre! Es handelte sich um gewöhnliche Waggonen dritter Klasse, wie sie in Russland üblich waren:

In jedem Abteil gab es sechs Sitzplätze mit zwei abklappbaren Liegestätten hinter den Sitzen, während über diesen noch je eine Liegestätte hoch oben angebracht war, so dass alle sechs Insassen Schlafplätze hatten. Am Gang gab es ebenfalls solche abklappbare Liegeplätze. An den Enden des Ganges befanden sich jeweils eine kleine Küche und die Toiletten. Die Wagen waren beleuchtet und geheizt, ausserdem lagen auf den Sitzen weisse Laken für die Nachtruhe bereit. Wir kamen uns vor wie im Paradies und glaubten nun wieder an ein götliches Schicksal, die trüben Gedanken verschwanden, und eine fröhliche Stimmung ergriff uns beinahe schlagartig. Aber der Wunder war noch kein Ende. Wir erhielten Verpflegung, Hartbrot, Fleisch- und Fischkonserven, Kondensmilch, warmen Tee mit Zucker und – was am meisten vom Soldaten begehrt und bislang bitter vermisst worden war – Zigaretten. Was war das für ein Genuss, wir schwelgten geradezu und kamen uns vor wie begnadete Menschen! Es musste eine Übereinkunft zwischen Hitler und Stalin gegeben haben – anders konnten wir uns diesen Umschwung nicht erklären. Es klingt heute töricht, sich so etwas auch nur auszudenken, aber solche und ähnliche Gedanken kamen uns damals.

Bald jedoch ebten die Wogen der Hochstimmung ab. Die Luft in unserem Waggon wurde unerträglich, denn es gab keine Möglichkeit, ein Fenster zu öffnen, da diese sämtlich verriegelt waren. Unser Vorschlag, während der zahlreichen Halte wenigstens durch Öffnen der Türen an den beiden Enden des Ganges frische Luft hereinzulassen, fand bei den schwerbewaffneten Türposten, weil offensichtlich nicht in der Wachvorschrift enthalten, kein Verständnis. Ferner entdeckten wir zu unserer Beruhigung, dass der Waggon restlos verwandt war, somit also keineswegs eine Besonderheit darstellte. Diese lieben Haustiere bildeten zusammen mit den Legionen von Läusen, welche uns «bewohnten», eine ansehnliche, aber leider unruhestiftende Tierschau. Es setzte eine blutige Verfolgung, besonders der letzteren, ein, allerdings völlig aussichtslos, da wir gegen die Brut nichts ausrichten konnten. Die zur Strecke gebrachten Kreaturen präsentierte man auch den Kameraden, wobei besonders starke Exemplare als T 34* bezeichnet wurden. Manch einer hatte sich jedoch schon so an diese Schmarotzer gewöhnt oder war durch die elende Lage bereits so abgestumpft, dass er gar keine Anstalten mehr machte, sich von den Quälgeistern zu befreien.

Die Möglichkeiten, sich sauber zu halten, hatten sich in unserem Eisenbahnwaggon, verglichen mit den vielfältigen Gelegenheiten im Lager, sich mit Schnee zu waschen, nicht erheblich verbessert. Wir konnten uns zwar morgens waschen, aber jedem stand nur eine sehr geringe Wassermenge zur Verfügung, die gerade dazu ausreichte, die schwarzen Hände etwas aufzuhellen. Doch wenigstens konnten wir uns rasieren und die Zähne putzen, wenn man noch eine

*

T 34 = Ein russischer Panzer

Zahnbürste besass. Dies war schon ein Fortschritt – wenn wir auch einer ungewissen Zukunft entgegenfuhren.

Ein russischer Arzt jüdischer Abstammung begleitete unseren Transport. Durch ihn erfuhren wir, dass sich in einem anderen Waggon unseres Zuges der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Friedrich Paulus – mittlerweile Generalfeldmarschall –, mit anderen Generalen befand. Wir erfuhren ferner, dass wir in die unmittelbare Nähe von Moskau gebracht werden sollten, in ein Lager, von dem der Arzt Wunderdinge zu berichten wusste. Seinen Dienst im Zug versah er pflichtgemäss. Über seine Ausstattung waren wir erstaunt, er hatte nämlich nur wenige Tabletten und sehr wenig Verbandsmaterial bei sich.

Draussen zog die endlose schneebedeckte Landschaft an unseren Fenstern vorbei, die unendliche Weite des russischen Landes, gewaltig in ihrer unendlichen Eintönigkeit. Dann fuhren wir wieder an armseligen Dörfern mit ihren von Wind und Sonne, Regen und Frost in Mitleidenschaft gezogenen grauen Holzkaten vorbei. An manchen kleinen Bahnhöfen hielt unser Zug. Dann drängten sich Menschen an unseren Wagen heran, bestaunten uns wie seltene Tiere und liessen sich wohl auch von unseren Bewachern Erstaunliches über die nun unschädlich gemachten hitleristischen Offiziere erzählen. Diese armen Menschen waren alle schlecht gekleidet, man sah häufig verwundete Soldaten, auch auffallend viele Krüppel mit Holzstümpfen als Prothesen – Bilder, die unserer Vorstellung von der Fürsorge des Arbeiter- und Bauernstaates für seine Genossen nicht entsprachen. Auch die endlosen Schlangen vor den Lebensmittelverteilungsstellen passten nicht dazu, noch weniger die geringen Verpflegungsmengen von Brot und gesalzenem Fisch, woraus die Rationen, wie wir vom Zug aus erkennen konnten, in der Hauptsache bestanden. Nirgendwo sah man gutgekleidete oder fröhliche Menschen, nirgendwo Gepflegtheit und Geschmack, nur der Schnee bildete eine Hülle über Hässlichkeit und Armut, über Trümmer und Schmutz.

Aber auch der «Abfall des Krieges» wurde vom Schnee bedeckt, Leichen von Soldaten, die offensichtlich aus Transportzügen, in denen sie der Tod ereilt hatte, der Einfachheit halber neben den Bahnkörper hinausgeworfen worden waren. An den Uniformen konnte man noch erkennen, dass es sich um deutsche Soldaten handelte. Viele Leichenfelder hatte ich in diesem Krieg gesehen, aber keiner dieser schaurigen Anblicke hatte mich so ergriffen wie diese erstarrten Figuren von Landsleuten, Abfall von Transporten, von niemandem beweint, von niemandem betrauert, geschweige denn würdig bestattet. Kein Kreuz, kein Mahnmal kündete von ihrem Opfer.

Acht Tage lang rollte der Zug durch eine stets gleichbleibende Landschaft. Die Welt war für uns versunken, keine Nachricht von draussen erreichte uns, obwohl wir so gerne gewusst hätten, wie denn die Lage nach dem Ende der 6.

Armee sich gestaltet hatte. Wir waren fast alle der Ansicht, dass es gelungen sein müsse, das Loch an der Ostfront wieder zu stopfen. Eine Armee war zwar verloren, aber die Front stand noch, und eine Armee war noch lange nicht das gesamte deutsche Heer. Hatte unter dem grossen Friedrich nicht schon einmal eine Armee im freien Feld kapituliert, und der Krieg wurde dennoch gewonnen? Nein, eine Katastrophe war das, nach unserer Ansicht, nur örtlich begrenzt, der Frühling würde unsere Überlegenheit wieder erweisen.

Schliesslich kamen wieder Kommissionen. Sie stiegen bei irgendwelchen Stationen zu, gingen durch unsere Wagen und stellten die törichte Frage, wie es uns gehe. Am Tag der Roten Armee, dem 22. oder 23. Februar, kamen höhere Sowjetoffiziere, schon mit den neuen, eben erst eingeführten Rangabzeichen, den Achselstücken nach dem Muster der alten zaristischen Armee. Unter ihnen war auch ein General. Er fragte nach dem Waggonältesten. Als ich ihm durch den Dolmetscher mit meinem Namen vorgestellt wurde, sagte er zu mir, dass ihm mein Name wohl bekannt sei, ich hätte doch meine Memoiren geschrieben. Die Bezeichnung «Memoiren» war sicherlich auf eine ungenaue Übersetzung des Dolmetschers zurückzuführen. Ich antwortete daher, dass wohl eine Verwechslung vorliegen müsse, denn meine Memoiren hätte ich noch nicht geschrieben. Der General erwiderte, man habe bei einem gefallenem Offizier meines Regiments ein Buch gefunden, das ich geschrieben habe, es habe die Kampfhandlungen meines Regiments im Sommerfeldzug 1941 zum Thema.

Das entsprach den Tatsachen. Ich hatte nach Beendigung des Sommerfeldzugs 1941 ein Erinnerungsbuch für mein Regiment verfasst, welches die Kampfhandlungen in knapper Form schilderte, veranschaulicht durch viele Fotos, die von Angehörigen des Regiments gemacht worden waren. Dieses Buch hatte der Oldenburger Staatsverlag gedruckt, bei dem ein Gefreiter meines Stabes als Graphiker tätig gewesen war. Mit dem Erlös aus dem Verkauf – jeder Soldat hatte mindestens ein Exemplar erstanden – hatte ich den Grundstock für einen Unterstützungsfonds für die Hinterbliebenen gefallener Regimentsangehöriger geschaffen. (Das Buch stellte die Fortsetzung eines anderen Erinnerungsbuches dar, das ich in Frankreich nach unserem unvergesslichen Regimentsjubiläum – dem 245. – von meinem damaligen Verpflegungs-offizier, Oberleutnant der Reserve Evers, zusammenstellen hatte lassen.) Allen Offizieren des Regiments, die am Sommerfeldzug 1941 teilgenommen hatten, war mein Buch, in Halbleder gebunden und mit einer Widmung von mir versehen, zum Geschenk gemacht worden.

Nun war ein Exemplar von den sowjetischen Truppen bei einem gefallenem Offizier gefunden worden. Ich ahnte damals noch nicht, welche verhängnisvolle Rolle dieses Buch für mich noch haben sollte.

Die weitere Fahrt verlief ohne grosse Sensationen. Die Landschaft, die an unseren Fenstern vorbeizog, bot ewig das gleiche Bild, die Menschen, die wir

sahen und die uns wie eine Zirkusattraktion bestaunten, glichen einander in ihrer schmutzigen und farblosen Wattekleidung und den Filzstiefeln.

Schliesslich kamen wir an einem dunklen Februarmorgen – es muss Ende des Monats gewesen sein – an unserem Bestimmungsort an. Rangieren, Aussteigen, Abmarsch – all das dauerte stundenlang. Immer wieder wurde gezählt, wurden die Namen verlesen, die Sicherheitsmassnahmen von den Offizieren überprüft usw. Es gibt bei uns ein gedankenloses Wort, das mir zu dieser Gelegenheit wieder einfiel: «Die Hälfte seines Lebens steht der Soldat vergebens.» Dies entsprach, was unseren Kommiss betraf, nicht den Tatsachen. Unser Dienst war früher bis auf die Sekunden geregelt, es gab da keinen Leerlauf, den konnten wir uns auch gar nicht leisten. Aber die Eigenart des Dienstes brachte es natürlich mit sich, dass der Soldat z.B. bei einem Appell oder bei der Ausgabe von irgendwelchen Dingen, etwa auch bei der Essensausgabe, anstehen und warten musste, bis er an der Reihe war.

Doch in der Sowjetunion, und besonders in der Gefangenschaft, lernten wir das Warten, das Anstehen. Organisieren war die schwache Seite der Machthaber in diesem Riesenreich, im Grossen wie im Kleinen, es klappte nirgendwo. Das lernten wir langsam zu erkennen, spätestens bei unserer Ankunft in Krasnogorsk, so hiess nämlich das Lager, in welches wir an jenem kalten Februarmorgen, schwer bewacht, hineinmarschierten. Es dauerte wieder stundenlang, ehe wir endlich eine der Baracken betreten durften. Damit begann für uns alle ein neuer Abschnitt der Gefangenschaft.

IM LAGER KRASNOGORSK

Das erste, was uns in die Augen sprang, waren die Spruchbänder und Inschriften ausserhalb und innerhalb der Baracken. «Nieder mit Hitler, mit Antonescu, mit Horthy, mit Mannerheim!» Na ja, das war für den Feind ein verständlicher Wunsch. Aber wie diese Hass- und Hetzpropaganda aufgezogen war und von wem sie an uns herangetragen wurde, das war für uns eine beschämende Angelegenheit. Dass die bolschewistischen Machthaber sich aller Mittel bedienten, um für ihren Sieg zu kämpfen, das war ihr gutes Recht. Allerdings setzen die internationalen Abmachungen auch hier bestimmte Grenzen; soweit ich unterrichtet bin, dürfen Kriegsgefangene nicht politischen Beeinflussungen ausgesetzt werden. An viele Übereinkünfte bezüglich der Behandlung von Kriegsgefangenen haben sich die sowjetischen Machthaber aber in keiner Weise gehalten.

Die erste traurige Erfahrung, die wir in diesem Kriegsgefangenenlager machten, war die Tatsache, dass alle deutschen Soldaten, die hier Funktionsstellungen innehatten, Kommunisten waren oder in politischer Hinsicht als der sowjetischen Verwaltung einwandfrei linientreu und zuverlässig galten. Der deutsche sogenannte Lagerälteste war ein Unteroffizier, der zur Roten Armee übergelaufen war. Alle anderen Funktionäre waren Mannschafts- oder Unteroffiziersdienstgrade, unter denen sich besonders der Friseur, ein ehemaliger Luftwaffenunteroffizier, als in der marxistischen Broschüren-Literatur belesen erwies. Die Erkenntnis, diesen Überläufern der Haltung und Gesinnung ausgeliefert zu sein, ihr Spitzelwesen und ihre hämischen Gemeinheiten ertragen zu müssen, machte den Verlust der Freiheit noch schmerzlicher. Es war eine wohlausgeklügelte Massnahme der sowjetischen Kriegsgefangenenverwaltung, die früheren Vorgesetzten aller Dienstgrade diesen charakterlosen Kleingeistern zu unterstellen, und passte vorzüglich in das allgemeine Schema der Gefangenenbehandlung, nämlich die Würde des Menschen mit allen Mitteln zu zerstören.

Das Lager selbst bestand aus vier länglichen erdgeschossigen Baracken, deren grösste neben Küche, Bad, Wäscherei, Bibliothek und einigen Räumen für die Verwaltung auch Vorratsräume, ärztliche Behandlungszimmer und schliesslich Vernehmungszimmer der Politischen Kommissare enthielt. Die Wohnbaracken waren nach dem gleichen Plan gebaut. An den Schmalseiten befand sich je ein Eingang mit Windfang, ein langer gerader Gang führte durch die gesamte Baracke, rechts und links davon befanden sich die Stuben, die jeweils zwei grosse Fenster hatten. An dem einen Eingang befand sich der Abort, also innerhalb der Baracke – was sich zwar angesichts des Winters als bequem er-

wies, da man sich nachts nicht anzukleiden brauchte, allerdings auch eine Gewöhnung der Geruchssinne voraussetzte. Die Baracken bestanden aus Holz und Ziegeln, die mit Lehm verputzt und weiss gekalkt waren. Der Fussboden bestand aus Holz, die Beheizung erfolgte durch einfache gemauerte Öfen, welche sich in jedem Raum befanden und vom Gang aus geheizt wurden. Als Heizmaterial diente Holz, dessen Verteilung und Zerkleinerung täglich Probleme aufgab, da erstens die angelieferten Mengen stets unzureichend waren – in einem holzreichen Land! – und zweitens nur ein Beil im gesamten Lager zur Verfügung stand, das als gefährliches Werkzeug unter strenger Kontrolle gehalten wurde.

Wir hatten in unserem Raum, belegt von sechs Offizieren im Oberstenrang, je ein eisernes Bettgestell mit Strohsack und Kopfunterlage, ein weisses Laken und zwei Decken. Letztere waren grossteils unsagbar schmutzig. Ausserdem waren in jedem Raum ein Tisch und mehrere Holzbänke vorhanden. Die Beleuchtung erfolgte durch eine schwache Glühbirne, deren Leuchtkraft mangels Stroms und mangels Isolierung der Leitungen recht dürftig blieb und meistens zum Lesen nicht ausreichte.

Somit war die Unterbringung nicht so schlecht, für sowjetische Verhältnisse sogar einigermassen komfortabel. Wir froren nicht, konnten uns relativ sauberhalten, und die Läuseplage wurde energisch bekämpft – darauf wird noch zurückzukommen sein –, nur der Hunger konnte nicht gestillt werden. Das war die grösste Schwierigkeit. Wie sollten die ausgehungerten und damit widerstandsschwach gewordenen Körper auf den Beinen gehalten werden?

Die Verpflegung bestand aus einer sehr dünnen Suppe morgens, in der einige Kohlblätter ein verödetes Stilleben führten; mittags gab es wiederum eine Suppe der gleichen Art – zuweilen ersetzten die kläglichen Reste eines toten Fisches die einsamen Kohlblätter – und gewissermassen als Hauptgericht noch eine «Kascha», einen ungeschmalzten Brei entweder aus Hirse, Graupen, Griess oder Hafer; abends erhielten wir noch einmal einen Brei. Dazu wurden täglich – wenn ich mich richtig erinnere – 400 Gramm Hartbrot oder 600 Gramm Frischbrot ausgegeben. Ersteres war beliebt, weil es den Zähnen etwas zu tun gab und bekömmlich war. Das Frischbrot hingegen war, wie erwähnt, wässrig und schmeckte bitter, und schliesslich war es sehr schwer verdaulich. Man ass also tatsächlich das bittere Brot der Gefangenschaft. Einen Vorteil hatte es jedoch, dieses frische Brot, man konnte es kneten. Und so unwahrscheinlich es klingt, trotz der kaum ausreichenden Rationen gingen einzelne Schachfanatiker dazu über, aus der weichen Masse Schachfiguren zu kneten. Schachspielen wurde grosse Mode – was konnte man auch sonst viel unternehmen? Morgens, nach dem Frühstück und dem ersten Appell, der wegen der herrschenden Kälte auf dem schmalen Mittelgang der Baracke stattfand und sehr lange dauerte, weil die zählenden russischen Offiziere die Baracken nacheinander prüften, ging man auf

der Lagergasse auf und ab, zumindest diejenigen, die begriffen hatten, dass Bewegung und frische Luft ein notwendiges Mittel sind, gesund zu bleiben.

Hier traf sich also die «fashionable Lebewelt» wie beim Bummel in einer Kleinstadt, man begrüßte einander in den herkömmlichen Formen und tauschte Nachrichten und Ansichten aus. Es war selbstverständlich, dass man seine Uniform und seine Bekleidung generell, soweit es möglich war, pflegte, an Sonntagen legte man sogar, wenn noch vorhanden, Orden und Ehrenzeichen an. Im Ganzen gesehen, war es erfreulich, dass die Masse der Stalingrad-Gefangenen in Krasnogorsk auch unter solchen Unterkunfts- und Behandlungsmethoden ihre Haltung bewahrte.

Es gab aber leider einige, die sich in jeder Hinsicht gehen ließen, ihr wenig Brot gegen Zigaretten eintauschten, andere tranken trotz der meist wässrigen Ernährung noch zusätzlich viel Tee – oder wie man den undefinierbaren Absud nennen mochte. Die schädigenden Folgen konnten nicht ausbleiben, und es ist nicht zu leugnen, dass mancher Plenni sein vorzeitiges Ende selbst verschuldet hat.

Eine fast sakrale Handlung war das tägliche Reinigen der Stuben und Gänge. Sauberkeit war allem Anschein nach eine der Errungenschaften der Oktoberrevolution, und wenn die Russen: «Nix Kultura!» sagten, meinten sie, dass irgendetwas nicht sauber war. So wurden die Holzfussböden täglich geschrubbt. Das geschah mit viel Wasser unter Zuhilfenahme von Schrubbern sowjetischer Erfindung. Da es Scheuerlappen und Borsten für Schrubber nicht gab, war eine Konstruktion aus Holz und alten Autoreifenstücken entstanden, und zwar derart, dass unten an dem Holzteil, der sonst die Schrubberborsten trägt, ein starkes Stück geradlinig geschnittenen Reifengummi eingeklemmt war, der, mittels des Schrubberstiels scharf über den Fussboden geführt, Wasser und Schmutz über den Boden «radierte». Einen Teil des Schmutzwassers nahmen die Ritzen zwischen den Dielen auf, der Rest wurde an den Seitenleisten durch eigens zu diesem Zweck gebohrte Löcher unter die Baracke geleitet. Das hatte zwar den Vorteil, dass man nicht mit Scheuerlappen zu hantieren brauchte und der Schmutz aus dem Gesichtsfeld verschwand, doch die Geruchsbelastung aufgrund der Verdunstung war nicht gering. Die Dielen und Balken des Fundaments – die Baracken standen ohne Unterkellerung auf dem flachen Boden – faulten daher sehr rasch, zumal sie nicht imprägniert waren. Den Russen gefiel es, wenn alles unter Wasser stand. «Tschisto, tschisto!» war ihr Lob. Den Wanzen in den Holzverkleidungen schadete die Nässe nicht, und die Ratten fühlten sich in ihren Schlupfwinkeln wohl dabei.

Sehr wohltuend wirkte sich der Kampf gegen die Läuseplage aus. Zunächst galt die Regel: «Jedem Plenni wöchentlich sein Bad!» Das war natürlich eine beschönigende Bezeichnung. Man erhielt einen kleinen Holzbottich mit warmem Wasser und konnte sich unter Zuhilfenahme eines kleinen Stücks Seife, die unter Fettmangel litt, die Grundfarbe des immer knochiger werdenden Körpers

ein wenig aufhellen. Die Kleidung wurde währenddessen durch das Badepersonal – Mannschaftsdienstgrade mit politischer Bewährung im Sinn der Gastgeber – in einem grossen Ofen auf über 100 °C erhitzt, um Läuse und ihre Brut zu vernichten. Somit war die Gefahr der Übertragung ansteckender Krankheiten durch Läuse bei uns gebannt, während in vielen anderen Lagern Seuchen ausbrachen. Dass dies in unserem Lager nicht der Fall war, verdanken wir einer jüdischen Ärztin, deren Fürsorge vorbildlich genannt werden muss. Die Unterwäsche wurde uns abgenommen, und wir erhielten sie auch nicht wieder. Darüber wurde nun vom Badepersonal grosszügig verfügt, soweit es sich um lohnende Exemplare handelte. Die Wäsche, die wir dafür erhielten, war an Schnitt und Einfachheit von keiner Sträflingsunterbekleidung zu übertreffen.

Aber das waren alles nur Nebensachen. Was hatte nicht jeder von uns eingeüsst, und was büsstet wir in der Folge noch ein, weil bei den periodisch stattfindenden Filzungen unsere Bewacher stets Dinge fanden, die ihre Begehrlichkeit weckten! Die deutschen Lagerfunktionäre beteiligten sich an diesen Unternehmungen. Es gab erregte Auseinandersetzungen um ein gutes Hemd, ein Paar Stiefel oder ähnliches.

Die erwähnte Erhitzung der Oberbekleidung in den Öfen hatte auf die Dauer eine zersetzende Wirkung auf den Kleiderstoff. Im Lauf der folgenden Jahre machte meine schöne erste Garnitur, die ich bei der Gefangennahme trug, mehrere hundert Entlausungen mit. Das hielt – zu meinem Leidwesen – meine schöne Reithose von *dem* Reithosenschneider Heidenreich in München nicht aus, sie löste sich langsam, aber unaufhörlich auf; sie, die durch ihren unnachahmlichen Schnitt dem stolzen Träger einst ein nicht zu unterschätzendes Autoritätsübergewicht verliehen hatte, fand ein unrühmliches Ende. Aber das ist einer späteren Zeit vorweggenommen, die damals auch der grösste Pessimist selbst in den schrecklichsten Alpträumen nicht vorausahnen konnte.

In diesem ersten eigentlichen Kriegsgefangenenlager Krasnogorsk fühlten wir uns nach den schrecklichen Erlebnissen der Kesselschlacht im russischen Winter geradezu geborgen, die gesicherte Nachtruhe und die regelmässigen, wenn auch knapp bemessenen Mahlzeiten sowie die Möglichkeit der Körperpflege liessen die Lebensgeister wieder erwachen. Die Generale erhielten übrigens eine bessere Verpflegung, auch mehr und bessere Zigaretten, und waren angemessener untergebracht. Feldmarschall Paulus und sein Stabschef, General Schmidt, sowie sein Adjutant, Oberst Adam, wohnten verhältnismässig komfortabel im sogenannten Blockhaus, einem kleinen, landesüblichen Holzhäuschen inmitten des Lagers; der Feldmarschall hatte in der ersten Zeit sogar noch seinen Fahrer als Burschen behalten dürfen.

Die Untätigkeit des Gefangenendaseins war eigentlich am schwersten zu ertragen, denn die Möglichkeiten für irgendeine befriedigende Beschäftigung waren sehr beschränkt oder, richtiger gesagt, überhaupt nicht gegeben. Nun ja, man

konnte Bücher lesen, aber die Auswahl war nicht gross. Die Bibliothek wies naturgemäss politische Lektüre in besonders hoher Anzahl auf, von Marx und Engels angefangen bis zu Lenin und Stalin, weiters Propagandaschriften der übelsten Art mit haarsträubenden Fotomontagen und nur wenig schöngeistige Literatur, darunter in erster Linie Heine, aber auch einiges von Goethe. Doch seine Werke, wie z.B. «Die Leiden des jungen Werthers» und «Hermann und Dorothea», waren sozialpolitisch interpretiert. Es war kein Zufall, dass unsere «Gastgeber» die Lagerbibliotheken so reichlich mit politischer Lektüre ausgestattet hatten. Ihre Spekulation war durchaus schlüssig. Alles Lesbare wurde verschlungen, und in vielen Gehirnen wurde das Samenkorn für die spätere Ernte der kommunistischen Ideologie gesät. Denn es war doch so, dass die meisten Gefangenen, besonders die aktiven Offiziere, sich niemals mit Politik befasst hatten. Nun plötzlich wurden sie durch die eifrig aufgenommene Lektüre mit Gedanken konfrontiert, die ihnen im Zusammenhang mit der Schockwirkung der Gefangenschaft und den schrecklichen Erlebnissen zuvor allmählich nicht mehr absurd erschienen. So sah man bald, dass einzelne sich von der sonst gesuchten Gemeinschaft lösten, von den anderen abgesondert ein Buch lasen und durch ihr Verhalten erkennen liessen, sich dem neuen Evangelium zugewandt zu haben. Es waren zunächst wenige Einzelgänger, denen man zugute hielt, an ihrem persönlichen Schicksal besonders schwer zu tragen. Der Gemeinschaftssinn, der dem Soldatentum und auch besonders dem Offizierskorps eigen war, liess anfänglich kein Renegatentum aufkommen. Aber die Diskussionen machten klar, dass bei einem Teil der Generale eine Gegnerschaft gegen die Regierung und gegen Hitler deutlich vorhanden war – vielleicht erst jetzt, vielleicht aber auch schon früher. Und diese Tatsache blieb den sowjetischen Kommissaren bei dem ausgezeichneten Spitzelwesen natürlich keineswegs verborgen. Das sollte sich auch bald im Lager Susdal erweisen, wohin wir im Mai 1943 transportiert wurden.

Bei solchen Diskussionen taten sich besonders die Generale Schlömer und Edler v. Daniels hervor, die dann auch als erste von den Russen für das «Nationalkomitee Freies Deutschland» angeworben werden konnten. Seydlitz, Lattmann und Dr. Korfes, die späteren prominenten Führer des «Bundes Deutscher Offiziere», hielten sich noch zurück, die beiden letzteren machten sogar sehr auf «national» und «Patriotismus».

Vom Lesen und Aufnehmen der sowjetischen Ideologie bis zum Aktivwerden war dann nur noch ein kleiner Schritt, der dem Betätigungsdrang in dem fürchterlichen Schwebezustand der Kriegsgefangenschaft neuen Auftrieb gab, besonders schmackhaft gemacht von den geschicktesten sowjetischen Kommissaren.

Lesen war, wie schon gesagt, die Hauptbeschäftigung; daneben spielten Schach, Bridge, Skat usw. eine bedeutende Rolle. Das Bridgepiel war beson-

ders beliebt und brachte sogar die Gefangenen verschiedener Nationen an einen Tisch. Die hervorragendsten Spieler waren rumänische und ungarische Offiziere. Die Rumänen spielten aber noch lieber Poker, Baccara und Chemin de Fer, reine Glücksspiele, und zeigten sich dabei besonders fanatisch.

Ich selbst habe in jenen ersten Monaten nur wenig gelesen, weil mich die politische Lektüre nicht interessierte; gespielt habe ich gar nicht, ich beschäftigte mich mit Holzschnitzereien. Wie ich darauf gekommen bin, weiss ich selbst nicht mehr. Der Drang, irgendetwas zu formen, mag massgeblich gewesen sein, und es lag nahe, jenen Werkstoff zu wählen, der am reichhaltigsten zur Verfügung stand. Mit meinem Taschenmesser, das ich bis dahin noch durch alle Filzungen gerettet hatte, fing ich zunächst an. Es brach aber leider bald ab, und so musste etwas Neues gefunden werden. Ein Mitgefangener, der in der Lagerwerkstatt arbeitete, schmiedete mir aus einem Nagel ein Messer mit festem Griff – natürlich gegen entsprechendes Entgelt, eine Tagesbrotration –, und mit diesem Messerchen schnitzte ich Figuren aus Birkenholz. Das erste Machwerk war eine Uta von Naumburg, dann kam eine Madonna und schliesslich alles mögliche Getier, besonders Pferde. Diese Art der Betätigung hat mir später über vieles hinweggeholfen, sie hat mich befriedigt, weil ich mich von einem Gegenstand zum nächsten zu steigern vermeinte. Ausserdem ging ich mit dieser nervenberuhigenden Arbeit unnötigen, fruchtlosen Gesprächen und Gedanken aus dem Weg.

Auf unserer Stube waren wir, wie erwähnt, zu sechst, vier Oberste und zwei Oberstärzte. Es waren ausser mir Oberst Frhr. v. Hanstein, Kommandeur eines Artillerieregiments, Oberst Begemann, Kommandeur des Infanterieregiments 132 meiner Division (44. Infanteriedivision), Oberst Steidle, Kommandeur eines Infanterieregiments der Division v. Daniels, Oberstarzt Kaiser und ein Oberstarzt, dessen Name mir entfallen ist. Von diesen fünf kehrte nach meiner Kenntnis nur Kaiser nicht mehr in die Heimat zurück, er starb in der Gefangenschaft. Oberst v. Hanstein hatte sich zweifellos schon in den ersten Wochen der Gefangenschaft mit einer schweren Krankheit infiziert, der er nach langem, unendlich schwerem Leiden im Jahre 1962 erlegen ist. Ich werde auf diesen hervorragenden Soldaten und Menschen, einen Edelmann im wahrsten Sinn des Wortes, noch später, bei der Schilderung der Zustände im Lager Perwouralsk, kurz zurückzukommen haben. Hanstein war ein eiserner Mann mit aufrechter Gesinnung und unbestechlicher Wahrheitsliebe, dabei von einer nicht zu überbietenden Kameradschaftlichkeit, ein echter Preusse, aber ohne Sinn für musische Dinge. Steidle war genau das Gegenteil dessen, weich, geltungssüchtig, zum Soldaten weniger geeignet, jedoch musisch sehr begabt; er malte recht gut, war aber von überschwenglichem, theatralischem Wesen, unzuverlässig und nicht beharrlich. Begemann war ein guter Mensch, sehr ruhig, die Dinge an sich herankom-

men lassend, und litt sichtlich weniger unter den Wechselhaftigkeiten des Lebens oder liess sich das zumindest nicht anmerken, eine bemerkenswerte Eigenschaft. Die beiden Ärzte waren hervorragende Menschen und Kameraden.

Steidle ging später einen schlechten Weg: er hatte jahrelang eine herausragende Stellung im sogenannten «Nationalkomitee Freies Deutschland» und beim «Bund Deutscher Offiziere» inne, hatte oft an der Front gegen die deutsche Führung und die Kameraden agitiert und wurde zum Landesverräter und zur Belohnung dafür langjähriger Gesundheitsminister in der sogenannten DDR. Dort arbeitete er gegen die Bundesrepublik, u.a. in der sogenannten «Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere», in welcher sich mehrere ehemalige deutsche Offiziere in schamloser Weise gegen ihr eigenes Volk und besonders gegen die Bundeswehr in kommunistischer Wühlarbeit betätigten.

In der ersten Zeit im Lager Krasnogorsk war weder von einer sowjetischen Propagandatätigkeit noch von einer landesverräterischen Betätigung durch die Kriegsgefangenen etwas zu spüren. Die Lagerfunktionäre beschränkten sich auf Hetzreden gegen Hitler und gebärdeten sich als waschechte Kommunisten. Die Gehirnwäsche setzte erst später, im Lager Susdal, ein.

Vorläufig wurden eifrig Vorbereitungen für den 1. Mai getroffen. Unter den Mannschaften war ein Chor gebildet worden, der kommunistische Kampflieder einstudierte, wovon mir eines besonderen Eindruck hinterliess, das mit der sinnigen Strophe schloss, es gebe «kein andres Land auf Erden, wo so frei das Herz dem Menschen schlägt». Auch eine Musikkapelle entstand damals, Leiter wurde ein Obermusikmeister namens Kaufmann, der als erstes zu Ehren des sowjetischen Lagerkommandanten einen «Woronoff-Marsch» komponierte. Aber das waren erst die kleinen Würdelosigkeiten, die grossen sollten wir noch in einem Umfang erleben, den wir vorher nie erträumt hätten.

Manche Äusserungen ehemaliger Vorgesetzter wirkten naturgemäss destruktiv auf die Haltung einiger Offiziere und liessen erahnen, dass die geschlossene Haltung des Offizierskorps in der Gefangenschaft zu schwinden begann. Der damalige Oberst Czimatis scheute sich nicht, bei der russischen Lagerleitung den Antrag zu stellen, dass er aufgrund seiner letzten Dienststellung als Brigadeführer eigentlich zu der Rangklasse der Generale gehöre und damit auch in den Genuss der besseren Generalsverpflegung zu kommen wünsche. Sein Ansinnen wurde zwar nicht erfüllt, aber der Politische Kommissar Dr. Saweljew alias Sawelli, der Leiter der politischen Forschungsabteilung im Lager, wurde auf ihn aufmerksam. Sein Geltungsbedürfnis und seine von ihm bei jeder Gelegenheit erwähnte frühere Tätigkeit im Stab Görings für den Vietjahresplan boten den Politischen Kommissaren genug Ansatzpunkte, ihn einer «Sonderbehandlung» zu unterziehen, die ihm dann später auch eine führende Rolle beim «Bund Deutscher Offiziere» eingebracht hat.

Diese Sonderbehandlung fand in der Lubjanka* statt, wohin er noch während unseres Aufenthalts im Lager Krasnogorsk verbracht wurde und wo Dr. Saweljew die politische Bearbeitung der Personen durchführte, die er als geeignete Objekte für seine Tätigkeit erkannt hatte.

Die Auslese fand schon damals, in den ersten Wochen, von uns unbemerkt, statt. Wir merkten davon nur, dass einzelne Offiziere plötzlich auf «Transport» abberufen wurden. Zunächst nahmen wir an, dass militärische Geheimnisträger, zumeist Generalstabsoffiziere, besonders begehrte Objekte des NKWD** seien. Die Generale liess man damals noch völlig in Ruhe, besonders auch Feldmarschall Paulus, seinen Stabschef General Schmidt und seinen Adjutanten Oberst Adam. Mit ersterem kam ich oft auf der Lagergasse zusammen, und ich konnte in Gesprächen mit ihm feststellen, dass er damals unsere Lage keineswegs als katastrophal beurteilte und anerkennend von Hitlers Führungsqualitäten sprach. Die Masse der Generale hielt sich sehr zurück. Unter ihnen war die erfreulichste Erscheinung der alte Generaloberst Heitz. Er war vorbildlich in seiner Haltung. Täglich machte er unermüdlich Spaziergänge entlang des Stacheldrahtzaunes, seinen Spazierstock in der Hand. Als er eines Tages dabei dem Stacheldraht zu nahe kam und ein russischer Wachposten von seinem Wachturm aus unter Warnruf mit dem Gewehr auf ihn anlegte, blieb Heitz stehen, nahm Front zu dem Soldaten und hob seinen Stock in Anschlagstellung. Bis zu seinem Tod im Februar 1944 blieb er eisern, worüber noch zu berichten sein wird.

Besondere Neuigkeiten gab es in dieser ersten Zeit wenig. Wir waren von der Aussenwelt abgeschnitten, von den Vorgängen an der Front hörten wir nur durch die tägliche Verlesung der russischen Armeebefehle, denen wir skeptisch gegenüberstanden. Wir entnahmen aus ihnen, dass sich unsere Lage durch Zurücknahme der Heeresgruppe Süd konsolidiert habe. Eine Postverbindung mit der Heimat war von den Russen nicht geplant. Man erzählte sich, dass einzelne Gefangene Postkarten ausgeteilt bekommen hätten, die dann aber später in den Schreibtischladen der Herren Kommissare verschwunden seien. Uns wurde mitgeteilt, Hitler habe eine Postverbindung mit den Stalingrad-Gefangenen unterbunden.

* Lubjanka = Zentrale der politischen Polizei und Gefängnis in Moskau

** NKWD = Sowjetisches Volkskommissariat für innere Angelegenheiten, d.h. Staatssicherheit

VERLEGUNG NACH SUSDAL

Ende April 1943 verdichteten sich die Gerüchte, dass unser Abtransport bevorstehe. Dieses Ereignis trat auch bald darauf ein. Wir wurden nach eingehenden Filzungen, bei denen übrigens noch erstaunliche Dinge zum Vorschein kamen, z.B. ein Fotoapparat, den der Besitzer bisher unentdeckt durchgeschleust hatte, und nach endlosen Zählungen auf LKWs verfrachtet und zu einem grossen Güterbahnhof an der Strecke nach Moskau gebracht. Dort stand ein langer Zug für uns bereit, mit vergitterten Waggons, wie sie für den Transport von Strafgefangenen in der Sowjetunion üblich waren. Es handelte sich um Eisenbahnwagen in der Art unserer D-Zug-Wagen dritter Klasse mit einem langen Gang an der einen Seite, von dem man Zugang zu den einzelnen Abteilen mit Holzbänken hatte. Der Unterschied zu den normalen Wagen bestand darin, dass die Abteile keine Fenster hatten und zum Gang hin durch Eisengitter und eine Gittertür verschlossen waren. An jedem Ende des Ganges befand sich ein sehr primitiver und in der Regel stark verschmutzter Abort. An den beiden Ausgängen des Waggons standen bewaffnete Posten. Die Regelung des Einsteigens, die Verteilung auf die Abteile und das Nachzählen unter geradezu lächerlichen Sicherheitsmassnahmen währten stundenlang. Als besonders zynisch empfanden wir dabei, dass eine den Zug begleitende russische Krankenschwester, die wir vom Lager her kannten, von Abteil zu Abteil ging und uns lächelnd fragte: «Kak djela?», auf deutsch: «Na, wie geht's?»

Wie lange die Fahrt gedauert hat, weiss ich nicht mehr. Wir fuhren bis nach Iwanowo. Dort wurden wir unter den gleichen Sicherheitsmassnahmen ausgeladen und wieder auf LKWs verfrachtet – unter Anteilnahme von russischen Zivilisten, die das Schauspiel ergötzlich fanden und uns immer wieder zuriefen: «Gitler kaputt!»

Das Wetter war frühlingmässig heiter, obwohl es noch recht kalt war, und bei Sonnenschein hielten wir Einzug in unsere neue «Behausung», das Lager Susdal. Die Ortschaft Susdal war ein grosses, weitläufiges Dorf in einer weiten Ebene mit dürftigen Holzhäusern in russischem Einheitsstil. Es war einst ein berühmter Wallfahrtsort gewesen, mit vielen Kirchen, die goldene Zwiebelkuppeln hatten, überragt von Andreaskreuzen – ein Bilderbogen aus der dahingeschwundenen Zeit Mütterchen Russlands! Unser Bestimmungsort war das grösste Kloster, das wie eine Festung, mit hohen Mauern und Wehrgang, Wehrtürmen und einem mächtigen Torturm, am Ortsrand stand. Im Inneren lagen eine sehr schöne, kleine Kirche mit herrlichen Fresken, mehrere Verwaltungs-, Wohn- und Stallgebäude sowie ein Wirtschaftshof und Werkstätten. Ein alter Friedhof sowie ausgedehnte Gemüse- und Obstgärten erstreckten sich zwischen den Gebäude-

komplexen und den Aussenmauem. Das älteste und interessanteste Bauwerk aber stand in der Mitte der gesamten Anlage, es war dies ein als Ruine erhaltener Gebäudeteil, fensterlos, in frühbyzantinischem Stil. Meines Wissens stammte das Kloster aus der Zeit des Kiewer Fürsten Wladimir I., der den orthodoxen Glauben einführte – daher der byzantinische Stil und die festungsgleiche Anlage, aufgrund der fortwährenden Kämpfe unter den damaligen Kleinfürsten. Als Wallfahrtsort für die Zaren hatte das Kloster lange Zeit eine bedeutende Rolle gespielt; die erste Gemahlin Peters des Grossen liegt dort begraben, und die letzte Zarenfamilie soll alljährlich im Kloster andachtsvolle Tage zugebracht haben.

Die ganze Anlage war imponierend, aber leider befanden sich die alten Baulichkeiten in einem beklagenswerten Zustand. Die Grabsteine des Friedhofs waren mutwillig zertrümmert und verstreut worden, der Gemüse- und der Obstgarten verwildert. Die kleine Kirche diente als Magazin. Da es darin keine Heizung gab, hatte man ohne Rücksicht auf die schönen Fresken Ofenrohre durch die Mauern geführt und die Fresken dadurch beschädigt. Auch der Ofenruss setzte ihnen zu.

Unsere Gefangenenbelegschaft bestand aus deutschen, italienischen, rumänischen und ungarischen Offizieren. Die stärkste Gruppe bildeten die Italiener, die deutsche war etwa 120 Offiziere stark. Die Unterbringung erfolgte getrennt. Wir wurden in einem ebenerdigen Gebäude einquartiert; darin gab es zellenartige, unterschiedlich grosse Zimmer mit vergitterten Fenstern. In diesen Räumen waren wir jeweils zu vier bis acht Mann untergebracht. Es gab einfache Pritschen; Tische und Sitzgelegenheiten fehlten fast gänzlich. Nur ein sehr primitiver Abort war vorhanden, und an einem Ende des langen Ganges befand sich ein geräumiger, aber düftiger Waschraum.

Unser Trakt soll seit der Revolution als Gefängnis gedient haben. Die anderen Nationalitäten waren in grösseren, besser ausgestatteten Baulichkeiten untergebracht.

Ein grosses Gebäude enthielt die sehr geräumige Lagerküche und den Speisesaal mit langen Holztischen und Bänken, in den Stockwerken darüber befanden sich vergitterte Wohnräume, in denen Feldmarschall Paulus und die deutschen Generale, meist zu zweit oder zu viert, untergebracht waren. Wenige Tage nach unserer Ankunft wurde uns der Kontakt mit den Generalen verboten, sie durften sich nur hinter ihrem Wohntrakt im Freien aufhalten.

Ein weiteres grosses Gebäude, das übrigens auch schöne Fresken aufwies, diente im Erdgeschoss als Krankenrevier, im ersten Stock als Klubhaus. Dort befanden sich ein grosser Saal mit Bühne für Veranstaltungen und eine Anzahl kleinerer Säle, in deren einem sogar ein deutscher Konzertflügel stand. Von einem Fenster dieses Musikraums konnte man über die Umfassungsmauern hinweg in die weite russische Landschaft blicken.

Auch eine Lagerbibliothek war vorhanden, mit Büchern zumeist politischen Inhalts in deutscher, italienischer und rumänischer Sprache.

Ein anderer grosser Bau enthielt die Kommandantur, Vernehmungszimmer und Verwaltungsräume.

Schliesslich war noch eine «Banja» vorhanden, ein Raum, in dem man alle zehn Tage zwei Holzkübel mit heissem Wasser zur Körperpflege erhielt. Bei dieser Gelegenheit bekam man reine Wäsche, Hemd und Unterhose, die Kleidung wurde entlaust.

Das Areal war also ziemlich weitläufig und bot ausreichend Gelegenheit zur Bewegung.

Es war vieles besser geworden als in Krasnogorsk, vor allem die Verpflegung: Wir bekamen sogar Milch. Man erzählte sich, dass diese Massnahme durch eine Intervention des Deutschen Roten Kreuzes erfolgt sei. Jedenfalls fühlten wir uns langsam besser, und das einsetzende Frühlingswetter tat ein Übriges. Die Stimmung hob sich, besonders als wir eines Tages unsere Bomber über uns hinwegrauschen sahen und nach geraumer Zeit die Detonationen aus weiter Ferne hörten. Wir mutmassten, dass die Bomben dem grossen Industriezentrum Gorki an der Mündung der Oka in die Wolga, dem früheren Nischni Nowgorod, gegolten hatten.

Der sowjetische Lagerkommandant, Oberst Nowikoff, gab sich zunächst recht menschlich und schien bemüht, uns bei Stimmung zu halten. Unser Tagesablauf begann mit einer Zählung durch einen russischen Unterleutnant, der unsere angetretene Gemeinschaft sogar mit: «Guten Morgen, Herren Offiziere!» begrüsstete.

Dann machten wir Frühspport, geleitet von Oberst Rosenfeld, früher Lehrer an der Sportschule. Es endete stets mit einem kleinen Dauerlauf. Danach ging es zum Frühstück in den Speisesaal. Der Speiseplan wies im Vergleich zu Krasnogorsk keine wesentlichen Veränderungen auf, die Portionen waren etwas grösser, es gab mehr Fisch und im Übrigen auch drei Mahlzeiten am Tag. Ausserdem konnte man sich nachmittags Tee aus der Küche holen. Das Wichtigste war uns, dass man die Rationen an Brot gesteigert hatte, leider ohne dessen Qualität zu verbessern.

In den ersten Wochen konnten wir über unsere Zeit tagsüber frei verfügen. Wir trieben Sport und lernten das Volleyball-Spiel kennen, in dem wir gegen die Italiener in Wettkämpfen zumeist Sieger blieben. Wenn wir unter uns waren, spielten wir lieber Faustball. Es gab auch einige Turngeräte, Reck, Barren und Ringe, aber an diese wagten wir uns nicht heran, denn unser körperlicher Zustand liess derartiges noch nicht zu.

Die Lagerbibliothek wurde fleissig genutzt, es wurde auch musiziert, und unter der eifrigen und sachkundigen Leitung des Hauptmanns Adams, vor dem Krieg Kapellmeister beim Kölner Rundfunk, wurde ein etwa 40 Mann starker Chor gegründet. Es wurde auch viel gebastelt: Gebrauchsgegenstände wie Teekessel, Trinkgefässe, aber auch Zahnbürsten, wofür übrigens die Schweife der Wirtschaftspferde des Lagers das wichtigste Rohmaterial lieferten, besonders

jedoch Pfeifen und Tabakbehälter, weil wir hier Machorka (Tabak) anstatt Zigaretten bekamen.

Ich nahm meine Schnitzerei wieder auf und begann, aus Gipsplatten, die ich aus einer der Lagerwerkstätten erhielt, Reliefs zu schneiden.

Ein erheblicher Teil des Tages verging aber stets mit der Säuberung der Räume und des langen Flurs sowie der Kleidung und der Schuhe, denn bei dem jetzt einsetzenden milden und sonnigen Wetter begannen die Gefangenen, allgemein mehr Wert auf Äusserlichkeiten zu legen.

In den ersten Tagen, als die Generale noch nicht von uns getrennt waren, hatte Feldmarschall Paulus uns versammelt und eine kurze Ansprache gehalten. Ich kann mich an den Inhalt nicht mehr genau erinnern, ich habe die Rede jedoch als zuwenig soldatisch mahnend, zu diskret und zu vornehm empfunden. Er glaubte wohl, sich zurückhalten zu müssen, um nicht bei den Russen anzuecken. Wir, die in Stalingrad unter seinem Oberbefehl bis zum bitteren Ende durchgehalten hatten, hatten andere Töne von ihm erwartet.

Sein Erscheinen in unserem Unterkunftsblock hatte noch einen anderen Grund. Mit Genehmigung des russischen Kommandanten, Oberst Nowikoff, übertrug er mir als einem ihm vertrauten Offizier die Verantwortung für die deutsche Gruppe gegenüber der Kommandantur, obwohl ich nicht der dienstälteste Oberst war. Als Dolmetscher wurde mir Leutnant der Reserve v. Stritzky zugeteilt, der Dolmetscher im Armeestab gewesen war. Er war Balte und hatte im estnischen auswärtigen Dienst gestanden. Wir verstanden uns beide sehr gut und haben in den wenigen Monaten meines Aufenthalts in Susdal auch gut zusammengearbeitet.

Als Blockältester erhielt ich zusammen mit v. Stritzky und dem ältesten Oberstarzt eine recht geräumige Zelle, die mit drei eisernen Kasernenbetten und sogar einem Tisch und drei Hockern ausgestattet war – ein besonderes Privileg.

Meine Tätigkeit begann morgens mit dem Wecken. Nach der Morgentoilette musste ich zur Zählung heraustreten lassen und dem kontrollierenden russischen Offizier vom Tag die Anwesenden und die Kranken melden. Danach war der weitere Tagesablauf zu regeln, zum Frühsport, zu den Mahlzeiten, überhaupt zu allen Gelegenheiten, bei denen wir in corpore zu erscheinen hatten, musste angetreten und in Doppelreihe hin und zurück geführt werden. Fast täglich fanden Zusammenkünfte mit dem russischen Lagerkommandanten statt, bei denen interne Fragen zur Sprache kamen. Mein Dienst endete mit dem Abendappell und dem Zapfenstreich, nach welchem wir in unserem Gefängnissektor eingeschlossen wurden.

Ganz allgemein gesehen, verliefen die ersten Wochen also verhältnismässig ruhig und gleichförmig, ohne dass auf uns Druck in irgendeiner Beziehung ausgeübt wurde. Von den kriegerischen Ereignissen hörten wir nichts, es wurden auch nicht mehr die sowjetischen Kriegsberichte, wie früher in Krasnogorsk,

vorgelesen. Das werteten wir naturgemäss positiv und glaubten daraus schliessen zu können, dass die Russen zumindest keine Erfolge zu vermelden hätten.

In diesen Tagen entstanden auch die ersten Fluchtpläne. Mit Oberst Rosenfeld und einem mir namentlich nicht mehr bekannten Unteroffizier, der die russische Sprache beherrschte und in einem der Wirtschaftsbetriebe des Lagers arbeitete, begann ich die Möglichkeiten eines Ausbruchs durchzudenken. Wie weit unsere Vorbereitungen damals gediehen waren, kann ich heute aber nicht mehr sagen.

So lebten wir zunächst also ohne grosse Aufregungen dahin und erholten uns sichtlich körperlich und seelisch von dem grausigen Untergang unserer 6. Armee sowie dem schlimmen Schicksalsschlag der sowjetischen Kriegsgefangenschaft mit ihren Begleiterscheinungen.

Das sollte sich aber nun sehr bald ändern. Im Mai fand eine Lagerversammlung statt, zu der wir alle befohlen wurden. Einige Politische Offiziere hielten Ansprachen. Sie schilderten die Kriegslage, die, so prophezeiten sie, mit der Niederlage der Deutschen Wehrmacht an allen Fronten enden müsse. Sodann wies einer der Russen darauf hin, wie gut es uns – im Gegensatz zu den Kameraden an der Front in ihrem aussichtslosen Kampf – in russischem Gewahrsam gehe. Wir hörten schweigend zu. Schliesslich sollten Fragen gestellt werden. Nach anfänglichem Zögern wagte einer aus unserer Mitte zu fragen, warum man uns bei dem Transport nach Susdal in Gefängniswagen wie Verbrecher befördert habe und ob das mit den Genfer Abmachungen in Einklang zu bringen sei. Die Antwort lautete, in den internationalen Übereinkommen sei die Beförderungsweise nicht festgelegt.

Der Zweck dieser «Volksversammlung» war offensichtlich, einzelne aus dem erkannten Zusammenhalt der Gemeinschaft herauszulocken und Kontaktmöglichkeiten sowie -personen herauszufinden. Dieser Versuch schlug angesichts unserer gemeinsamen Ablehnung einer Diskussion und unseres damals noch sehr starken Korpsgeistes völlig fehl. Die Russen sahen ein, dass auf diese Weise an uns nicht heranzukommen war, sie machten auch keine weiteren Versuche dieser Art. Kein einziger von uns wurde zur Kommandantur zu einem Gespräch mit einem Politischen Offizier abgeholt, wie es bald darauf die Regel werden sollte; wir selbst enthielten uns untereinander jeglicher politischen Gespräche. Jedem von uns war das Verhalten in der Gefangenschaft aus vaterländischer Pflicht von vornherein klar, nicht etwa aus der Kenntnis einer Dienstvorschrift über einen solchen Ernstfall, die es vor dem Krieg gar nicht gegeben hat.

Nun aber kamen die Ereignisse auf uns zu. Bevor ich darauf zu sprechen komme, zunächst noch ein kurzer Einschub:

Während der Jahre 1941/42 waren wir an der Front öfters mit der sowjetischen Kriegspropaganda konfrontiert worden, und zwar in Form von Flugblättern und Störungen der Wehrmachtsberichte unseres Rundfunks. Die Flugblätter hatten sich zumeist als töricht und primitiv erwiesen. Ich erinnere mich einiger

Exemplare mit Darstellungen von Hitler, Göring und Goebbels bei ausschweifenden Festen mit Sektgläsern in der Hand und leichten Mädchen auf dem Schoss; oder solcher mit Schlagzeilen wie: «Heil Deutschland, auf Nimmerwiedersehen Moskau!» Auf anderen waren gute Behandlung in Kriegsgefangenschaft einschliesslich «Regelung des Geschlechtsverkehrs» und Rückkehr in die Heimat garantiert. Es fehlten auch nicht solche, auf denen deutsche Soldaten und Rotarmisten innig verbrüdet bei festlichem Mahl und in fröhlicher Trinkrunde zu sehen waren. Besonders wurde mit dem bereits im Jahre 1941 in sowjetische Gefangenschaft geratenen Oberst v. Hauenschild Propaganda getrieben. Es gab weiterhin Flugblätter, die von einem Hauptmann Hadermann unterschrieben waren.

Dieser Hauptmann der Reserve Hadermann tauchte nun eines Tages im Lager auf und wurde unserem Trakt zugeteilt. Er erschien in recht abgerissener Uniform mit nur einem Achselstück auf den Schultern. Einer unserer Landsleute erkannte in ihm seinen früheren Lehrer, einen ehemaligen Studienrat, der überzeugter Nationalsozialist gewesen war. Fast gleichzeitig mit ihm wurde eine andere merkwürdige Figur zu uns eingeschleust, ein angeblicher Leutnant, dem man aber aufgrund seines Auftretens weder den Dienst- noch einen Intelligenzgrad zuerkennen konnte. Ich wies die beiden in verschiedene Stuben ein, in denen besonders zuverlässige Offiziere untergebracht waren.

Das Verhalten dieser beiden liess nach wenigen Tagen erkennen, dass sie den Russen gegenüber anders als wir eingestellt waren. Wir mutmassten, dass man sie mit einem klaren Auftrag zu uns eingeschleust hatte. Um dem entgegenzuwirken, griff ich zu der Massnahme, im Einverständnis mit den besonders aufrechten Offizieren unseres Blocks mir in jedem Zimmer Vertrauensmänner zu verpflichten, welche die Gewähr boten, dass eine infiltrierende Tätigkeit der beiden Neankömmlinge sofort gemeldet würde. Die beiden Figuren wurden von uns allen gemieden, und ihr Einsatz hatte zunächst auch keinen Erfolg aufzuweisen. Dies war das erste Anzeichen von irgendetwas Neuem, von dem wir uns nichts Gutes erwarteten, uns aber auch keine klare Vorstellung machen konnten. Ich selbst war bereits nach dem Ersten Weltkrieg 13 Monate in englischer Kriegsgefangenschaft gewesen. Die Engländer hatten sich auch nicht gerade als Gentlemen gegenüber wehrlosen Gefangenen benommen – doch Vergleiche und somit Prognosen waren nicht möglich.

Das neue und für unsere Zukunft entscheidende Ereignis war die Ankunft einer ausgewählten Garnitur deutscher, italienischer und rumänischer Emigranten. Die Deutschen waren der frühere Fraktionsvorsitzende der KPD im Reichstag der Weimarer Zeit, Wilhelm Pieck, später Präsident der sogenannten DDR, der Dichter Johannes Robert Becher, ein Prof. Arnold – angeblich ein deutscher Jude, der uns dem Namen nach schon durch deutschfeindliche Broschüren bekannt war, die im Lager Krasnogorsk auflagen und deren Tendenz durch haar-

sträubende, primitive Fotomontagen eindeutig war – und eine Berliner Jüdin, eine jüngere, gutgekleidete und attraktive Dame, deren Name mir entfallen ist. Für die Rumänen erschien die rumänische Jüdin Anna Pauker – später Aussenministerin von Rumänien – mit einigem Anhang, für die Italiener mehrere obskure italienische Kommunisten. Die Hauptperson der deutschen Delegation war, wie sich bald erweisen sollte, der Herr «Professor» Arnold, ein sich unter diesem Pseudonym tarnender sowjetischer Parteifunktionär. Er war der Kopf der nunmehr uns bedrängenden politischen Propaganda.

Zunächst beschränkte man sich auf die Besichtigung unserer Unterkünfte, die Verpflegungsausgabe, bei welcher wir Aufsichtführenden mit den Besichtigenden zusammen fotografiert wurden, oder ähnlich belanglose Begegnungen. Bald geschah schon ein wenig mehr. Becher z.B. suchte als alter Münchner Kontakt mit bayrischen Landsleuten und fand diesen auch sehr schnell mit Oberst Steidle auf musischer Basis. Es blieb allerdings noch bei einem vorsichtigen Abtasten.

Der russische Lagerkommandant veranstaltete in jenen Tagen eine Ausstellung von handwerklichen – oder, wie wir meinten, künstlerischen – Erzeugnissen, die so mancher von uns zustande gebracht hatte. Es handelte sich um Schnitzereien aus Holz, Gips oder sonstigem Werkstoff, der uns zur Verfügung stand. Bei der Veranstaltung, die von allen zum Lager gehörenden sowjetischen Offizieren und den Emigranten besucht wurde, brachte unser Chor, von Hauptmann Adams dirigiert, deutsche Volksweisen zu Gehör. Ich werde nie vergessen, wie Pieck hierbei Tränen in die Augen traten. Waren diese Tränen ehrlich? Manch einer von uns schien geneigt zu glauben, dass dieser jovial aussehende alte Mann im abgetragenen hellgrauen Sommeranzug mit einer Perle in der Krawatte unmöglich ein revolutionärer Heißsporn sein könne. Wenn die heimatlichen Klänge für einige Minuten auch das Gemüt dieses Mannes gerührt haben mögen, so zeigte sich aber bald wieder, dass er in uns nicht etwa Landsleute, sondern politische Gegner sah, die er als Kommunist in Stalins Auftrag zu beeinflussen oder zu bekämpfen verpflichtet war. Er blieb bei dem Propagandafeldzug zunächst im Hintergrund.

Am folgenden Tag wurde eine Versammlung anberaumt, an welcher wir teilzunehmen hatten. Erster Redner: Hauptmann Hadermann. Er sah sich jedoch mit einigen Politischen Offizieren, Herm «Professor» Arnold und dem russischen Lagerkommandanten allein im Versammlungssaal; wir streikten. Nicht lange, dann brachte man uns zwangsweise dorthin. Hadermann begann seine Tiraden: Vom verlorenen Krieg, von der Katastrophe Deutschlands, den Verbrechen Hitlers, von der Unsinnigkeit, den Krieg fortzusetzen, von der Notwendigkeit, Deutschland zu retten, wozu wir durch einen Zusammenschluss gegen Hitler mit grosszügiger und gütiger Unterstützung der mächtigen Sowjetunion entscheidend beitragen könnten. Danach forderte er zur Diskussion auf.

Tiefes Schweigen. Niemand regte sich, viele schliefen. Wütend verliessen die Gastgeber den Saal.

Dass die Russen nach diesem ersten Misserfolg das Spiel nicht aufgeben würden, war uns klar, aber wir konnten ein Gefühl der Befriedigung doch nicht unterdrücken. Der ersten «Pflichtversammlung» folgten nun fast täglich weitere, in denen aber anstelle von Hadermann der viel gewandtere und versiertere «Professor» Arnold die Referate hielt. Er sprach viel und lange, von der Entwicklung der deutschen Politik seit Bismarck, besonders aber nach dem Ersten Weltkrieg, vom Werdegang des Kommunismus und seiner umwälzenden Bedeutung für die gesamte Welt, schliesslich von der nationalsozialistischen Bewegung. Hitlers Imperialismus wurde der versöhnlichen Politik der UdSSR gegenübergestellt, die nur auf Hebung des Wohlstandes des unter dem Zarentum verelendeten russischen Volkes ausgerichtet gewesen sei. Diese friedliche Tätigkeit habe Hitlers Angriffskrieg jäh unterbrochen, und zwar zu einem Zeitpunkt, als die sowjetische Regierung gerade die unentgeltliche Brotverteilung einführen wollte. Die stundenlangen Ausführungen gipfelten in der Forderung des Redners, Hitler müsse von der Staatsführung entfernt werden, um den Weg zu einer friedlichen Verständigung der beiden grossen Völker frei zu machen. An der politischen Struktur Deutschlands brauche sich deshalb nichts zu ändern, sogar der Nationalsozialistischen Partei wurde die Daseinsberechtigung nicht abgesprochen, wenn nur Hitler entmachtet würde.

Die Vorträge des «Professors» blieben ohne Wirkung auf uns, und niemand meldete sich zur Diskussion – auch nicht, wenn höhere Generalität des NKWD anwesend war. Mit unverkennbarer Wut verliessen die Herren stets sporenklirrend die Stätte ihrer Propagandaniederlage.

Zu gleicher Zeit «bearbeitete» man die italienische und die rumänische Gefangenengruppe durch ihre kommunistischen Landsleute. Die Rumänen erlagen der Gehirnwäsche sehr bald in grosser Zahl, und zwar nicht nur die jüngeren, sondern vor allem auch die älteren Offiziere. Einige stellten den Kontakt, der bisher zwischen uns geherrscht hatte, ziemlich abrupt ein. Nur wenige der älteren Offiziere, die noch aus der preussisch beeinflussten Zeit König Carols I. von Hohenzollern stammten, blieben standhaft und unterrichteten mich, soweit sie deutsch oder französisch sprachen – letzteres beherrschten die meisten –, über die fortschreitende Aufweichung. Besonders den Lagerältesten der Rumänen, einen Oberst, sah man täglich zusammen mit Anna Pauker. Er stellte im darauffolgenden Jahr mit seinen gefangenen Landsleuten eine Division auf und wurde mit ihr auf dem rumänischen Kriegsschauplatz eingesetzt. Wie wir später erfuhren, hat seine Division versagt.

Die Italiener waren noch labiler. Ihre Verbände hatten in dem harten Winter 1942/43 an der Front starke Verluste erlitten, noch stärkere in den fürchterlichen Hungermärschen nach der Gefangennahme, und sie standen noch lange unter diesen Schockwirkungen. Auch in jenen Frühjahrsmonaten des Jahres 1943 fro-

ren sie im russischen Klima und litten an der vitaminarmen Ernährung. Man sah sie im Lager umherstreifen und nach essbaren Kräutern suchen. Die Nester der auf den Bäumen zahlreich nistenden Krähen wurden geplündert und der unlängst geschlüpfte Nachwuchs als willkommene Nahrungsergänzung an offenen Feuerstellen geröstet. Die höheren Dienstgrade waren zumeist Anhänger des Königs, und nur wenige der jüngeren Offiziere, die aus Schwarzhemden-Einheiten stammten, blieben Mussolini-Anhänger. Diese hielten in späteren Jahren mit uns eine vorbildliche Kameradschaft, wie auch ein Teil der rumänischen Offiziere, Anhänger des 1938 erschossenen Corneliu Codreanu.

Im Lager Susdal allerdings hatten wir noch keine engeren Beziehungen zu den Italienern, zumal sie nicht, wie die Rumänen, mit uns zusammen in Stalinograd gekämpft hatten. Wir lehnten sie wegen der Vernachlässigung ihres Äusseren und wegen ihrer Essmanieren weitgehend ab. Der Speisesaal sah nach Benutzung durch die Italiener, besonders wenn es Fisch gab, wie der Stall des Augias aus.

Wir hatten sie als Bundesgenossen abgeschrieben, besonders da die russische Lagerleitung sie nach dem Zusammenbruch der Italienfront 1943 offiziell nicht mehr als Feinde betrachtete. Geändert hat sich an ihrer Behandlung und «Betreuung» natürlich dennoch nichts.

Ich habe bereits erwähnt, dass unsere deutsche Gruppe von den Generalen bald nach der Ankunft in Susdal getrennt wurde. Während der ersten Tage, als die Kontaktaufnahme untereinander noch möglich war, traf ich verschiedentlich mit General Dr. Korfes zusammen, den ich im Jahre 1938 auf dem Truppenübungsplatz Gross-Born kennengelernt hatte – er war damals Bataillonskommandeur im Infanterieregiment 33, ich im Infanterieregiment 92. Bei diesen Gesprächen erwies sich Korfes als national gesinnter, patriotischer Mann, in der Geschichte bewandert, da er vor seiner Reaktivierung lange Jahre als Archivrat im Reichsarchiv gearbeitet hatte. Ebenso patriotisch war General Lattmann, der, wie mir von mehreren Seiten erzählt wurde, Offiziere streng zurechtgewiesen hatte, wenn sie an Hitler Kritik zu üben gewagt hatten. Gerade diese beiden Generale wurden wenige Monate später die geistigen Führer des berühmten «Bundes Deutscher Offiziere».

Die Absonderung der Generale war in der Praxis nicht so rigoros, dass wir nicht durch unseren Spürsinn Verbindungsmöglichkeiten geschaffen hätten. Wir unterrichteten uns gegenseitig über die Vorgänge und erfuhren, was sich bei ihnen nach dem Eintreffen von Pieck und Genossen tat. So hörten wir, dass sich z.B. im Zimmer des Feldmarschalls Paulus und wahrscheinlich auch in den anderen Generalsquartieren Abhörvorrichtungen befanden und dass sich das Hauptinteresse der Russen auf die Generale v. Daniels und Schlömer konzentrierte. Beide waren ja, wie erwähnt, wegen ihrer antihitlerischen Haltung bereits in Krasnogorsk aufgefallen.

Nach den allgemeinen Versammlungen, die wir besuchen mussten, setzten Einzelbearbeitungen ein. Der eine oder andere von uns wurde zu einer «Unterhaltung» mit «Prof.» Arnold oder mit Becher in die Kommandantur bestellt. Nach Beendigung der Gespräche kamen die Betreffenden stets zu mir und berichteten. Besonderes Interesse hatte Arnold an einem Leutnant namens Ribbentrop, einem Verwandten des deutschen Aussenministers. Der Zweck der Unterhaltungen wurde uns klar: Man suchte Persönlichkeiten, die sich gegen ihre politische und militärische Führung stellen sollten, um mit ihnen Frontpropaganda zur Aushöhlung der Moral der Wehrmacht zu betreiben. Verständlicherweise wollte man in erster Linie Prominente gewinnen und Personen, deren Namen in der deutschen Öffentlichkeit bekannt waren. Mit Versprechungen wurde dabei nicht gespart, wie ich es selbst später in der Lubjanka noch kennenlernen sollte. Leutnant Ribbentrop z.B. wurde durch Arnold die Möglichkeit eines Studiums an einer russischen Universität in Aussicht gestellt, gemeint war aber sicher nur ein Lehrgang an der Antifa-Schule in Krasnogorsk, von der später noch zu berichten sein wird.

Alle Einzelaktionen von Arnold und Becher blieben ohne Erfolg. Nur bei Steidle, der oft mit Becher zusammenkam, bemerkten wir weiche Beine. Oberst v. Hanstein, der mit ihm im gleichen Zimmer lag, nahm ihn sich ernstlich vor – leider ohne Erfolg, wie sich wenige Monate später erweisen sollte. Vorerst war jedenfalls die Geschlossenheit unserer deutschen Gruppe im Gegensatz zu den Italienern und den Rumänen gewahrt. Die kleine Gruppe von etwa zwanzig Ungarn hielt sich zu uns.

Im Juni 1943 gab es eine Abwechslung in unserem Lagerleben. Der Lagerkommandant, Oberst Nowikoff, hatte uns Lagerälteste zu einem Wettbewerb aufgerufen. Wir sollten unsere Unterkunftsräume schöner ausgestalten, es sollte also mit anderen Worten «Schönheit der Gefangenschaft» dargestellt werden. Acht Tage wurde uns Zeit gegeben, dann sollte eine unparteiische Besichtigungskommission, ein General des Gefangenenwesens war dazu angesagt, den Schiedsspruch verkünden. Als Preise waren Lebensmittel in Aussicht gestellt. Man meinte, dass wir unsere Zellen kalkan und ausmalen, aber auch Einrichtungsgegenstände etc. herstellen würden. Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt.

Bei unserer Gruppe war die Bereitschaft dafür nicht allzu gross. Ich gab zu bedenken, dass allein das Kalkan und Ausmalen der Räume uns aus Mangel an entsprechender Arbeitskleidung vor unlösbare Probleme stellte, da jeder nur das an Kleidung besass, was er auf dem Leib hatte. Ausserdem hatte ich den begründeten Argwohn, dass unsere Gastgeber mit schön ausgeführten Arbeiten von uns nur irreführende Frontpropaganda treiben wollten. Ich glaubte auch in diesem Wettbewerb den Versuch der Lagerleitung zu sehen, die Nationen gegeneinander auszuspielen, wie das dann auch tatsächlich geschah. Ich drang zwar mit meinen Auffassungen nicht bei allen Kameraden durch, aber es geschah aus Mangel an Beteiligung auch nichts Wesentliches in unserem Block. Manche Wände wurden

geweisst, es entstanden einige Wandgemälde in den Kammern, so z.B. bei Steidle; der Korridor wurde durch ein Mäandermuster verziert, und unser Hoheitszeichen prangte über mehreren Zellen. Es war vorherzusehen, dass wir bei dem Wettbewerb nicht bestehen konnten, wir wollten es ja auch nicht. Italiener und Rumänen hingegen werkten beinahe Tag und Nacht.

Der feierliche Akt fand im Beisein von mehreren Generalen und höheren Offizieren des NKWD an einem Sonntag statt. Nach einem Besichtigungsrundgang durch die Unterkünfte erfolgte die Preisverleihung im Rahmen einer allgemeinen Lagerversammlung im Freien, zu der man auch unsere Generale – mit der Auflage, keine Gespräche mit uns zu führen – herbeibefohlen hatte.

Die Italiener hatten ihre Unterkünfte in afrikanische Oasenhaine verwandelt, sie hatten sich wirklich viel einfallen lassen, noch mehr als die Rumänen, die auch nicht gerade faul gewesen waren. Sie erhielten mit Recht den ersten Preis und viele anerkennende Reden. Auch die Rumänen konnten sich im Glanz des sowjetischen Prominentenwohlwollens freuen, und auch sie erhielten irgendwelche Preise, während wir mit Tadel bedacht wurden. Der Lagerkommandant nahm die Gelegenheit zum Anlass, mich als Ältesten der deutschen Gruppe meiner Stellung zu entheben. In seiner Philippika beschuldigte er mich «konterrevolutionärer Bestrebungen». Das war gewiss lächerlich, brachte aber in der Folge viel Unangenehmes, da ich nun einmal gebrandmarkt war.

An meine Stelle trat Oberst v. Arnstorf, ehem. Lüneburger Dragoner, der in den letzten Tagen von Stalingrad die 60. Infanteriedivision (mot.) geführt hatte. Arnstorf sprach mir in vornehmer Art vor der versammelten deutschen Gruppe den Dank für meine bisherige Tätigkeit aus und versicherte mich der Übereinstimmung aller mit meinen Auffassungen. Ich war nun meiner Verantwortung entledigt und Gefangener wie jeder andere. Dieser Zustand sollte nicht lange dauern. Es blieben mir nur noch wenige Tage in Susdal.

In diesen letzten Tagen wurde ich eines Nachmittags plötzlich durch einen Boten zur Kommandantur geholt. Dort sah ich mich in einem kahlen, nur mit einem Tisch und einigen Stühlen ausgestatteten Raum Herm Wilhelm Pieck, einem Oberst des NKWD, der wie ein Preisboxer aussah, und einem sehr gut aussehenden, schlanken russischen Hauptmann gegenüber. Pieck kam auf mich zu und fragte mich: «Kennen Sie mich?» Als ich verneinte, stellte er sich als Fraktionsvorsitzender der KPD vor und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Dann begann er, mir einen etwa einstündigen Vortrag zu halten, den der russische Hauptmann Wort für Wort dem Preisboxer übersetzte, der wie ein unerzogener Junge an dem Tisch herumlümmelte.

Pieck fing an mit der politischen Lage nach dem Ersten Weltkrieg und der Entwicklung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, um dann auf die Politik der KPD und jene Hitlers einzugehen. Auf letztere ging er ausführlich ein,

um mir zu beweisen, dass Hitler alle Verträge gebrochen, den Krieg gegen die Sowjetunion provoziert habe und allein die Schuld an der nunmehr eingetretenen Katastrophe von Stalingrad trage, die den Anfang vom Ende bedeute. Abzuwenden sei die sichere Vernichtung Deutschlands nur dadurch, dass man Hitler von der Macht entferne, der allein einer friedlichen Verständigung der Völker im Wege sei. Deshalb sollten sich alle guten Deutschen in der Gefangenschaft zusammenschliessen, um, von hier aus wirkend, der Heimat und der Front die Augen zu öffnen über die Verbrechen Hitlers, damit ihm die Möglichkeit genommen werde, den Krieg weiter fortzusetzen. Für eine solche, wahrhaft patriotische Handlungsweise biete die Sowjetunion jegliche Unterstützung, da ihr auch vor allen Dingen daran gelegen sei, das Blutvergiessen zu beenden.

Zum Schluss stellte Pieck mir die Frage, ob ich der gleichen Ansicht sei und ob ich meine Mithilfe zusagen könne. Ich erwiderte ihm kurz, dass ich nicht daran denke, meinem Soldateneid untreu zu werden. Darauf sagte er ganz erbot: «Und um mir das zu sagen, lassen Sie mich eine Stunde lang reden?» Ich entgegnete: «Sie haben mich ja erst jetzt gefragt, und ausserdem wollte ich Sie nicht unterbrechen!» Danach stand ich auf und wollte mich mit einer Verbeugung entfernen, als mir der Preisboxer «Halt!» zurief und mit einer Handbewegung andeutete, dass er mir etwas zu sagen habe. Durch den dolmetschenden Hauptmann liess er mir Folgendes mitteilen: «Das werden Sie bereuen! Wir haben Beweise in der Hand, dass Sie mit Ihrem Regiment zahlreiche Greuelthaten in der Sowjetunion begangen haben. Wir werden Sie vor ein Kriegsgericht stellen!» Meine Antwort war, dass ich dem mit einem guten Gewissen entgegensehen könne. Damit war ich entlassen.

Bevor nun aber mein Bericht über das Lager Susdal zu Ende geht, muss ich noch einige erfreuliche Erlebnisse erwähnen, die mir aus jenen Tagen in Erinnerung geblieben sind.

Die Russen waren so grosszügig gewesen, uns an Sonn- und Feiertagen das Feiern von Gottesdiensten zu gestatten, die von unseren ebenfalls gefangengehaltenen Wehrmachtspfarrern abgehalten wurden. Wir veranstalteten sie in unserem grasbewachsenen Innenhof, den wir mit einem altarähnlichen Aufbau, einem einfachen Holzkreuz und Holzbänken würdig für diesen schönen Zweck herrichteten. Die Ansprachen unserer Geistlichen wirkten in der Weltabgeschiedenheit und dem Aus-der-Bahn-geworfen-Sein besonders stark, und mancher fand Hoffnung und Trost wieder. Vor allem der letzte Gottesdienst vor meinem Abtransport ist mir im Gedächtnis geblieben. Die Andacht hielt ein junger katholischer Pfarrer aus Bonn. Ich weiss nicht mehr, welches Thema er gewählt hatte, aber kein Geistlicher hätte schönere und mehr zu Herzen gehende Worte finden können. Zur Beendigung der Feier sang unser Chor: «Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre». Herrlich klang der vielstimmige Lobgesang in den hellen Sommertag, und die Mauern um den Innenhof schienen mitzutönen.

Doch auch zu lustigen Gesängen trat unser Chor häufig zusammen. Jedes Geburtstagskind wurde morgens mit dem «Gesang der Prager Studenten» begrüsst, dessen Refrain, für uns recht bedeutungsvoll, lautet:

*Beatus Ule homo,
qui sedet in sua domo,
qui sedet post fomacem
et habet bonam pacem!*

(Glücklich ist jener Mensch, der in seinem Haus hinter dem Ofen sitzt und seinen Frieden hat!)

In meine letzten Tage fiel auch die Vorbereitung eines kleinen Theaterstücks, das Hauptmann Adams verfasst hatte, «Hamlet in Susdal» betitelt. Es befasste sich in lustiger Weise mit unserem Dasein, und ich sollte die Titelrolle spielen. Wir waren eifrig bei den Proben, als ich aus dieser Gemeinschaft herausgerissen wurde.

In der Nacht vom 3. zum 4. Juli – solche Daten vergisst man nie – wurde ich plötzlich geweckt und zum russischen Lagerkommandanten geführt. Hier begann ein stundenlanges Verhör mit der Anschuldigung, meine Stellung als deutscher Lagerältester zur Stimmungsmache gegen die Sowjetunion benützt zu haben. Bei Tagesanbruch konnte ich in Begleitung eines Postens in meine Zelle zurückkehren, aber nur, um meine wenigen Habseligkeiten zu ordnen, mich zu waschen und zum Abtransport vorzubereiten.

Danach brachte man mich in die Kommandantur. Hier sass General Arthur Schmidt, der Stabschef von Feldmarschall Paulus. (Ich vergass zu berichten, dass man wenige Tage zuvor die gesamte Generalität mit unbekanntem Ziel abtransportiert hatte.) Wir fanden uns also in diesem Raum wieder, in Anwesenheit von drei russischen Offizieren und einem Lagerdolmetscher. Schmidt erzählte mir, dass er aus Woikowa käme, wo jetzt die deutschen Generale zusammen mit drei italienischen und sechs rumänischen Generalen untergebracht seien. Man habe ihn, ebenso wie mich, mitten in der Nacht ohne nähere Erläuterungen hierher gebracht. Wir konnten uns ungestört unterhalten und rästelten naturgemäss über unser Schicksal. Erfreulich war dabei zunächst, dass man uns ein Frühstück vorsezte. Es gab Weissbrot, Butter, Quark, guten Kaffee und viel Milch – Dinge, die seit Monaten nur in unseren Traumvorstellungen existierten. Unsere Gastgeber machten von diesem Angebot auch selbst reichhaltig Gebrauch, woraus zu folgern war, dass eine solche Gelegenheit auch für sie aussergewöhnlich war. Man eröffnete uns, dass uns eine längere Fahrt bevorstünde und dass wir uns Brot und Butter als Proviant mitnehmen sollten. Das taten wir, und dann brachen wir auch schon auf.

Vor dem Haus stand eine grosse Limousine. Wir mussten die hinteren Plätze einnehmen, flankiert von zwei NKWD-Offizieren, der dritte setzte sich vorne

neben den Fahrer. Bequem war das nicht gerade. Wir wollten uns nicht unterhalten, weil uns nicht klar war, ob die Russen unsere Sprache beherrschten. Auf die Idee, uns auf französisch oder auf englisch zu verständigen, kamen wir damals nicht. Wir fuhren bei strahlendem Sonnenschein durch die weite, ebene Landschaft. Was uns bei dieser Fahrt auffiel, waren überlebensgrosse Propagandaplakate an den Hauptverkehrsstrassen, auf denen deutsche Soldaten, mit SS-Runen auf ihren Uniformen, weisse Raubtiergebisse bleckend und Gewalttaten gegen russische Frauen und Kinder ausführend, dargestellt waren.

Unterwegs wurde eine Frühstückspause eingelegt. Wir rauchten eine von General Schmidts «Kasbek»-Zigaretten – das war die gute Sorte, die zur Generalsverpflegung gehörte. Natürlich machten wir uns Gedanken, wohin man uns bringen würde und warum man ausgerechnet uns beide ausgewählt hatte.

In den Morgenstunden fuhren wir durch die Vorstadtbezirke von Moskau, zu einer Zeit, als die Menschen zur Arbeit gingen. Wir sahen die alten, verwitterten Häuser, die schmutzigen Strassen, altertümliche Strassenbahnen, an denen eintönig grau und ärmlich gekleidete Mensentrauben hingen, sahen in stumpfe und lustlose Gesichter und empfanden in erschreckender Weise das Missverhältnis zwischen einer westlichen Grossstadt und dieser russischen Metropole. Mitten in der Stadt hielten wir vor einem grossen Gebäude mit einem eisernen Tor. Während zwei der Offiziere in dem Haus verschwanden, das offensichtlich Sitz einer hohen Behörde war, mussten wir unter Bewachung des dritten lange warten. Wir hatten Zeit, die Passanten zu beobachten: Die ärmliche Bekleidung und der lustlose Gesichtsausdruck waren wieder auffallende Kennzeichen, während die vielen Uniformierten einen gepflegten Eindruck machten. Westeuropäisch korrekt gekleidete Personen fielen uns auf, sie waren wohl meist Botschaftsangehörige, da wir uns im Viertel der Ministerien und Gesandtschaften befanden. Das Gebäude, vor dem wir gehalten hatten, war, wie wir später erfahren sollten, die berühmte Ljubjanka.

ZUM ZWEITEN MAL IN KRASNOGORSK

Diesmal sollten wir jenes mustergültige Institut noch nicht kennenlernen. Nach geraumer Zeit erschienen unsere Begleiter wieder, und die Fahrt wurde fortgesetzt, aus Moskau hinaus, durch endlose Vorstädte, vorbei an Fabrikanlagen und über holprige Strassen in freies Gelände, bis wir schliesslich vor dem Haupteingangstor des Lagers 1 von Krasnogorsk anhielten. Nach einer oberflächlich durchgeführten Filzungszeremonie führte man uns ins Lager, wo uns der Kommandant, Oberst Woronoff, höchstpersönlich in Empfang nahm. Er entschuldigte sich, dass der für uns beide vorgesehene Raum in dem sogenannten Blockhaus, welches, wie erwähnt, bei unserem ersten Aufenthalt im Lager dem Feldmarschall Paulus, General Schmidt und Oberst Adam als Unterkunft gedient hatte, noch nicht hergerichtet sei, und wies uns vorläufig in einen kleinen Raum des Lagerlazarets ein. In diesem Zimmer standen zwei überzogene Betten, ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Ein als Lazarettordonnanz eingeteilter angeblicher ehemaliger Luftwaffenunteroffizier hatte, durch die Lagerleitung von der Ankunft zweier «Generale» in Kenntnis gesetzt, sogar einen kleinen Blumenstrauss ins Fenster gestellt.

Es wurde uns freie Bewegung im Lager erlaubt. Zuerst statteten wir dem im Lazarett liegenden ungarischen General Graf Stomm einen Besuch ab, von dessen Anwesenheit wir durch den Luftwaffenunteroffizier erfuhren. Graf Stomm war der Kommandierende General eines ungarischen Korps gewesen. Mit erfrorenen Beinen war er in Gefangenschaft geraten, und man hatte ihm beide Beine abnehmen müssen. Erstaunlich war die Haltung dieses noch aus der k. u. k. Armee stammenden Edelmannes aus einer ursprünglich englischen Adelsfamilie, der lange Jahre vor dem Krieg ungarischer Militärattaché in London gewesen war. Ich sollte den Grafen auch noch im Lager Woikowa treffen und schätzen lernen, aber schon bei diesem ersten Besuch an seinem Krankenbett erfasste mich eine Hochachtung vor diesem Offizier und Grandseigneur einer bereits zu Ende gegangenen Zeit mit seinem über allen Dingen stehenden Humor.

Danach suchten wir den Kontakt mit jenen Offizieren, die uns vom ersten Aufenthalt in Krasnogorsk her bekannt waren, um Neuigkeiten zu erfahren. Wir trafen Oberstleutnant Bredt, einen ehemaligen Stahlhelmer* und Funktionär des «Alldeutschen Verbandes», und Major Schulz, der angeblich vor dem Krieg in

* Stahlhelm = Bund der Frontsoldaten (1918-1935)

Amerika als Journalist tätig gewesen war. Beide machten recht wirre Angaben über eine Versammlung, die vor Kurzem im Lager auf Initiative von zwei deutschen Emigranten, Walter Ulbricht und Erich Weinert, stattgefunden hatte und an der sie – neben anderen Offizieren – teilgenommen hatten. Die beiden sprachen von einer Organisation, die mit Unterstützung der Russen gebildet werden sollte, um sich mit der Führung und Betreuung unserer Soldaten zu befassen. Sie hatten recht unklare Vorstellungen von einer solchen Aktion, sprachen aber immer davon, dass etwas geschehen müsse. Die Gefahr einer rein kommunistischen Beeinflussung schienen sie nicht sehen zu wollen. General Schmidt und ich versuchten, die beiden und andere Offiziere, die sichtlich unter dem Eindruck der politischen Argumente Ulbrichts und Weinerts standen, wie z.B. Hauptmann Dommaschk, Träger des Ritterkreuzes, von einer Zusammenarbeit mit den Emigranten und den Russen abzubringen. Ohne Erfolg. Die drei genannten Offiziere erlagen sehr bald ihrem Geltungsbedürfnis und vor allem der Dialektik jener Emigranten und traten gleich bei der Gründungsversammlung dem «Nationalkomitee Freies Deutschland» bei. Aber damit habe ich wieder den Ereignissen ein wenig vorgegriffen.

Für unsere Bemühungen, jene Offiziere, die sich in Verkennung ihrer Gefangensituation den Zielen der Emigranten und der Russen verschreiben wollten, von ihrem Entschluss abzubringen, hatten General Schmidt und ich nur einen Tag Zeit. Wir beide waren vermutlich zu dem Zweck in das Lager gebracht worden, uns angesichts der hier bereits sichtbar gewordenen Anfangserfolge ebenfalls zu überzeugen. Jedenfalls war einige Tage vor unserer Ankunft bereits verlautbart worden, es würden zwei «Generale» erscheinen, die im Zusammenhang mit der zu gründenden Organisation hergeschickt wären, wie uns von verschiedenen Seiten erzählt wurde. Nun war gleich am ersten Tag durch unsere Gespräche bekannt geworden, dass unsere Auffassungen im krassen Gegensatz zu jenen der Lagerprominenz und den Zielen der Emigranten standen. Deshalb war es für uns beide auch gar nicht überraschend, dass uns am Abend des ersten Tages von der Kommandantur jede Verbindung mit den übrigen Lagerinsassen untersagt wurde.

Am zweiten Tag wurden wir in einen Raum des schon mehrfach erwähnten Blockhauses eingewiesen und waren damit von allen anderen abgesondert. Unsere Verpflegung brachten zwei Lazarettordonnanzen, die sich zwar als anständige Soldaten gebärdeten, aber sicherlich Spitzeldienste leisteten. Wir waren allerdings damals noch zu ahnungslos, um in ihnen schlechte Charaktere zu vermuten.

Unser Blockhaus durften wir nur in der Mittagspause, während sich die restliche Lagerbelegschaft in den Baracken aufhalten musste, zu einem kurzen Spaziergang um das Haus herum verlassen. Nun hatten wir genügend Zeit, um über unsere Lage nachzudenken. Vor allem beschäftigte uns die Frage, ob man auf russischer Seite wirklich angenommen hatte, wir würden uns zu der gegen das

Reich und seine Führung gerichteten Propaganda und zu den daraus folgenden Aktionen bekennen, da unsere Einstellung keineswegs geheim geblieben war. Aber vielleicht wollte man gerade solche, deren Einstellung allgemein bekannt war, «umdrehen».

Täglich am Vormittag erschien bei uns der Lagerkommandant Oberst Woronoff in Begleitung einer Dolmetscherin, Frau Stern, Gattin des NKWD-Offiziers Stern, der später eine massgebliche Rolle im Zusammenhang mit dem «Nationalkomitee Freies Deutschland» spielte. Frau Stern war eine attraktive, gutgekleidete Jüdin, die ohne Zweifel aus Deutschland stammte. Der Kommandant liess uns jedesmal durch sie die russischen Kriegsberichte vorlesen und versuchte uns anschliessend zu politischen Gesprächen zu bringen, aber Schmidt verstand es stets glänzend, solchen Versuchen auszuweichen. Ton und Form von Seiten der Russen blieben korrekt, wenngleich das Gesprächsklima eine feindselige Grundhaltung nur wenig verschleiern konnte. Oberstleutnant Schweitzer, der den Lagerkommandanten ab und zu vertrat, machte erst gar keine Versuche, dies zu kaschieren, da er als Jude uns naturgemäss keine besondere Sympathie entgegenbrachte. Generell waren damals unter den NKWD-Funktionären, die im Gefangenenwesen eingesetzt waren, und dem ärztlichen Personal viele Juden. In den späteren Jahren sollte sich das aber ändern, und eine antijüdische Einstellung besonders in der russischen Bevölkerung wurde unverkennbar.

Der oben erwähnte Hauptmann Dommaschk nahm häufig in den Mittagsstunden verbotenerweise Verbindung zu General Schmidt auf, angeblich, um ihn über die Vorgänge im Lager zu informieren und ihn um seinen Rat zu bitten. Ich hatte jedoch stark den Eindruck, dass er sich als Spitzel gegen uns gebrauchen liess.

In den Monat Juli fiel die erste gross aufgezogene Kriegsgefangenenversammlung unter Mitwirkung der prominentesten Emigranten. Wir hörten davon durch die Lazarettordonnanzen. Zwei Tage lang dauerten die Vorträge und Beratungen in einem grossen Saal des Ortssowjets von Krasnogorsk, der mit schwarz-weiss-roten Fahmentüchern geschmückt war. Aus vielen Lagern hatten die Russen Abordnungen von Kriegsgefangenen herangeschafft, die bei dieser durch Politische Kommissare und Emigranten geschickt vorbereiteten und geleiteten Veranstaltung die Gründung des später bedeutungsvoll werdenden «Nationalkomitees Freies Deutschland» beschlossen. Bei diesem Anlass trat zum ersten Mal der Fliegerleutnant Graf Einsiedel mit einer grossen programmatischen Rede in Erscheinung und wurde sogar von der Versammlung, geschickt durch die Russen eingefädelt, in das Präsidium dieser Organisation gewählt. Das geschah natürlich nicht von ungefähr, denn Graf Einsiedel war ein Urenkel Bismarcks, und man versprach sich von seinem Namen eine starke propagandistische Wirkung. Ausser ihm nahmen nur wenige Offiziere und fast gar keine

Stabsoffiziere an der Gründungsversammlung teil. Bei den Generalen und den älteren Offizieren war den Russen der Durchbruch noch nicht gelungen.

Die nächsten Wochen verliefen für uns ruhig, wir waren weiterhin isoliert und erlebten nur, dass einige Stabsoffiziere aus der Lubjanka und aus anderen Lagern ankamen. Aus Susdal wurde Oberst Steidle nach Krasnogorsk gebracht. Unsere Annahme, dass sein Erscheinen mit dem Nationalkomitee in Zusammenhang zu bringen sei, bewahrheitete sich in kurzer Zeit. Steidle trat dieser Organisation bei und wurde eines der besten Pferde im Stall der sowjetischen Propagandakampagne gegen Deutschland.

In diese Tage fielen der Zusammenbruch der deutschen Offensive bei Kursk und der Gegenangriff der Sowjets bei Orel. Frau Stern bereitete es natürlich grosse Freude, uns täglich die Erfolge der Roten Armee berichten zu können. Unsere Stimmung hob sich begreiflicherweise bei diesen Nachrichten keineswegs, wenngleich wir ihnen gegenüber immer noch skeptisch blieben.

Es kam der 3. August, mein Geburtstag. General Schmidt hatte Tage zuvor insgeheim von seiner Verpflegung etliches abgespart und durch Verbindungen der Lazarettordonnanz mit der Küche einen kleinen Kuchen als Geburtstagsüberraschung herstellen lassen. Als ich am Morgen aufwachte, fand ich diesen nebst einer Schachtel Kasbek-Zigaretten und einem Blumenstrauss auf dem Tisch. In gehobener Stimmung wollten wir uns nach der Morgentoilette gerade an den Tisch setzen, als die Tür aufging und der russische Oberstleutnant Schweitzer hereinkam. Wir ahnten nichts Gutes. «Transport!» sagte er nur, setzte sich auf einen Stuhl und bedeutete uns zu frühstücken. Es wurde nun gerade kein Festmahl, noch dazu in Gegenwart des schweigenden Gastes. Nachdem wir unsere wenigen Habseligkeiten zusammengepackt hatten, führte man uns vor das Lager. Dort stand ein graugrün lackierter kleiner Gefangenentransporter mit einladend geöffneter Tür. Proteste blieben unbeachtet, wir mussten hinein. Wir kamen jeder in eine kleine Zelle, in der man zur Not sitzen konnte. Dann wurde abgeschlossen, und mit Affentempo ging es los. Draussen war das schönste Augustwetter, und drinnen sassen wir schwitzend in stickiger Luft und Dunkelheit, denn die «grüne Minna» hatte natürlich keine Fenster, sondern nur kleine Luftlöcher. Unsere Stimmung kann man sich leicht vorstellen.

DIE LUBJANKA

Nach endlos erscheinender Fahrt hielt der Wagen schliesslich im Lärm einer grossen Stadt. Ein eisernes Tor öffnete sich knirschend, wir passierten eine lange Hauseinfahrt und hielten an. Die Zellentüren wurden entriegelt, wir stiegen aus und standen in einem grauen Innenhof, von hohen Gebäuden umschlossen. Man führte uns in einen kleinen Kellerraum. Zwei Offiziere filzten unser bescheidenes Gepäck, danach mussten wir stundenlang warten. Schliesslich führte man uns in eine Banja (= Baderaum), wo wir eine warme Brause genossen, während die schweigsamen Gefängnis-Zerberusse unsere Kleidungsstücke bis auf die Nähte durchforschten.

«Und das Zuchthaus, riesig gross, tat uns auf den Mutterschoss Dieser frei nach Heine zitierte Vers fiel mir ein, als wir dann, durch einen dunklen Gang geführt, vor einer Zelle standen, die zu betreten man uns mit dem stereotypen «Dawai! Dawai!» («Vorwärts!») unwiderstehlich einlud.

Die Zelle war sieben Schritte lang und vier Schritte breit, sie enthielt zwei Fakirbetten, einen kleinen Tisch und zwei Hocker, neben der Tür einen scheusslichen Eimer, dessen Verwendungszweck klar war. Der Raum war etwa drei Meter hoch, und es war an der Deckenstukkatur zu erkennen, dass er durch Unterteilung eines grösseren Raumes entstanden war. Ein grosses Fenster, das geöffnet werden konnte, aber durch ein festes Eisengitter und eine davor befestigte Blechblende gesichert wurde, befand sich an der dem Eingang gegenüberliegenden Schmalseite. Unsere neue «Wohnung» lag im Erdgeschoss, wir konnten unterhalb der Blende ein betoniertes Pflaster und oberhalb einen grossen Innenhof erkennen.

Die Tür, mit dem üblichen Guckloch und einer Durchreichklappe versehen, hatte sich hinter uns geschlossen. «Na, das ist ja recht nett hier», sagte ich, als wir uns auf unsere Pritschen setzten und zunächst einmal tief durchatmeten. Die Spannung war gelöst. Wir sassen also in der berüchtigten Lubjanka, wie gemeine Verbrecher.

General Schmidt holte nun erst einmal eine grosse Schachtel Zigaretten hervor, und wir zündeten uns, nachdem man ihn sogar im Besitz einer Schachtel deutscher Streichhölzer gelassen hatte, eine Beruhigungszigarette an. Nun ging das Raten los. Was wollte man von uns, warum das Einschliessen in ein Gefängnis wie Missetäter? Oder sollte das eine Repressalie sein? Wofür? Wir wussten bereits, dass die Russen gewisse Geheimnisträger in die Gefängnisse gebracht hatten, aber wir beide waren keine. Dass man irgendetwas Übles mit uns vorhatte, konnten wir uns an den fünf Fingern abzählen. Aber was?

Es war ein Glück, dass wir zu zweit waren, allein wäre der Schock viel schlimmer gewesen. Und wir beide verfügten über einen erfreulichen Vorrat an Humor, was die Lage ein wenig erleichterte. Aber es war schon eine aussergewöhnliche Nervenprobe, in der Hauptstadt der Sowjetunion in einer Zelle der berüchtigten Lubjanka zu sitzen, in düsterer Ungewissheit über das zukünftige Schicksal; denn es sollte sich wochenlang nichts ereignen.

Ein trauriger Geburtstag hinter Zuchthausmauern, noch trauriger in dem Bewusstsein, dass die Lieben daheim in Ungewissheit schwebten, ob ich überhaupt noch am Leben sei. Aber wie gut ist es, dass der Schöpfer dem Menschen den Blick in die Zukunft gnädig verhüllt hat, denn ich sollte im folgenden Jahrzehnt noch viel traurigere Geburtstage erleben.

Entsetzlich langsam verrannen Stunden und Tage in ihrer Eintönigkeit, besonders die Nächte, weil eine starke Glühbirne die Zelle taghell erleuchtete und wir nur auf dem Rücken liegen durften, die Hände auf der dünnen Decke, unter der wir völlig angekleidet, nur der Stiefel entledigt, zu schlafen versuchten. Legte man sich dann einmal doch auf die Seite oder zog sich die Decke schützend über die Augen, dann kam der auf dem Gang Wache schiebende Zerberus herein und stellte die Gefängnisordnung wieder her.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, auch daran, unter solchen ungewöhnlichen Umständen zu schlafen, umso mehr, als wir tagsüber unsere Liegestätten dazu nicht benützen durften. Dass ich im Schlaf stets träumte, empfand ich als besondere Gnade. Und General Schmidt fand die trostreichen Worte: «Fassen Sie den Traum als das richtige Leben auf und die Wirklichkeit als Traum!»

Tolstoi hat, soweit mir erinnerlich, einmal gesagt: «Am schnellsten vergeht die Zeit in Russland und am schnellsten im Gefängnis!» Rückblickend glaube ich diesen Satz bestätigen zu können, wenngleich mir die Monate in der Lubjanka damals nicht gerade zu verfliegen schienen.

Unser Tagesprogramm war nicht sehr abwechslungsreich: Früh am Morgen wecken – Uhrzeiten gab es für uns, da man uns die Uhren abgenommen hatte, nicht –, dann Geleit zum Waschraum und zum Abort; zurück in die Zelle, bald darauf erste Mahlzeit, bestehend aus Fischsuppe mit vielen Gräten, dazu ein Stück feuchtes Schwarzbrot; etwa zur Mittagsstunde wieder Fisch- oder Kohlsuppe und einen Napf Brei, die Kascha, aus Hirse, Graupen oder Buchweizen, natürlich als Magenschonkost nur mit Wasser ohne jeden Zusatz gekocht, dazu wieder ein Stück Brot; abends wiederum eine Suppe, wie gehabt, mit einem Stück Brot. Sämtliche Mahlzeiten erhielten wir durch die Türklappe durchgereicht. In den Zwischenzeiten ereignete sich nichts. Wir lauschten hellhörig den Geräuschen, die ab und zu vom Gang zu uns drangen: So stellten wir z.B. bei den Essensausgaben durch das Geräusch beim Öffnen der Türklappen und durch das Geschepper der Blechnäpfe fest, wie viele Zellen auf unserem Gang belegt

waren. Aber sonst blieb es geisterhaft still, die Schritte der Wächter konnten wir nicht hören, da eine Gummimatte auf dem langen Korridor ausgelegt war. Nur einmal hörten wir nachts lautes Wehgeschrei einer Frauenstimme, die bald erstickte.

Die langen Tage verkürzten wir uns durch Erzählen unserer Erlebnisse, unserer Lebensläufe, oder wir sprachen über Bücher, die wir gelesen, und über Reisen, die wir gemacht hatten. Immer wieder endete man bei der augenblicklichen Lage, um daran herumzurätseln, was wohl mit uns geschehen würde. Und immer wieder sagten wir uns, dass es doch noch ein besonders glücklicher Umstand wäre, das Zellen-dasein mit einem gleichgesinnten Schicksalsgefährten und nicht allein ertragen zu müssen.

Etwa alle acht Tage kamen wir in den Genuss eines Brausebades, und bei dieser Gelegenheit wurde das Barthaar mit einer Haarschneidemaschine gestutzt. Rasiert durfte anscheinend im Gefängnis nicht werden. Man gewöhnte sich an diese Methode, aber auch daran, den gewissen Ort nur zweimal am Tag, nämlich morgens und abends, aufzusuchen, d.h., wir wurden nur zu diesen Zeiten dorthin geführt. Diese Gewöhnung war bei meinen späteren häufigen Bahntransporten sehr nützlich. Den ominösen Eimer benutzten wir nicht. Als man uns veranlassen wollte, unsere Zelle selbst zu reinigen, lehnten wir das ab und drangen damit sogar durch.

Etwas Aufregendes ereignete sich in den ersten Tagen aber doch: Eines Abends, es war schon dunkel, und wir lagen auf unseren Fakirbetten, hörten wir in schneller Folge Geschütz- und Maschinengewehrfeuer, das längere Zeit andauerte. Währenddessen kam der Wächter am Gang mehrmals an unser Guckloch, um uns zu beobachten. Angriff unserer Luftwaffe auf Moskau – das war unser erster Gedanke. Und in unserer Phantasie sahen wir schon Bombentreffer in der Lubjanka und Fluchtmöglichkeiten bei dem einsetzenden Durcheinander. Die Wirklichkeit war leider gänzlich anders, wie wir erst später in Erfahrung bringen sollten. Es war nämlich das Salutschessen und ein Feuerwerk der Moskauer Garnison, das von nun an täglich stattfand, zur Feier der Befreiung russischer Städte, Dörfer und «bewohnter Plätze» infolge unseres allgemeinen Rückzugs. Bevor wir aber von dieser Wirklichkeit erfuhren, zweifelten wir nicht an den vermuteten Luftangriffen, was uns begreiflicherweise einigen Auftrieb gab.

Mit der Zeit wurde uns die Zellenhaft, ohne dass wir den Grund dieses langen Freiheitsentzuges erfuhren, zu einer fast unerträglichen Nervenprobe. Wir forderten von dem Zellen-Zerberus in eindringlicher Gebärdensprache Tinte, Feder und Papier, um einen Rapport, wie man das in der Sowjetunion nannte, zu schreiben. Es bat jeder für sich – Gemeinschaftsaktionen waren unter solchen Umständen nicht erlaubt – in einem kurzen Schriftsatz um Angabe des Haftgrundes. Allerdings ereignete sich tagelang wiederum nichts.

Dann öffnete sich plötzlich in einer Nacht – wir befanden uns bereits in unserem «zweiten Leben», dem Traumdasein – die Tür, der Zerberus trat herein und sagte: «General Schmidt, Kommissar!» Na endlich, ein Ereignis, irgendeine Entscheidung in diesem nervenraubenden Wartezustand! Schmidt verschwand also mit dem Wärter, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich blieb mit bangen Erwartungen zurück, es muss wohl stundenlang gedauert haben. Schliesslich wurde Schmidt zurückgebracht und berichtete. Man hatte ihn durch lange Korridore in einen anderen Gebäudeflügel geführt, wo er mit einem Aufzug in eines der oberen Stockwerke gelangte. Hier wurde er in ein Zimmer gebracht, in welchem er sich einem Zivilisten gegenüber sah, den wir schon aus dem Lager Krasnogorsk vom Sehen her kannten, dem bereits erwähnten Dr. Saweljew (Sawelli). Dieser unterzog ihn einer Vernehmung, und zwar zu einer ganzen Reihe von Anklagepunkten, von denen mir folgende im Gedächtnis geblieben sind:

Schmidt habe die im Kessel von Stalingrad befindlichen sowjetischen Kriegsgefangenen vorsätzlich verhungern lassen (tatsächlich sollen in jenem Lager unter den Gefangenen Fälle von Kannibalismus vorgekommen sein). Weiters habe er befohlen, in den geräumten Stadtteilen von Stalingrad Zeitzünder durch Pioniere anbringen zu lassen. Ausserdem habe er den völkerrechtswidrigen Befehl erlassen, auf Parlamentäre mit weisser Flagge zu schiessen.

Was genau bei dieser Vernehmung herauskam und wie die weiteren allnächtlichen Vorladungen von General Schmidt verliefen, davon weiss ich leider nicht mehr zu berichten. Jedenfalls war zunächst Schmidt das «Lustobjekt» des Herrn Sawelli, während ich noch nicht gefragt schien. Schliesslich, wir mochten mehrere Wochen Zellendasein hinter uns gebracht haben, kam Schmidt eines Nachts mit der Nachricht zurück, dass er wieder nach Krasnogorsk zurückgebracht werde. Am folgenden Tag wurde er tatsächlich abgeholt, und ich blieb allein in dem grauslichen Kellerraum zurück.

An dieser Stelle fällt mir ein, dass ich vergessen habe, eine gesundheitsfördernde Massnahme der hochwohllöblichen Gefängnisverwaltung zu erwähnen. Uns stand ein täglicher Spaziergang in einem kleinen Gefängnishof zu, Dauer etwa zehn Minuten. Leider wurde diese Vorschrift nicht immer eingehalten, ich nehme an, aufgrund von Überfüllung dieses mustergültigen Etablissements. So machte ich ab und zu selbst Bewegung, indem ich die sieben Schritte von der Tür bis zum Fenster und wieder zurück marschierte.

Bald nachdem Schmidt mich verlassen hatte, wurde auch ich eines Nachts zum Kommissar geholt. Auf diesem Weg lernte ich zum ersten Mal die strengen Sicherheitsbestimmungen kennen: Man wurde durch lange Gänge geführt. Kam eine Biegung oder eine Ecke, so dass man nicht sehen konnte, ob jemand entgegenkam – zu hören war nichts, da die Gänge, wie erwähnt, mit Gummiläuffern isoliert waren –, dann gab der begleitende Posten ein Zeichen, indem er mit dem

Schlüsselbund gegen sein Koppelschloss klopfte. Auf dieses Zeichen hin musste der vom entgegenkommenden Posten geleitete Häftling verschwinden, oder man selbst wurde den Blicken der anderen entzogen. Zu diesem Zweck befanden sich auf den langen Gängen in regelmässigen Abständen kleine Kämmerchen, in denen der Delinquent so lange eingeschlossen blieb, bis die Luft wieder rein war. Das alles geschah ohne ein Wort – sprechen war natürlich verboten. Dieses Sicherheitssystem klappte reibungslos, und ich begegnete anlässlich der vielen Wege zu oder von den Vernehmungen niemals einem anderen Gast dieses Unternehmens.

Meine Vernehmungen fanden im siebenten oder achten Stockwerk eines Nebentraktes statt, wohin ich mit dem Fahrstuhl gebracht wurde. Zuvor ging es noch durch eine Sicherheitsschleuse in Form eines Durchlasses, vor dem ein weibliches Wesen in Uniform an einem Tisch mit einem dicken Register sass. Sie trug Name und Uhrzeit ein, ich selbst musste dann in einer Spalte mit meiner Unterschrift quittieren. Hierbei wurden die vorhergehenden Eintragungen so abgedeckt, dass ich sie nicht sehen konnte.

Ich muss zunächst bei meiner ersten Vernehmung bleiben. In dem Zimmer, in welches man mich führte, war es halbdunkel. Es war ein hoher Raum mit einem Fenster, ausgestattet mit einem grossen Schreibtisch und mehreren einfachen Stühlen, sonst völlig kahl. Das Licht einer kleinen Schreibtischlampe mit abgedunkeltem Schirm erhellte wie ein Scheinwerfer nur einen Teil der Tischplatte. Am Schreibtisch sass der Kommissar Dr. Sawelli. Ich musste ihm gegenüber an dem grossen Schreibtisch Platz nehmen, und dann drehte er freundlicherweise die Lampe so, dass mir der Lichtschein gerade ins Gesicht fiel. Nach einigen einleitenden Worten, er sprach fast akzentfrei Deutsch, eröffnete er mir, dass er mich zu den von mir und meinem Regiment in Russland verübten Greueltaten vernehmen wolle.

«Weder von Angehörigen meines Regiments noch von mir selbst sind Handlungen vorgenommen worden, die gegen die Haager Landkriegsordnung oder die Genfer Konvention und andere internationale Vereinbarungen über die Kriegführung verstossen haben», sagte ich dazu.

«Nun, Herr Oberst, wir werden sehen. Hier habe ich ein Buch, das wir als Dokument gegen Sie betrachten.» Mit diesen Worten zeigte er mir das bereits erwähnte Büchlein über den Sommerfeldzug 1941 in Russland.

«Ich frage, und Sie werden antworten!» Nun stellte er mir zahlreiche Fragen, z.B.: «Hier auf dieser Seite sieht man ein völlig zerstörtes Dorf und viele Leichen. Das haben Sie mit Ihrem Regiment angerichtet. Was haben Sie dazu zu sagen?»

Ich konnte natürlich zu allen Aufnahmen von den Kampffeldern des Sommers 1941 genauestens Auskunft geben. Die recht primitive Methode, aus

Kampfhandlungen Verbrechen konstruieren zu wollen, schien mir geradezu absurd. Als ich mir eine entsprechende Bemerkung erlaubte, erhielt ich nur die Antwort: «Ich frage, Sie antworten!»

Nun gut, ich antwortete. Meine Aussagen wurden protokolliert, all das geschah in einer eisigen Atmosphäre. Dann war ich entlassen, der Zerberus nahm mich vor der Tür in Empfang, und es ging den gleichen Weg wieder zurück zu meiner Zelle.

Was sollten diese Beschuldigungen, diese Untersuchungen? Das fragte ich mich nach der ersten nächtlichen Konfrontation mit einem Kommissar des NKWD, von dem ich doch annehmen konnte, dass er nicht etwa mit der Wahrheitsfindung in bezug auf tatsächliche Verstösse gegen internationale Abmachungen beauftragt war, sondern andere Absichten verfolgte. Dass die Drohung mit einer kriegsgerichtlichen Untersuchung nur eine taktische Massnahme in der psychologischen Kriegführung gegen die vom NKWD behandelten Gefangenen darstellte, war mir damals noch nicht klar. Wohl war mir nicht zumute, umso weniger, als ich mich nun allein mit meinen Gedanken abfinden musste und niemanden hatte, mit dem ich mich aussprechen konnte.

Es vergingen wieder mehrere Tage und Nächte ohne Ereignisse, bis mehrere Vernehmungen, Nacht für Nacht, unter denselben Bedingungen erfolgten. Immer die gleichen Vorwürfe, die gleichen Anschuldigungen und Versuche, Widersprüche zu konstruieren, die gleiche eisige Atmosphäre. Ich muss gestehen, dass mich alten Soldaten, der viel Schreckliches in zwei Weltkriegen gesehen und selbst erlebt hatte, immer ein Gefühl der Bangigkeit vor dem, was mich erwartete, beschlich, wenn ich durch das nächtliche Gefängnis und den verdunkelten Fahrstuhl zum Kommissar gebracht wurde.

Eines Nachts nun lernte ich eine freundlichere Behandlung kennen. Sawelli fragte mich nach meinem Befinden, bot mir eine deutsche Zigarette an, wahrscheinlich aus Beutegut stammend, und sagte zu mir, auf die vor ihm liegenden Protokolle weisend: «Nun, das wird alles seinen Weg gehen, wir wollen uns über etwas anderes unterhalten.» Und er erzählte von seinen Reisen nach Deutschland, er kannte Berlin sehr gut, wir sprachen von bekannten Lokalen dort, unterhielten uns generell über Belanglosigkeiten. Dann kam er auf die militärische Lage zu sprechen, behauptete, der Krieg sei für uns verloren, und Deutschlands Politik müsse anders werden als vor dem Krieg. Er meinte, dass eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion das Richtige wäre, und fragte, wie ich mich dazu stelle, ob man sich nicht jetzt schon über solche Fragen unterhalten solle. Als ich ihm antwortete, dass ich mir aus meinem Gefangenendasein heraus weder ein Urteil über die militärische Lage noch eine Meinung über spätere Entwicklungen erlauben könne, ging er auf ein anderes Thema über und fragte mich, ob ich diesen oder jenen Gefangenen von Krasnogorsk näher kennen würde. Den Zweck dieser Fragen begriff ich zunächst nicht und gab ihm Auskunft, soweit ich die Personen

tatsächlich näher kannte. Erst später wurde mir klar, dass er Mosaiksteinchen sammelte, um Gefangene beurteilen zu können, die er möglicherweise für seine Ziele verwenden könnte.

Auch die nächsten nächtlichen Gespräche, die Sawelli lediglich als Unterhaltungen bezeichnete, um mit mir über die Entwicklung der Lage, die er als interessant bezeichnete, zu sprechen, verliefen in einer gewissermassen entschärften Stimmung. Er bot mir stets Zigaretten an, plauderte mit mir über Literatur, Theater, fremde Länder, Reisen und ähnliches. Es begann eine «Zuckerbrottour»: nachts wurde in meiner Zelle das störende Deckenlicht ausgeschaltet, ich erhielt eine dicke Matratze, damit ich das grässliche Drahtgestell meiner Fakirpritsche nicht mehr spürte, und durfte täglich eine Viertelstunde lang auf dem flachen Dach der Lubjanka innerhalb eines selbstverständlich streng bewachten und von hohen Wänden umgebenen Bereiches spazierengehen.

Die «Methode Zuckerbrot» sollte aber nicht lange angewandt werden. Bei einer der nächsten Zusammenkünfte liess Sawelli die Katze aus dem Sack: Er gab mir die Kopie eines Aufrufs zu lesen, der die Unterschrift des Generals der Artillerie v. Seydlitz trug, zuletzt Kommandierender General des LI. Korps. In diesem Aufruf forderte Seydlitz als Präsident des inzwischen in Lunowo gegründeten «Bundes Deutscher Offiziere» die kriegsgefangenen Offiziere zum Eintritt in diese Organisation und zum Kampf gegen Hitler auf. Als ich fertiggelesen hatte, sagte Sawelli zu mir: «Wäre es nicht schön, wenn Ihr Name auch darunter stünde?»

«Ich verstehe den Weg, den General v. Seydlitz gegangen ist, überhaupt nicht und werde ihn nicht gehen», war meine Antwort. Kurz darauf war ich entlassen.

Einigermassen erschüttert kam ich in meiner Zelle an. General v. Seydlitz, unter dessen Korpsführung ich in den Jahren 1942 und 1943 gefochten hatte, war zum Feind übergelaufen! Ich konnte das gar nicht fassen und zweifelte an der Echtheit der Unterschrift. Was konnte ihn veranlasst haben, diesen Schritt zu setzen? Hatte sich denn wirklich unsere militärische und politische Lage so verändert, dass nur noch eine Katastrophenlösung möglich war?

In derselben Nacht konnte ich nicht schlafen. Der Himmel drohte einzustürzen. Ein General, dessen Name mit der besten preussischen Soldatentradition verbunden war, hatte seinen Treueid gebrochen und war im Begriff, mit den ärgsten Feinden seines Vaterlandes zusammenzuarbeiten. Ein hochdekoriertes Offizier und erfolgreicher Truppenführer, der Sieger von Demjansk, der das besondere Vertrauen Hitlers besass und noch im Kessel von Stalingrad auf dessen besonderen Befehl hin die Nordfront anvertraut erhalten hatte, stellte sich aus mir damals unerfindlichen Gründen als Kriegsgefangener der Russen gegen das eigene Volk, das im schwersten Überlebenskampf stand, und gegen dessen Führung. Und mich wollte Sawelli zum gleichen Schritt verleiten; zunächst durch Einsperren in der Lubjanka und durch Einschüchterung in Form von Prozessan-

drohung, schliesslich auf die weiche Tour. Bei General Schmidt hatte er wohl dieselbe Methode versucht und war gescheitert, nun war ich an der Reihe.

In der nächsten Nacht wurde ich in einen grossen, gut ausgestatteten Büro-
raum geführt, dessen Wände mit grossen Bildern von Lenin und Stalin behängt
waren und dessen grosse Fenster mit schweren Vorhängen in leuchtendem Rot
ausgestattet waren, in der gleichen Farbe wie einige schwere Klubsessel und die
dicke Filzdecke auf dem wuchtigen Schreibtisch.

Sawelli fing wieder mit den Vorwürfen verbrecherischer Taten meines Regi-
ments an und sagte mir, dass ich mich sogleich vor dem Chef des NKWD, Ge-
neral Melnikow, zu verantworten haben würde. Wenige Minuten später erschien
der Allgewaltige persönlich und setzte sich hinter den riesigen Schreibtisch, es
war nämlich sein Amtszimmer. Er war von kleiner, gedrungenen Gestalt, an ei-
nen Berufsringer erinnernd, sein Gesicht hatte einen verschlossenen, bösen Aus-
druck, der durch ein vorstehendes Kinn verstärkt wurde. Der General trug eine
eng anliegende Uniform mit einem für seinen muskulösen Hals zu hohen, engen
Kragen. Offensichtlich legte er Wert auf sein Äusseres, er duftete penetrant nach
Parfüm.

Sawelli berichtete ihm zunächst über meinen Fall und legte ihm das ominöse
Buch, meine Beschreibung des Sommerfeldzugs 1941, vor. Dann stellte mir
Melnikow eine Reihe von Fragen, übersetzt von Sawelli, die offensichtlich dar-
auf abzielten, mich und mein Regiment begangener Greuelthaten zu überführen.
Mit meinen Antworten war er sichtlich nicht zufrieden und liess mir übersetzen:
«Das Buch enthält nur Lügen und ist nichts weiter als eine Propagandaschrift
gegen die Rote Armee!»

Als ich darauf antwortete, es handle sich um keine Propaganda, sondern um
Tatsachen als Erinnerung an den Einsatz meines Regiments, stand Melnikow
auf, kam um den Tisch herum und schlug mir mehrere Male mit der Faust ins
Gesicht. Ich fühlte, wie ich bleich wurde, ohnmächtig gegenüber der Erniedri-
gung durch den Chef des NKWD. Ich weiss, dass etlichen meiner Landsleute
viel Schlimmeres in der Gefangenschaft widerfahren ist, ich selbst musste auch
noch länger als ein Jahrzehnt grobe Misshandlungen und Demütigungen erdul-
den, aber dieser Schock in jener Septembarnacht hatte mir genügt.

Inzwischen war Melnikow wieder hinter seinen Schreibtisch gegangen und
hatte telefonisch irgendeiner Stelle einige Befehle erteilt, die – unschwer zu deu-
ten – mich betrafen.

Ein Zerberus trat ein und führte mich in meine Zelle zurück. Inzwischen hatte
man die Matratze wieder von meiner Pritsche entfernt, das Licht blieb während
der folgenden Nächte an, es gab keinen Spaziergang im Freien mehr, und die
Verpflegung war auf den «schlechtesten Kessel» herabgesetzt. Ausserdem wur-
de ich permanent durch das Guckloch in der Tür kontrolliert.

Meine Stimmung war entsprechend. Ich war damals, wie schon in den Monaten in Stalingrad und noch oft in den späteren Jahren, mit meinem Gott uneins geworden und begriff sein Schweigen – oder was ich dafür hielt – nicht.

Bei der nächsten nächtlichen «Unterhaltung» erwähnte Sawelli diesen Vorfall mit keinem Wort, er sagte mir nur, dass es um meine Sache schlecht stehe und dass es in der Sowjetunion sehr schlechte Lager gebe. Ich schwieg zu seinen Äusserungen. Er wollte anscheinend nur die Wirkung der Behandlung durch Melnikow auf mich feststellen und entliess mich nach wenigen Minuten.

Wieder passierte mehrere Nächte hindurch nichts. Ich entschloss mich nun zum Hungerstreik. Die Nahrung, die durch die Türklappe hereingereicht wurde, wies ich zurück. Der Zerberus kam mit der Schüssel in die Zelle, stellte sie auf den kleinen Tisch und forderte mich auf zu essen. Ohne Erfolg. Drei Tage lang wies ich das Essen zurück – für mich eine grosse Anstrengung. Ich wusste, dass ein Hungerstreik nach drei Tagen bis zur höchsten NKWD-Stelle gemeldet werden musste. Und tatsächlich wurde ich nach drei Tagen in der Nacht zu Sawelli geholt.

«Warum machen Sie einen Hungerstreik?»

«Weil ich gegen die Behandlung und gegen die Voruntersuchung wegen angeblicher Kriegsverbrechen protestieren will, als Kriegsgefangener, der unter das Recht der internationalen Abmachungen fällt, denen sich auch die Sowjetunion unterworfen hat.»

«Die Sowjetunion hat das Recht, gegen Sie eine kriegsgerichtliche Untersuchung zu führen und Sie so zu behandeln, wie Sie es verdienen.»

«Dann werde ich meinen Hungerstreik fortsetzen.»

«Wir werden Sie mit Gewalt künstlich ernähren.»

«Herr Dr. Sawelli, das wird keine Änderung in meiner Haltung herbeiführen. Ich verlange, wie die anderen Gefangenen in ein Lager gebracht zu werden.»

Ich wurde entlassen, und schon am folgenden Tag erhielt ich wieder eine bessere Verpflegung und die früher zugestandenen Vergünstigungen.

Die «Peitschentour» hatte bei mir nicht gezogen, es folgte wieder einmal das Zuckerbrot. Sawelli sagte mir bei der nächsten Zusammenkunft, dass ich mich, wie er den Eindruck habe, für Politik weder interessiere noch eigne, dass ich mir aber doch überlegen solle, ob ich mich nicht schon jetzt an ein so mächtiges Reich wie die Sowjetunion anlehnen wolle, da der Krieg für Deutschland eindeutig verloren sei. «Es ist doch immer praktisch, sich mit einem mächtigen Freund gutzustellen», meinte er.

«Wenn der Krieg für uns wirklich verloren geht, wäre immer noch Zeit dazu, vorausgesetzt, dass sich die Sowjetunion wirklich als unser Freund erweisen sollte.»

«Nun, wir würden ja auch etwas für Sie tun, Sie könnten z.B. Polizeipräsident in Stettin werden.»

Das war nicht die einzige Versprechung, die Sawelli mir machte; bei einer anderen Gelegenheit stellte er mir sogar die Position eines deutschen Militärattachés in Moskau in Aussicht, übertraf sich aber dann noch beim letzten Gespräch durch das Anbieten eines Bankkontos in der Schweiz.

Durch meinen Hungerstreik sowie den Mangel an Frischluft und Bewegung war ich körperlich stark heruntergekommen. Die Bearbeitung zwecks Unterstützung des «Nationalkomitees Freies Deutschland» oder des «Bundes Deutscher Offiziere» hatte Sawelli anscheinend aufgegeben, und ich sollte wieder zurück in ein Lager. Um meinen Körperzustand etwas aufzubessern, erhielt ich sogar Weissbrot, Butter, Käse und Fischkonserven. Am nächsten Morgen erschien der Herr Kommissar persönlich in meiner Zelle und holte mich zur Fahrt in das Lager ab, da ich ihm gesagt hatte, ich liesse mich nicht noch einmal mit einer «grünen Minna» transportieren.

Im Hof der Lubjanka stand an diesem Oktobertag des Jahres 1943 eine grosse Limousine. Ich stieg ein, Sawelli setzte sich links neben mich, und wir fuhren durch die Hauptstadt – über den Roten Platz mit dem Lenin-Mausoleum an der Kremlmauer, vorbei an den grossen gemauerten Tribünen für die hohen Funktionäre und Gäste bei den Aufmärschen und politischen Demonstrationen. Wir passierten die wunderschöne Basilius-Kathedrale, die jedoch damals geschlossen war und verwahrlost aussah, fuhren über die Moskwa-Brücke und eine lange, breite Strasse hinaus aus Moskau, um schliesslich wieder vor dem Haupteingang des Lagers 1 von Krasnogorsk anzulangen. Zum dritten Mal in den bisher acht Monaten meines Gefangenendaseins sollte nun dieses Lager meine «Heimat» sein. Ich war gespannt zu erfahren, wie sich die Dinge gewandelt haben mochten.

ZURÜCK NACH KRASNOGORSK

In dem Raum, in den ich eingewiesen wurde, traf ich glücklicherweise mehrere Bekannte wieder. Es waren dies Oberst i. G. Schildknecht, zuletzt Stabschef des VIII. Korps, den ich von meiner Zeit als Kompaniechef im Infanterieregiment 68 kannte, Oberst i. G. v. Petzold, Oberst Ludwig und Major Weber, letzterer ebenfalls Generalstabsoffizier, Ia der 297. Infanteriedivision, sowie Hauptmann d. Res. Dr. Schmidt, Ic* einer Division, seines Zeichens ehemaliger Oberbürgermeister von Brieg in Schlesien. Ich hatte sie alle beim ersten Aufenthalt in Krasnogorsk oder schon in den letzten Tagen von Stalingrad kennengelernt. General Schmidt, mein Zellengenosse aus der Lubjanka, war gerade am Vortag mit unbekanntem Ziel abtransportiert worden.

Die Situation im Lager hatte sich seit meinem letzten Aufenthalt im Juli/August deutlich verändert. Ein erheblicher Teil der Offiziere war dem «Bund Deutscher Offiziere» (BDO) beigetreten und machte eifrig Propaganda für diese Organisation. Als äusseres Merkmal ihrer Zugehörigkeit hatten sie die Hoheitszeichen von Mütze und Uniform entfernt. Vertrauensmann des BDO im Lager war General v. Daniels, der zusammen mit Rittmeister Heinze im Blockhaus residierte. Ausserdem war ein sogenanntes Lageraktiv gebildet worden, dessen Mitglieder alle Funktionsstellungen im Lager besetzt hatten, mit der russischen Lagerleitung in engstem Kontakt standen, d.h. alle Anordnungen derselben durchführten und überwachten, und schliesslich die gesamte Werbe- und Hetzkampagne leiteten. An der Spitze dieses Lageraktivs stand der sehr junge Leutnant Schauer aus dem Grenadierregiment 92, ehemals Oberbannführer in der Hitlerjugend. Sogenannter Lagerführer, Höchstverantwortlicher den Russen gegenüber, war übrigens ein SS-Untersturmführer der «Leibstandarte Adolf Hitler».

Es gab nunmehr zwei Parteien im Lager, die Mitglieder des BDO und diejenigen, welche den Bestrebungen des BDO und des «Nationalkomitees Freies Deutschland» widerstanden. Zwischen beiden standen die Lauen und Unentschlossenen, die abwarteten. Es gab endlose Debatten, ein Spitzelwesen und Angebereien, ausserdem Pflichtversammlungen, bei denen deutsche Kommunisten, wie z.B. Pieck, und russische Funktionäre des NKWD, wie «Professor» Jansen, Leiter der Antifa-Schule von Krasnogorsk (Lager 2), als Redner auftraten. Die Reden waren reine kommunistische Propaganda ohne Niveau, die deutschen Kommunisten, darunter Pieck, kämpften dabei mit der deutschen Sprache, wie etwa auch Ulbricht und Bredel, so dass ich mir später nie erklären konnte, wie

* Ic = 3. Generalstabsoffizier (Feindnachrichten/Sicherheit)

letzterer die recht gut und flüssig geschriebene Romantrilogie «Verwandte und Bekannte» verfassen konnte. Als wir, die grosse Gruppe der «Neinsager», uns einmal weigerten, zu einer solchen Versammlung zu gehen, sagte ein junger deutscher Arzt, vor dem Krieg Assistenzarzt am Eppendorfer Krankenhaus in Hamburg: «Die Schweine wollen nicht!» und veranlasste, dass wir durch die Russen zur Teilnahme gezwungen wurden.

Die Atmosphäre war, wie man sich leicht vorstellen kann, höchst unerfreulich – man lebte in einer dauernden Spannung, wir mieden die Renegaten und Verräter, man grüsste einander nicht mehr. Die Spaltung war nicht zu überbrücken. Und schmerzlich mussten wir täglich von Neuem erkennen, dass es den sowjetischen Machthabern mit Hilfe der deutschen Emigranten innerhalb weniger Monate nach den Kämpfen um Stalingrad gelungen war, eine nicht unwesentliche Gruppe deutscher Offiziere in ihrem Sinn politisch zu beeinflussen und ihren Zielen gefügig zu machen.

Wie stark die Verwirrung der Geister bereits fortgeschritten war, soll folgendes Beispiel illustrieren: In unserem Lager befand sich damals der bekannte Jagdflieger und Träger des Eisernen Kreuzes mit Eichenlaub Major Hahn, der nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft das interessante Buch «Ich war Stalins Gefangener» geschrieben hat. Als Hahn erfuhr, dass der oben erwähnte Leutnant Schauer, dessen Vater als Oberstleutnant an der Front stand, sich bei den Russen um eine Verwendung zum Einsatz in der Kampflinie beworben hatte, stellte er ihn eines Tages zur Rede und fragte ihn, was er denn machen wolle, wenn er bei einer solchen Gelegenheit seinem eigenen Vater gegenüberstünde. Da antwortete dieser Jüngling: «Dann hätte mein Vater Pech, ich müsste ihn umlegen.»

Wir alle waren erschüttert über so viel Herzlosigkeit und Fanatismus, umso mehr, als es sich um einen sehr intelligenten, durch die Erziehung des Offizierskorps geformten jungen Mann handelte. Ich muss aber gestehen, dass in den späteren Jahren leider noch häufig ähnliche Erscheinungen, die für mich völlig unverständlich waren, sogar bei reiferen Männern aufgetreten sind. Es hat wohl zu allen Zeiten Menschen gegeben, die sich aus irgendwelchen Gründen gegen ihr eigenes Volk und Vaterland gestellt haben. Doch warum es gerade im deutschen Soldatentum zu solch unerfreulichen Dingen kommen konnte, ist mir stets ein Rätsel geblieben.

Der Kampf gegen die Gesinnung der soldatisch denkenden Deutschen ging weiter, offen und verdeckt, denn der unheimliche Dr. Sawelli sass täglich in seinem Vernehmungszimmer und spinn die Fäden seiner konspirativen Fallstricke. Er kannte die Einstellung von jedem, der für ihn von Interesse war, durch die Zuträgerdienste unserer eigenen sogenannten Kameraden, und wo er sich noch nicht im Klaren war, verschaffte er sich durch seine eigene, sehr geschickte Unterhaltungstaktik bald ein sicheres Bild. Er sass ja auch am längeren Hebel.

In unserer Stube waren mehrere «Lustobjekte» dieses Herm nicht ohne Absicht zusammengelegt worden. Oberst v. Petzold und Oberst Schildknecht waren vor dem Krieg in der Abteilung «Fremde Heere Ost» (militärische Abwehr) tätig gewesen. Oberst Ludwig war für ihn interessant, weil dessen Vater als Leiter der Artillerieprüfungskommission in den zwanziger Jahren längere Zeit nach Russland abkommandiert war und damals auch mit Stalin zusammengekommen war. Ludwig wurde auch auffallenderweise niemals zu einer «Unterhaltung» mit den Kommissaren bestellt und sagte selbst, wenn wir auf diese Abnormität hinwiesen: «Ich stehe unter Denkmalschutz!» Oberst v. Petzold war bald nach der Gefangennahme in der Lubjanka und der Butirka* monatelang Vernehmungen bei sehr schlechter Behandlung unterworfen worden, da er baltischer Herkunft war, in Estland noch zur Zeit des Zarenregimes geboren wurde und in mancher Hinsicht als Geheimnisträger galt. Der Chef des NKWD, der bereits erwähnte General Melnikow, hatte sich ihn mehrfach selbst vorgenommen.

Schildknecht, v. Petzold und ich wurden nun in den nächsten Wochen routinemässig zu Dr. Sawelli bestellt. Wir erzählten einander stets, was er von uns gewollt hatte. Ich weiss nicht mehr in allen Details, worüber er mit mir gesprochen hat. Es wurde mir jedoch allmählich klar, dass er meine umfangreiche Personenkenntnis ausnützen wollte, denn er fragte mich zwischendurch immer wieder nach einzelnen Persönlichkeiten und nach meinem Urteil über sie. Nebenbei erwähnte Sawelli, dass es ihm ganz gleichgültig sei, ob ich dem BDO beitreten wolle oder nicht, da das eine rein deutsche Angelegenheit sei. Natürlich war er vollkommen darüber informiert, dass Petzold und ich täglich bemüht waren, durch Einflussnahme besonders die jüngeren Offiziere von einem Beitritt zum BDO abzuhalten, denn in jeder Stube waren Spitzel – oder sagen wir zumindest Andersdenkende –, die sich vom Herm Kommissar leicht über alle Vorkommnisse ausfragen liessen. Unser Verhalten in dieser Hinsicht schien ihn nicht zu interessieren. Also mussten die Unterhaltungen mit ihm einen anderen Hintergrund haben. Bald sollten Petzold und ich dahinterkommen.

Bei einem Gespräch hatte Sawelli mich nach einem Oberst gefragt, der, wie er sagte, einen ähnlichen Namen habe wie ich. Als ich ihn fragte, wen er meine, antwortete er: «Den Oberst v. Beaulieu.» Ich kannte diesen nur aus den letzten Tagen von Stalingrad als Kommandeur eines Artillerieregiments, der mit Oberst v. Hanstein und mir einer Meinung gewesen war, nämlich mangels Waffen und Verpflegung den dadurch sinnlos gewordenen Widerstand einzustellen. Sonst wusste ich über Beaulieu gar nichts.

Ich entnahm dem Gespräch, dass sich dieser in der Lubjanka in der Behandlung von Dr. Sawelli befand.

* Butirka = Gefängnis in Moskau

Am Tag darauf erschien Beaulieu bereits und wurde in unsere Stube eingewiesen. Er war tadellos eingekleidet in eine funkelneue Panzeruniform, die ihm die Russen aus Beutebeständen verpasst hatten, mit neuen Schuhen und einer neuen Wattejacke als Winterbekleidung. Er war auch auffallenderweise in einem guten körperlichen Zustand und offensichtlich gut gelaunt, keineswegs wie ein ehemaliger Gast der «Pension Lubjanka». Von der inzwischen erfolgten Gründung des Nationalkomitees und des BDO hatte er angeblich keine Ahnung und las mit Aufmerksamkeit die Zeitung «Freies Deutschland», das Organ des Nationalkomitees, das, soweit ich mich erinnere, uns in jener Zeit wöchentlich beschert wurde.

An dieser Stelle muss ich erwähnen, dass diese Zeitung, sinnigerweise mit einem schwarz-weiss-roten Streifen auf dem Titelblatt, eine rein kommunistische Propaganda und eindeutige Hetze gegen Deutschland und seine Verbündeten betrieben hat. In lebhafter Erinnerung ist mir eine Reportage über die Gründung des «Bundes Deutscher Offiziere». Der Bericht enthielt in der Schilderung der Teilnehmer an der denkwürdigen ersten Versammlung folgenden schönen Satz: «... man sah das kühne Reiterprofil des Generals v. Seydlitz und den schmalen Diplomatschädel des Herm v. Hooven ...» (letzterer war Oberst, Kommandeur des Nachrichtenregiments der 6. Armee).

Doch zurück zu Herm v. Beaulieu. Er erzählte uns, dass er in den zwanziger Jahren nach Russland kommandiert gewesen war. Bekanntlich war im Jahre 1926 – nach dem Vertrag von Rapallo mit der Sowjetunion (1922) – die Möglichkeit der Entwicklung einer deutschen Panzer- und Luftwaffe, was uns durch den Versailler Vertrag verboten war, auf mssischem Gebiet vereinbart worden, mit der Gegenleistung der Generalstabsausbildung mssischer Offiziere in Deutschland. Beaulieu war bei einer deutschen Kommandostelle als Adjutant tätig gewesen und hatte die russische Sprache in Wort und Schrift erlernt.

Er gab sich burschikos und als Kamerad, wich aber direkten Fragen aus und verstand sich innerhalb weniger Tage mit Oberst Ludwig und dem in unserer Stube ebenfalls untergebrachten Oberstarzt Dr. Müller recht gut, einem Korpsarzt der 6. Armee, den ich noch nicht erwähnt habe. Müller sympathisierte eindeutig mit den Russen und dem Lageraktiv.

Petzold und ich glaubten klar zu sehen, dass Beaulieu, Ludwig und Müller den Bestrebungen des Nationalkomitees zuneigten; und es konnte nach unserer Beurteilung nicht ausbleiben, dass sie bei dem Geltungsbedürfnis, das ihnen eigen war, bald in Aktion treten würden. Wie recht wir mit unserer Prognose hatten, sollte sich bald erweisen.

So wurden sie nun unsere Gegenspieler. Über Schildknecht waren wir uns nicht im Klaren, er hielt sich völlig zurück, beteiligte sich an keiner Debatte, ging häufig spazieren und las russische Literatur, denn auch er beherrschte die russische Sprache in Wort und Schrift.

In den folgenden Wochen liess mich Sawelli des Öfteren zu «Unterhaltungen» zu sich kommen, aufgrund deren sich mir folgendes Bild der Lage bot: Die deutschen Generale mit Paulus an der Spitze befanden sich im Lager Woikowa, wie ich bereits erwähnte, mit Ausnahme der Generale v. Seydlitz, Lattmann, v. Daniels, Dr. Korfes und Schlömer, die dem Nationalkomitee beigetreten waren. Den Russen lag jetzt viel daran, auch die anderen Generale zu diesem Schritt zu bewegen, um damit für ihre Frontpropaganda einen ganz grossen Trumpf auszuspielen. Besonders viel lag ihnen natürlich an Paulus selbst. Ihre Bemühungen in dieser Hinsicht waren bisher offensichtlich fehlgeschlagen, denn man hatte nichts davon gehört, dass weitere Generale zu der Gruppe Seydlitz übergelaufen wären. Jetzt wollten die Russen gerne in Erfahrung bringen, welche Wirkung unsere fehlgeschlagene Offensive bei Kursk, die erfolgreiche Gegenoffensive der Roten Armee und unsere Rückzüge auf die Stimmung der Generale hatten und wie Paulus selbst die Lage beurteilte. Sawelli fragte mich direkt, ob ich nicht interessiert wäre, nach Woikowa in das Generallager verlegt zu werden, ich könnte ihm doch helfen, die Meinung der Generale zu ergründen.

Ich muss dabei erwähnen, dass diese Unterhaltung mit ihm im Zuge eines Frühstücks in seinem Zimmer erfolgte – bei Butterbrot, rotem Kaviar, Aufschnitt und reichlich Wodka, unter lebhaftem Zuprosten seinerseits. Es war die erste Alkoholprobe, die er mit mir machte. Ich antwortete ihm, ob er denn glaube, dass ich mich als Spitzel meinen Vorgesetzten gegenüber missbrauchen liesse.

So solle ich das nicht auffassen, meinte Sawelli. Es handle sich doch nur darum, eine möglichst einheitliche Beurteilung der hoffnungslosen Lage der deutschen Führung durch die in Gefangenschaft befindliche militärische Führungsschicht zu erhalten, um dadurch bei Hitler zu erreichen, dass ein weiteres Blutvergiessen und die sinnlose Zerstörung russischer Gebiete verhindert würden. Deutschland als sozialistisches Land müsse doch gleichermassen wie Russland daran interessiert sein, den Krieg zu beenden, beide Völker hätten bisher die grössten Opfer gebracht, während die kapitalistischen Grossmächte diese Auseinandersetzung aus eigennützigen Motiven förderten, aber kein Risiko an Menschen und Material eingehen wollten, um nach dem Krieg ungeschwächt dazustehen.

Diese Argumente brachte Sawelli mehrfach in geschicktem Plauderton im Zuge der Unterhaltungen während der nächsten Tage bei Tee, belegten Broten und Wodka. Man muss schon sagen, er verstand sein Geschäft!

Mit Petzold, zu dem ich den meisten Kontakt hatte, besprach ich die neue Werbetour unseres gemeinsamen Gesprächspartners. Wir kamen zu folgender Beurteilung: Sawelli war beauftragt, einen der Zusammenarbeit mit den Russen unverdächtigen Offizier anzuwerben, der im Lager der Generale deren Einstel-

lung erkunden und darüber berichten sollte. Endziel: Gewinnung der Generale und in erster Linie Paulus' für das Nationalkomitee.

Und nun fassten wir nach langen Überlegungen einen für uns beide in der Folge schicksalsschweren Entschluss. Wir wollten Sawelli und seine Auftraggeber überlisten. Ich sollte auf seinen Vorschlag eingehen, in das Lager Woikowa verlegt zu werden, und als weiteren Teilnehmer sollte ich Petzold vorschlagen. Wir wollten dort den Generalen reinen Wein einschenken und damit verhindern, dass ein weiteres Mitglied der militärischen Führungsschicht von Stalingrad den unseligen Schritt von Seydlitz und Genossen wiederholt. Wenn wir es nicht täten, so überlegten wir, würden sich andere finden, und das könnte verhängnisvoll enden. Wir glaubten, den NKWD hinters Licht führen zu können.

Gesagt, getan. Bei einer der nächsten Unterhaltungen mit Sawelli, bei denen er immer wieder auf das gleiche Thema zurückkam, erklärte ich mich mit einer Verlegung nach Woikowa einverstanden, unter der Bedingung, dass Petzold, den ich informiert hätte, mit von der Partie sein müsse. Sawelli zeigte sich sehr erfreut, und jetzt wurde auch Petzold von ihm zu Einzelbesprechungen bestellt. Diese erfolgten nicht mehr in den Vernehmungszimmern des Lagers, sondern ausserhalb in der sogenannten Kommandantur, in der sich viele Dienstzimmer des NKWD befanden.

Petzold und ich berichteten einander naturgemäss eingehend über den Verlauf unserer Unterhaltungen, um unser Verhalten in Einklang zu bringen. Schliesslich trat ein mir bisher unbekannter NKWD-Funktionär in Erscheinung, der unter dem Namen Gargadse vorgestellt wurde. Er sprach ein völlig akzentfreies Deutsch und trug elegante westeuropäische Anzüge; offensichtlich ein Mann in leitender Stellung. Man behauptete, er sei ein georgischer Fürst gewesen. Auffallend war, dass nunmehr auch v. Beaulieu, Ludwig und Schildknecht zu Besprechungen geholt wurden, anscheinend nur von Gargadse.

Inzwischen schrieben wir Dezember 1943. Aus dem Lager waren fortlaufend kleine Transporte erfolgt. Es war offensichtlich, dass alle Offiziere, die nicht dem BDO oder dem Nationalkomitee beitreten wollten und die für den NKWD von keinerlei Interesse waren, abgeschoben wurden. Für diese Massnahmen trug das Lageraktiv durch Spitzeltätigkeit die erwünschten Aufklärungsergebnisse zusammen. Wir in unserer Stube waren zu dieser Zeit die einzigen Stabsoffiziere im Lager.

Eines Tages teilte mir Sawelli mit, dass auch die Obersten v. Beaulieu, Ludwig und Schildknecht mit Petzold und mir zusammen in das Lager Woikowa gebracht würden. Uns wurde dadurch klar, dass auch diese nicht absichtslos oder nur als Staffage mitgeschickt würden, sondern Aufträge bekämen. Über die Einstellung der beiden ersteren waren wir uns im Klaren, Schildknecht war so zurückhaltend, dass wir uns über ihn kein Bild machen konnten.

In den ersten Dezembertagen fanden die letzten Besprechungen statt. Wir wurden einzeln in die Lagerkommandantur geholt. Sawelli versicherte sich bei

mir, dass ich ihm oder einem anderen Funktionär ein Stimmungsbild über die Generale geben würde. Ich sagte ihm das zu. Wieder wurde ein kleiner Imbiss geboten, und anschliessend versuchte er, mich durch fortwährendes Zuprosten mit Wodka betrunken zu machen, wobei er erklärte, dass man in Russland das Glas stets zu leeren pflege und dass es unhöflich sei, dies nicht zu tun. Als er glaubte, mich in den gewünschten Zustand versetzt zu haben, legte er mir ein Schriftstück zur Unterschrift vor, in dem ich mich bereit erklären sollte, mit der Sowjetunion zusammenzuarbeiten. Ich war jedoch noch völlig klar im Geist und sagte ihm nach Durchlesen der Erklärung, dass ich diesen Wortlaut nicht unterschreiben könne. Er wollte anscheinend einerseits die ganze Angelegenheit nicht daran scheitern lassen, andererseits mich aber doch durch eine Unterschrift binden, und so war er damit einverstanden, dass ich die Worte hinzufügte: «... nach dem Krieg».

Damit waren meine Begegnungen mit Sawelli vorläufig beendet. Ich kam in meine Stube und erfuhr von Petzold, dass er sich habe verpflichten müssen, Feldmarschall Paulus möglichst zum Eintritt in das Nationalkomitee oder in den BDO zu gewinnen.

Wir waren uns der Gefährlichkeit unseres Unternehmens völlig bewusst und mussten mit dem Schlimmsten rechnen, wenn unser konspiratives Verhalten offenbar würde, waren jedoch im Innersten überzeugt, dass es den Einsatz lohnte, wenn es uns gelingen könnte, Feldmarschall Paulus und die Generale vor dem Anschluss an die Seydlitz-Clique zu bewahren.

Die Alkoholprobe wurde übrigens auch bei den anderen Obersten vorgenommen, und das gab uns die letzte Gewissheit, dass bestimmte Übereinkommen getroffen worden waren. Mit Petzold verabredete ich im einzelnen unser Verhalten nach Ankunft in Woikowa, und wir vereinbarten, dass ich sofort General Strecker und Feldmarschall Paulus ins Bild setzen sollte.

Es kam der Tag unserer Abreise. Eines Abends wurden wir fünf in einen kleinen Omnibus verfrachtet und zu einem Bahnhof gebracht. In einem D-Zug-Wagen, gut geheizt, war ein Abteil für uns reserviert. Ein russischer Oberleutnant war unsere einzige Bewachung. Der Waggon war voll besetzt mit russischen Offizieren, augenscheinlich Heimaturlauber. Wir erhielten eine reichliche Marschverpflegung, bestehend aus Weissbrot, Butter, Schinken und Käse. Es gab einige laut geführte Auseinandersetzungen zwischen etlichen betrunkenen russischen Offizieren, die uns bei unserer üppigen Abendmahlzeit sahen, und unserem Begleitoffizier, der die Hilfe des Zugkommandanten in Anspruch nehmen musste.

Nach langer Nachtfahrt kamen wir gegen Morgen in Iwanowo an. Dort gab es einen mehrstündigen Aufenthalt in einem militärischen Dienstgebäude. Danach ging es mit mehreren Panjeschlitten durch die tiefverschneite und frostklirrende Landschaft in stundenlanger Fahrt dahin, bis wir frierend bei einbrechender Dunkelheit unseren Bestimmungsort Woikowa erreichten.

DAS GENERALLAGER IN WOIKOWA

Das Lager lag ein wenig entfernt von dem kleinen Dorf Woikowa. Es bestand aus einem zweigeschossigen Herrenhaus, vor der Revolution im Besitz eines Moskauer Industriellen, und mehreren Wirtschafts- und Dienerschaftsgebäuden, umgeben von einem Park mit alten Bäumen, der an der einen Längsseite durch ein schmales Bächlein abgegrenzt wurde. Der ganze Komplex war durch eine etwa 3 m hohe Palisadenwand von der Aussenwelt abgeschirmt. Es gab keine sonst üblichen Wachtürme, die Bewachung erfolgte, für uns unsichtbar, durch aussen patrouillierende Posten.

Das Hauptgebäude, also das ehemalige Herrenhaus, hatte zuvor als Arbeitererholungsheim gedient und war um einen halbrunden Speisesaal im Erdgeschoss und einen darüber befindlichen Klubraum, in dem sich ein Billardtisch befand, erweitert worden. Neben einem kleinen Bibliotheksraum und einem primitiven Waschaum enthielt das Haus viele unterschiedlich grosse Zimmer, in denen die Generale wohnten. Die Ausstattung der Räume war einfach, eiserne Kasematten sowie Tische und Stühle bildeten das Mobiliar, doch es gab zumindest weisses Bettzeug, und die Fenster waren mit einer Art Gardinen versehen. Zum ersten Stock führte eine breite Holzterrasse empor. In diesem oberen Stockwerk bewohnte der Feldmarschall zusammen mit seinem Adjutanten Oberst Adam zwei Räume, von denen der kleinere als Schlafräum, der andere als Wohnraum diente und sogar ein grosses Sofa aufwies. Das Haus war sehr stabil gebaut, hatte dicke Mauern und war mit unwahrscheinlich breiten Holzbrettern aus alten Baumstämmen gediegt. Die Beheizung erfolgte durch gemauerte Öfen, die von den Gängen aus bedient wurden. Die Unterbringung war für russische Verhältnisse sehr komfortabel. Wir hatten so etwas noch nicht erlebt und fühlten uns in eine Umgebung versetzt, die, zum Unterschied von den bisherigen Umständen, als wohltuend und wohnlich empfunden werden konnte.

Der Empfang durch den Lagerkommandanten war formlos, und wir wurden auf die Stuben verteilt. Petzold, Ludwig und ich kamen in ein grosses Zimmer im Erdgeschoss, in dem General Magnus und Generalstabsarzt Dr. Renoldi untergebracht waren.

Insgesamt waren im Lager – neben unseren beiden Zimmerkameraden – folgende Personen untergebracht: Feldmarschall Paulus, Oberst Adam, die Kommandierenden Generale Heitz, Sixt v. Armin, Pfeffer und Strecker, die Generale Leyser, v. Drebber, Wulz, Fassoll, Deboi, v. Lenski und Sanne, weiters fünf ru-

mänische Generale – unter ihnen der tapfere Eichenlaub- und Ritterkreuzträger General der Kavallerie Laska – sowie drei italienische Generale. Die deutschen Generale Rodenburg und Roske waren zur Zeit unserer Ankunft irgendwo zur «Einzelbehandlung». Gleich nach unserer Ankunft meldete ich mich beim Feldmarschall in seinem Zimmer. In Gegenwart von Oberst Adam berichtete ich ihm, wie ich mit Petzold vereinbart hatte, besonders von unseren Befürchtungen in bezug auf Beaulieu und Ludwig. Anschliessend hatte ich eine längere Aussprache mit General Strecker, den ich von allen Generalen am längsten – seit dem Jahr 1920 – kannte.

In diesem Gespräch erfuhr ich, dass sich seit unserer Trennung in Susdal – also Anfang Juli 1943 – Folgendes ereignet hatte: Bald nach Verlegung der Generalität von Susdal nach Woikowa wurden die Generale Seydlitz, Edler v. Daniels, Lattmann, Schlömer und Dr. Korfes aus dem Lager abgeholt, kurze Zeit darauf auch der Feldmarschall und einige andere, darunter General v. Drebbler. Letztere brachte man in der Nähe von Moskau unter, wo sie, bei guten und mannigfachen Mahlzeiten, durch sehr geschickte NKWD-Funktionäre in langen Unterhaltungen über alle möglichen Themen abgetestet wurden. Man versuchte, sie zu dem Schritt zu verleiten, den kurze Zeit darauf Seydlitz und Genossen setzen sollten. Allerdings wohl in einer sehr vorsichtigen Form, ohne die Gründung von Organisationen, wie BDO oder Nationalkomitee, auch nur anzudeuten. Bei Paulus, der ja ein kluger und bedachtsam abwägender Generalstabsoffizier war, fielen die Testversuche negativ aus, und man brachte ihn mit seinen Begleitern wieder in das Lager Woikowa zurück. Er selbst erzählte mir später Einzelheiten aus den Tagen jener «Einladung», die angeblich auf Befehl von Stalin erfolgt sein soll. Das Resümee der Unterhaltungen war die Äusserung eines russischen Gesprächspartners: «Sehen Sie, Herr Feldmarschall, das alles (gemeint war die gute Verpflegung; Anm.) tun wir für Sie, und was tun Sie für uns?»

Kurze Zeit nach der Rückkehr des Feldmarschalls nach Woikowa wurde bekannt, dass Seydlitz dem BDO beigetreten war. Das schlug verständlicherweise wie eine Bombe im Generallager ein. Alle waren empört und konnten zunächst an eine solche Handlungsweise nicht glauben. Strecker, der mit Seydlitz viel Kontakt gehabt hatte, war fassungslos. Er schilderte mir dazu Folgendes über den Abschied von Seydlitz aus Woikowa:

Strecker warnte Seydlitz eindringlich davor, sich von den Russen zu irgendwelchen Stellungnahmen bringen zu lassen. Kurz vorher hatte Seydlitz seinen Geburtstag begangen und von Strecker zu diesem Anlass ein kleines Aquarell geschenkt bekommen, von General Roske gemalt, das einen der Festungstürme von Susdal darstellte. Seydlitz hatte dieses kleine Bildchen in seinem Gepäck und antwortete Strecker auf seine Mahnungen: «Aber Strecker, was glauben Sie von mir? Ich habe doch das Geschenk von Ihnen bei mir, den Turm der Treue!»

Und dann hielt dieses Symbol, der Treueturm, dem Ansturm der russischen Belagerer und der Emigranten nicht stand!

Aber es sollte danach noch ärger zugehen: Eines Tages wurden Seydlitz, v. Daniels, Lattmann und Schlömer nach Woikowa gebracht, um alle Stalingrader Generale zum Anschluss an sie zu bewegen. Strecker hatte sich zum Zeitpunkt ihrer Ankunft gerade im Park aufgehalten und eilte in das Haus, um seinen alten Gefährten zur Rede zu stellen. Beim Betreten des Eingangsraumes kam ihm Seydlitz von der grossen Treppe herunter entgegen und rief ihm frohlockend und pathetisch zu: «Strecker, Taugoggen!»* Welch wirksame Theaterszene!

Wäre dies nicht so beschämend und verachtenswert gewesen, man müsste sich noch heute darüber amüsieren. Um Schillers «Piccolomini» zu zitieren: «Wär der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen!» Verwünscht gescheit war es von den Russen, den Herm v. Seydlitz mit dem Stichwort von der angeblichen Parallele zu dem Abkommen zwischen Yorck und Diebitsch von 1812 zu einer Zusammenarbeit einzufangen; herzlich dumm aber war es von Seydlitz, auf diesen Lockvogel hineinzufallen. Natürlich hatten die Russen es nicht verabsäumt, darauf hinzuweisen, dass bei dem historischen Entschluss Yorcks sein Adjutant v. Seydlitz eine gewisse Rolle gespielt hatte.

Doch zurück zu dem Theatercoup in Woikowa: Der Beifall, den Seydlitz erwartet hatte, fiel aus. Es wurde ein Theaterskandal. Generaloberst Heitz, der Leidenschaftlichste aus der Runde, hielt mit den schwersten Vorwürfen und Schmähen nicht zurück, es entwickelten sich heftige Debatten, die Ankömmlinge wurden in die Enge getrieben. Sie zogen sich in ihre Zimmer zurück und wurden am folgenden Tag abtransportiert.

Paulus hatte sich während der Vorgänge in seinem Zimmer aufgehalten und eine Begegnung mit Seydlitz abgelehnt. Generaloberst Heitz erzählte mir, er habe sich in der folgenden Nacht mit dem Gedanken getragen, Seydlitz umzubringen. «Es tut mir leid, dass ich es nicht getan habe», sagte er.

Unter Federführung von General Sixt v. Armin verfassten die Generale eine Erklärung an die russische Lagerführung, in der sie sich von dem Verhalten der Generale Seydlitz etc. in scharfer Weise distanzieren. Die Russen verweigerten die Annahme, da es sich um eine unerlaubte Sammeleingabe handelte.

Aus Einzelgesprächen mit den Generalen entnahm ich, dass sie alle gegen Seydlitz eingestellt waren. Am schärfsten verurteilte ihn Heitz, der in seiner Haltung vorbildlich war und einen starken Einfluss auf alle anderen Generale, auch auf Paulus, ausübte.

*

Konvention von Taugoggen, während des Russlandfeldzugs von Napoleon am 30. Dezember 1812 zwischen dem preussischen General Yorck v. Wartenburg und dem russischen General Diebitsch-Sabalkanskij abgeschlossen: Das preussische Hilfskorps der französischen Armee erklärte sich für neutral.

Das war die Situation, die wir bei unserer Ankunft vorfanden. Unsere Beurteilung war demnach richtig gewesen. Die Gewinnung von Paulus war den Russen nicht gelungen. Sie versuchten weiterhin, an die anderen einzeln heranzukommen.

Der Aufenthalt in Woikowa war im Vergleich zu den bisherigen Lagern ein Sanatoriumsaufenthalt. Es gab drei Mahlzeiten am Tag, die wir gemeinsam im Speisesaal einnahmen. Alles wartete, bis der Feldmarschall erschien, dann nahm man Platz. Nach dem Mittagessen übersetzte Schildknecht den russischen Heeresbericht aus der «Prawda», der anhand einer grossen Wandkarte veranschaulicht werden konnte.

In den Vormittagsstunden las ich mit Paulus französische Bücher; der Feldmarschall wollte sich in dieser Sprache vervollkommen. In der Lagerbibliothek waren zahlreiche französische Schriftsteller vertreten, von Voltaire bis Anatole France, die Bücher stammten anscheinend aus dem Besitz des früheren Gutsheeren. Hierbei hatte ich ausreichend Gelegenheit, mit Paulus über alle mich bewegenden Fragen, Hitler und die Kriegführung betreffend, zu sprechen. Ich werde darauf später noch zurückkommen.

Nach dem Mittagessen war allgemein Ruhepause, die bei günstigem Wetter im Park verbracht wurde. Nachmittags hatte ich eine französische Lesestunde eingerichtet, die bei Paulus stattfand und an der sich Strecker, Pfeffer, v. Drebber und v. Petzold beteiligten. Abends spielten wir häufig Bridge oder Skat.

Um 10 Uhr am Abend wurde das Haus verschlossen und ein Posten in den Flur gesetzt. Diese Massnahme und ein formloser Morgenappell, zu dem wir uns ohne den Feldmarschall und Oberst Adam im sogenannten Klubzimmer versammelten, wobei General Wulz dem russischen Offizier vom Tag meldete, dass wir alle noch vorhanden seien, waren die einzigen Anlässe, bei denen wir etwas von dem Bewachungspersonal zu spüren bekamen.

Die Tage verliefen gleichförmig. Im Winter war man durch die eisige Kälte und besonders auch durch den starken Schneefall an das Haus gebunden, das man nur zu einem kurzen Spaziergang oder zum Schneeschaufeln verliess. Die wärmeren Tage verbrachten wir in der Hauptsache im Freien. Dann trieben wir ein wenig Gymnastik oder fällten nach eingeholter Erlaubnis Bäume in dem völlig verwilderten Park.

Für die geistige Betätigung diente die erwähnte Bibliothek, die General Sixt v. Armin verwaltete. Es versteht sich von selbst, dass sämtliche Werke von Marx, Lenin und Stalin doppelt und dreifach vorhanden waren, aber man fand auch viele deutsche, französische und russische Klassiker und, welch Kleinod, sogar ein französisch-russisches Wörterbuch.

Oberst v. Petzold hielt einen russischen Sprachkurs ab, an dem die Mehrzahl der Generale teilnahm. Den Höhepunkt des Geisteslebens aber bildeten die Vorträge des Generals Sixt v. Armin über deutsche Geschichte von den Germanen-

zügen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, die allwöchentlich stattfanden. General v. Armin hatte in Münster Geschichte und Französisch studiert. Er begeisterte uns durch seine profunden Kenntnisse und seinen geschliffenen Stil. Angesichts unserer Situation und der Notzeit unseres Volkes standen wir unter dem tiefen Eindruck seiner Schilderungen – eine zur rechten Zeit erfolgte Aufmunterung. Seine letzte Vorlesung – das war im Juni 1944, kurz nach der Landung der Engländer und Amerikaner in Nordfrankreich – schloss der General mit den Worten von Albert Matthäi:

*Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
an Deines Volkes Auferstehn;
Lass diesen Glauben Dir nicht rauben
trotz allem, allem, was geschehn.
Und handeln sollst Du so, als hinge
von Dir und Deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge
und die Verantwortung wär 'Dein!*

Diese Verse bewegten uns stark, und ich erinnere mich, dass Oberst Adam die Tränen in den Augen standen. Nur einer blieb ungerührt, Beaulieu, der aus den Darlegungen des Vortragenden nur herausgehört hatte, dass Deutschland sich sein Territorium zusammengestohlen und geraubt habe. Oberst Adam sollte seine Tränen bald vergessen, wie noch zu berichten sein wird; die Reaktion von Beaulieu konnte infolge seiner Gesamteinstellung nicht verwundern.

Neben diesen gemeinsamen Veranstaltungen gab es naturgemäss Gruppenbildungen. Man traf sich zu mancherlei Aktivitäten. Es wurde viel und ausdauernd Karten gespielt, besonders Bridge, wozu wir uns auch mit den rumänischen Generalen zusammenfanden; es wurde sogar ein Bridgeturnier veranstaltet. Oder man erzählte sich Erlebnisse aus Krieg und Frieden. Bemerkenswert waren die sonntäglichen Teestunden bei General Pfeffer, in denen er seine unerschöpflichen Jagd- und Reiseabenteuer zum Besten gab.

Aber das Hauptthema unserer täglichen Gespräche war doch die Kriegslage, verbunden mit der Sorge um die Zukunft unseres Vaterlandes. Petzold sagte einmal dazu: «Ich bin darüber nicht beunruhigt, in der Geschichte gibt es keine Wiederholungen, ein zweites Versailles wird es nicht geben!» Zum Glück konnte niemand voraussehen, dass Teheran, Jalta und Potsdam jenes Versailles mit seinen Folgen noch weit in den Schatten stellen sollten.

Naturgemäss kamen wir immer wieder auf die landesverräterische Tätigkeit des Nationalkomitees und des BDO zurück und waren uns in der Verurteilung von Seydlitz und Genossen völlig einig. Diese uneingeschränkte Einigkeit zeigte

sich auch am 24. Dezember 1943, als wir den Heiligen Abend unter einem Tannenbaum aus dem Park bei einem ein wenig feierlich gestalteten Abendessen begehen konnten.

Kurze Zeit danach fiel ein schwerer Schatten auf unsere Gemeinschaft. Generaloberst Heitz erkrankte sehr schwer. Er konnte bald sein Zimmer nicht mehr verlassen, und Generalstabsarzt Dr. Renoldi machte ein sehr ernstes Gesicht. Anfang Januar brachte man ihn in ein Lazarett nach Moskau, wo er in den ersten Februartagen des Jahres 1944 verstarb. Seine Leiche wurde im Lager Krasnogorsk der Erde übergeben. An seinem Grab sprach traurigerweise kein aufrechter Soldat den letzten Gruss, sondern ein Beauftragter des Nationalkomitees. Das erfuhren wir durch unseren russischen Dolmetscheroffizier. Heitz' Tod traf unsere Gemeinschaft schwer, war er doch in seiner Haltung und seiner Gesinnung der standhafteste im Kreis der Stalingrader Generale gewesen. Der Feldmarschall rief uns zu einer kleinen Gedenkfeier im Speisesaal zusammen, zu der wir uns, soweit es möglich war, dienstlich adjustierten. Es war ein würdiges Gedenken an diesen tapferen deutschen Offizier, der unser Ältester gewesen war. Sein Vorbild war eine feste Klammer für uns gewesen und hätte, so glaube ich, einen erneuten Abfall von Generalen verhindert. Den Russen war sein Einfluss sehr wohl bekannt gewesen, und sein Sterben kam ihnen sicher nicht ungelegen.

Nach einem langen Aufenthalt in Lunowo, wo sich das Hauptquartier des BDO befand, kam eines Tages General Roske zurück. Dieser hatte in den Kämpfen der letzten Wochen von Stalingrad den Feldmarschall mit allen Abteilungen des Armeestabes in seinem Abschnitt aufgenommen und hatte deshalb ein besonderes Verhältnis zu Paulus und vor allem zu Adam. Er war nach seinen Angaben zwar nicht dem BDO beigetreten, aber wir hatten den Eindruck, dass er durch das Zusammensein mit Seydlitz und den Emigranten doch «weiche Knie» bekommen hatte. Auffallend war für uns, dass er in der Folgezeit recht häufig mit der hübschen Tochter des russischen Lagerarztes, die ihrerseits die Freundin eines NKWD-Hauptmanns war und sich als Wirtschaftsverwalterin des Lagers naturgemäss auch im Sinn des NKWD betätigte, zusammentraf, um ihr angeblich Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Petzold und ich trauten Roske und Adam nicht, sowohl aufgrund mancher Indizien als auch gefühlsmässig. Leider sollte sich unser Misstrauen später bestätigen.

General Rodenburg, der zusammen mit Roske in Lunowo gewesen war, hatte sich dem BDO angeschlossen und war nicht nach Woikowa zurückgekehrt. Eines Tages – es war im Frühjahr 1944 – erschien er im Lager und gab uns im Speisesaal in einer längeren Rede eine Erklärung für seinen Schritt. Zu dieser Veranstaltung waren wir von den Russen befohlen worden. Rodenburg schilderte die militärische Lage, um uns – der langen Rede kurzer Sinn – aufzufordern, ebenso dem Bund beizutreten. Das Hauptargument war, wie bei allen bisherigen Unterhaltungen mit den NKWD-Leuten, den Krieg, das Blutvergiessen

zu beenden und Hitler zu beseitigen, um den Weg für eine Verständigung zu bereiten. Den weltrevolutionären Pferdefuss unter dem Mantel des angeblichen Verständigungswillens bemerkte anscheinend auch Rodenburg nicht. Die Versammlung hörte sich diese Ausführungen stillschweigend an. Dass dieser betont schneidige, jugendlich schlanke General mit den Allüren eines preussischen Offiziers und dem virtuos getragenen Monokel zu den Russen übergelaufen war und uns nun zum gleichen Schritt veranlassen wollte, das war unbegreiflich.

Jedenfalls sahen wir immer deutlicher, dass den Russen sehr daran gelegen war, alle Generale zum Seydlitz-Bund zu bringen. Es war ein Nervenkrieg, der mit allen Mitteln geführt wurde, die dem NKWD zur Verfügung standen, und zu dem sich leider immer wieder Hilfswillige aus Gefangenenkreisen bereit fanden. So waren z.B. die Ordonnanzen, die unsere Räume in Ordnung hielten, von den Russen sorgfältig ausgesuchte Spitzel; an erster Stelle die sogenannte Chefordonnanz des Feldmarschalls, ein Feldweibel, vormals der Kartenstelle der 44. Division zugehörig. Wir hatten – ich weiss nicht mehr, wie – in Erfahrung gebracht, dass sich im Wohnraum von Paulus eine Abhöranlage befand, ferner, dass in dem ausserhalb des Lagers in der Kommandantur befindlichen Abhörraum ein deutscher Offizier die Gespräche überwachte. Es fiel uns auch auf, dass fast regelmässig, kurz nachdem sich mehrere Personen bei Paulus eingefunden hatten, besagte Chefordonnanz unter irgendeinem vorgegebenen Grund das Zimmer betrat, zweifellos um sich zu vergewissern, wer sich beim Feldmarschall aufhielt. Schliesslich überraschte Oberst v. Petzold einmal diesen Feldweibel in seiner Stube bei der Abfassung eines schriftlichen Berichts.

Es kann also nicht verwundern, dass wir durch all diese Umstände noch misstrauischer wurden, als wir es ohnehin schon waren. Wir waren völlig überwacht, von Aufpassern umgeben, und sollten sogar selbst eine solche Tätigkeit zugunsten der Russen ausüben. Petzold und ich taten gerade das Gegenteil, nämlich alles, um den Widerstand der Generale nicht absinken zu lassen und besonders den Feldmarschall abzuschirmen. Aus diesem Grund hatten wir die erwähnten Kurse eingerichtet und führten häufig Gespräche mit Paulus, dessen Vertrauen ich genoss. Wir kannten einander seit einer Generalstabsreise im Jahre 1939, die er geleitet hatte; später, als er Oberbefehlshaber der 6. Armee war, traf ich ihn, wenn er auf Frontbesuch bei meinem Regiment war.

In den Gesprächen mit Paulus kam regelmässig die Sprache auf Seydlitz und seinen unseligen Schritt. Der Feldmarschall sagte immer wieder: «Ich verstehe nicht, wie dieser in Frieden und Krieg hochqualifizierte Offizier als Träger eines besonders verpflichtenden Namens sich so hat wandeln können.» Und auf die Hinweise Petzolds, dass die Russen mit ihren überaus geschickten dialektischen, rücksichtslosen und auch brutalen Methoden doch eben in vielen Fällen zu ihren Zielen gelangten, hatte er die stolze Antwort: «Ein deutscher Feldmarschall tut so etwas nicht!»

Petzold und mir war bekannt, dass die Russen ihn für das Verhungern russischer Kriegsgefangener im Kessel von Stalingrad, unter denen sich, wie erwähnt, sogar Fälle von Kannibalismus ereignet hatten, ferner für das Legen von Zeitbomben, die nach der Kapitulation Verluste der Roten Armee verursachten, verantwortlich machten und ihn mehrfach mit der Androhung einer kriegsgerichtlichen Verurteilung unter Druck zu setzen versucht hatten. Paulus wusste zudem, dass der unglückliche deutsche Kommandant jenes Gefangenenlagers, ein alter Oberst, und der Oberquartiermeister der Armee in der Lubjanka sassen, weil man beide für die Zustände im Russenlager zur Rechenschaft zog. Es waren dies Gründe, die uns besonders anspornen, den sicherlich schwer an seiner Verantwortung tragenden Feldmarschall in seiner festen Haltung zu unterstützen. Ich glaube auch, dass uns das für die Zeit unseres Aufenthalts im Lager gelungen ist.

Seine damaligen Auffassungen werde ich nie vergessen. Er sagte u.a., und diese Sätze sind mir wortgetreu in Erinnerung geblieben: «Mein Entschluss, Stalingrad zu halten, wird einmal in die Geschichte eingehen, und ich bin stolz darauf, den Befehl des Führers durchgeführt zu haben.»

Und ein anderes Mal: «Die Russen haben zwar die Schlacht um Stalingrad gewonnen, aber sie haben die Winterschlacht verloren, denn ihr operatives Ziel, den Durchbruch durch unsere Front in Richtung auf das rumänische Öl, haben sie nicht erreicht.»

Wieder bei einer anderen Gelegenheit sagte er auf meine Frage, warum Hitler denn im Dezember 1941 den Oberbefehl über das Heer selbst übernommen habe: «Wenn der Führer das damals nicht getan hätte, wäre die Front auseinandergebrochen, da die Auffassungen der Heeresgruppen und Armeen zu stark voneinander abwichen und auf andere Weise nicht zu koordinieren waren.»

Sein Urteil über Hitler war ein durchaus positives. Er erwähnte oft dessen ungewöhnliche Auffassungsgabe und militärische Konzeptionen. Seine Einschätzung erschien mir authentisch, hatte er doch als Oberquartiermeister I des Generalstabes des Heeres im Führerhauptquartier gearbeitet und den täglichen Lagegesprächen beigewohnt. Auch war er massgeblich am Aufmarschplan «Barbarossa» gegen die Sowjetunion beteiligt gewesen. Auf jeden Fall war Paulus damals in Woikowa weder Gegner von Hitler noch pessimistisch in der Beurteilung der Gesamtlage.

Gesundheitlich war er nicht auf der Höhe, er war sehr nervös und litt an dadurch bedingten Magenbeschwerden, denen die Russen zuweilen durch Sonderkost Rechnung trugen.

Man hat ihm nachgesagt, dass er seine Entschlüsse nur sehr zögernd gefasst habe; als er Lehrer bei den Führergehilfenlehrgängen war, wie man in der Reichswehrzeit die Generalstabsausbildung nannte, soll man ihm deshalb den Beinamen «Cunctator» gegeben haben. Interessant in diesem Zusammenhang war sein Verhalten beim Kartenspiel. Bevor er eine Karte ausspielte, zog er sie

mehrmals, steckte sie wieder zurück, überlegte, zog sie nochmals, um dann schliesslich nach erneuter Überlegung eine andere auszuspielen. Es war nicht einfach, mit ihm zu spielen, seine Unentschlossenheit war aufreibend. Das alles aber soll das Urteil über diese wahrhaft tragische Persönlichkeit nicht beeinträchtigen. Feldmarschall Paulus war ein sehr gebildeter Mann von vornehmerm Charakter, dem bei seiner etwas milden Art das Harte und Derbe eines Soldaten fehlte, das zu einem Truppenführer nun einmal gehört. Klug und zurückhaltend, liess er zwar das Mitreissende einer grossen Führerpersönlichkeit vermissen, aber man musste ihn als Vorgesetzten und Menschen schätzen.

Mittlerweile war der lange russische Winter ohne grosse Sensationen für uns zu Ende gegangen, wenn man von den drückenden Sorgen absieht, die uns die täglichen russischen Heeresberichte über die fortschreitenden Offensiven der Roten Armee und der Alliierten nach ihrer Landung in Italien bereiteten. Wir waren noch immer voller Hoffnung und vertrauten auf unsere überlegene strategische Führung. Entscheidendes hatte sich an den Fronten noch nicht ereignet, weder in Italien noch im Osten, und es gab noch keine Front im Westen. Zwar näherten sich die russischen Armeen der polnischen und der deutschen Grenze, aber damit auch jenen Gebieten, in denen der deutschen Führung durch das dichte Eisenbahnnetz der Vorteil der «inneren Linie» entscheidend zugute kommen würde. So beurteilte jedenfalls Feldmarschall Paulus damals die Lage.

Mit dem Frühjahr 1944 setzte nach längerer Pause eine neue ideologische Bearbeitungswelle ein. Ich erwähnte schon das Erscheinen des Generals Rodenburg, der – offensichtlich im Auftrag seiner roten Befehlshaber – uns vergeblich zum Eintritt in den «Bund Deutscher Offiziere» aufzumuntern versuchte. Bald darauf erschien eine Kommission aus mehreren Politkommissaren unter Führung des damaligen Chefs des NKWD, General Melnikow, im Lager. Die Gespräche mit dieser Kommission, zu denen alle Insassen des «Erholungsheims» einzeln geholt wurden, dienten in der Hauptsache zur Feststellung der Stimmung jedes einzelnen und seiner Einstellung und Beurteilung der allgemeinen militärischen und politischen Situation. Das Stehvermögen sollte überprüft werden, um herauszufinden, wer sich für eine «Sonderbehandlung» eignen könnte. Das Ziel war ja vor allem, den Feldmarschall, aber auch möglichst viele Generale für den BDO zu gewinnen – zumindest das Nahziel; denn das Endziel blieb deren mögliche politische Verwendung gegen das eigene Vaterland. Darüber war sich jeder von uns im Klaren.

Auch ich wurde zu einer solchen Unterhaltung abgeholt und fand mich dem schon erwähnten Kommissar Gargadse gegenüber. Dieser war der gewandteste aller Politischen Kommissare, die mir in der Sowjetunion begegnet sind. Ich stellte ihm die Haltung der Generale und des Feldmarschalls als eine einheitlich

den BDO und das Nationalkomitee ablehnende dar. Eine schriftliche Aufzeichnung meiner Angaben, die er von mir verlangte, lehnte ich ab. Sichtlich verärgert machte er sich hastige Notizen. Ich war damit entlassen. Verabredungsgemäss meldete ich dem Feldmarschall den Verlauf meines Gesprächs mit Gargadse.

Nach diesem Besuch geschah zunächst von Seiten unserer Gastgeber nichts. Wir erfreuten uns des schönen Wetters, das wir im Park mit seinen wieder grünen Bäumen, Sträuchern und Hecken geniessen konnten. Aber was war das schon gegenüber unseren Sorgen um Front und Heimat.

In diesen Frühjahrsmonaten erschienen zwei neue Gäste in unserem «Etablissement», die ungarischen Generale Graf Stomm und Dejeu. Den Grafen hatte ich, wie erwähnt, schon bei meinem zweiten Aufenthalt in Krasnogorsk kennengelernt. General Dejeu war als Artilleriekommandeur des Korps Stomm in Gefangenschaft geraten. Der Graf hatte inzwischen zwei Beinprothesen erhalten, mit deren Hilfe er sich mühsam bewegen konnte. Seine Schmerzen verbergend, scherzte er, dass er nach seiner Rückkehr in die Heimat noch wachsen werde, was sonst kein Mensch in seinem Alter könne, weil er sich nämlich längere Prothesen, seiner früheren Körpergrösse entsprechend, anpassen lassen werde.

Während der wenigen Monate, die wir gemeinsam im Lager Woikowa verbrachten, habe ich mich oft mit diesem Edelmann im wahrsten Sinn des Wortes unterhalten. Er stand noch stark in der Tradition der k. u. k. Armee und war, obzwar sehr nationalstolzer Ungar, ein Verehrer des österreichischen Kaisers Franz Joseph und ein Anhänger der feudalen Auffassungen jener Zeit geblieben, die sich in Ungarn noch am stärksten erhalten hatten. Seine Beurteilung des Offizierskorps der Wehrmacht im Vergleich mit jenem des kaiserlichen Deutschlands zu hören, war für mich besonders interessant – als Kritik eines gebildeten, weltgewandten Aristokraten, der als ehemaliger Militärattaché in London sowohl auf dem diplomatischen Parkett als auch auf dem soldatischen Übungsgelände zu Hause war. Graf Stomm vermisse bei unserem Offizierskorps, besonders bei einer grossen Zahl der höheren Führer, die früher selbstverständliche ritterliche Haltung, vor allem auch im Ton. Inwieweit diese Beurteilung der Wahrheit entsprochen hat, darüber möchte ich mir aus meinem beschränkten Blickwinkel, im Ersten Weltkrieg war ich Leutnant, kein Urteil erlauben. Meinen Vorgesetzten in der Wehrmacht kann ich jedenfalls bescheinigen, dass ihre vorbildliche Haltung keine negative Kritik verdiente. Der Grund für das Urteil des Grafen lag meines Erachtens in vielfachen Reibungen bei der Zusammenarbeit mit deutschen militärischen Dienststellen im Russlandkrieg und in den sicherlich häufig nicht erfreulichen Erscheinungen der Unterstellungsverhältnisse.

Der andere ungarische General, Dejeu, trat weniger in Erscheinung; wir alle hatten nicht so viel Kontakt mit ihm wie mit seinem Kommandierenden General. Wie ich später hörte, trat General Dejeu, der vor dem Krieg Militärattaché in

Moskau gewesen war, in der Folgezeit dem ungarischen Nationalkomitee bei, das sich, gleich dem deutschen, aus ungarischen Kriegsgefangenen und emigrierten Kommunisten gebildet hatte.

Der Juni brachte uns die niederschmetternde Nachricht von der Landung der Alliierten an der französischen Küste. Wir bekamen täglich die russischen Heeresberichte offiziell zugestellt, die Oberst Schildknecht uns übersetzte. Wenn wir nun auch anfänglich hoffen konnten, dass es gelingen würde, die Invasion zurückzuschlagen – zumal man von der Anwendung einer deutschen V-Waffe hörte –, so schwand die Hoffnung bald dahin, und unsere Sorgen wuchsen immer mehr, besonders da die Russen gleichermaßen erfolgreiche Offensiven gegen die Mitte und den Nordteil unserer Ostfront begonnen hatten. Gibt es etwas Furchtbareres, als in Gefangenschaft das über das Vaterland hereinbrechende Unglück mitverfolgen zu müssen? Mit der Hoffnung sank mein Glaube, und in diesen Monaten begann ich wieder mit meinem Gott zu hadern, der dem deutschen Volk, wie ich meinte, ein unverdientes Schicksal zugeordnet hatte. Schon einmal hatte ich die Niederlage unserer Nation in der Kriegsgefangenschaft miterleben müssen. Als junger Offizier am 2. September 1918 mit einem schweren Lungenschuss in englische Gefangenschaft geraten, war ich am 11. November 1918 in London Zeuge des Siegesrausches der als nüchtern und realistisch beschriebenen Engländer.

Jetzt, im Sommer 1944, begann die schwere Charakterprüfung, die noch jahrelang die härtesten Anforderungen stellen sollte. Ich bin überzeugt, dass die meisten Mitgefangenen das Leid erlebt haben, das jedem patriotischen Deutschen auf der Seele lasten musste, aber es ist leider auch Tatsache, dass recht viele bald infolge der eigenen Notlage das Vaterland, die Heimat, die Nation vergassen. Ein sozialdemokratischer Politiker soll einmal gesagt haben: «Der Mensch ist eine ganz umgängliche Bestie, solange er liebt, frisst und nicht friert!» Diese brutale Charakterisierung sollte sich als durchaus gerechtfertigt erweisen, wofür nicht nur in der Situation der Kriegsgefangenen, sondern auch in der Heimat unter dem Besatzungsregime Anschauungsmaterial geliefert wurde.

In diesem Sommer erschien noch einmal eine Kommission des NKWD, von der man im Lager selbst nichts zu sehen bekam und die nur dadurch in Erscheinung trat, dass der eine oder andere aus unserem Kreis zu einer «Unterhaltung» in das Kommandanturgebäude geholt wurde. Von einer solchen Unterhaltung kam General v. Lenski stark angetrunken in das Lager zurück und liess sich mit den drei italienischen Generalen auf eine Debatte ein, wodurch er recht unangenehm auffiel. Wir machten uns unseren Reim daraus. Wenige Tage später wurde Lenski von einem russischen Posten zum Transport in ein anderes Lager abgeholt. Er verabschiedete sich von Feldmarschall Paulus, wie es üblich war, und hatte zu diesem Zweck sogar sein Lederkoppel umgeschnallt, um das Dienstliche

der Abmeldung zu unterstreichen. Paulus mahnte ihn, angesichts der ihm sicher von russischer Seite bevorstehenden Versuchungen charakterfest zu bleiben, indem er an seinen Stolz als einziger Kavallerist unter den Stalingrad-Generalen appellierte. Lenski antwortete, dass eine solche Mahnung unnötig sei. Sie war auch tatsächlich unnötig gewesen, denn es vergingen kaum acht Tage, da erhielt jeder von uns einen mit Schreibmaschine geschriebenen und vervielfältigten Brief des Herm v. Lenski, in welchem er uns mitteilte, dass er nach reiflicher Überlegung dem «Bund Deutscher Offiziere» beigetreten sei, und uns nahelegte, das gleiche zu tun. So schnell ging das damals, nachdem wohl die Entscheidung, wie man annehmen kann, bereits bei der alkoholischen Unterhaltung mit den roten Kommissaren in unserem Lager Woikowa gefallen war. Alkoholtests, wie man heute sagen würde, gehörten zu der dialektischen Taktik unserer russischen Umerzieher.

Zur selben Zeit packten die Obersten v. Beaulieu und Ludwig ihre Sachen und verliessen das Lager. Ihr Abschied war kurz und wurde von uns nicht bedauert, wir wussten genau, dass beide ihr Geschäft mit den Russen bereits in Krasnogorsk gemacht hatten. Auch General Wulz verschwand, den wir für standhaft gegenüber den Versuchungen der Russen gehalten hatten. Sie alle tauchten als Mitglieder des BDO in Funktionsstellungen wieder in anderen Lagern auf. Über Beaulieu und Ludwig werde ich noch später zu berichten haben. Zur Charakterisierung von letzterem fällt mir noch etwas Bemerkenswertes ein: Ludwig war eine Spielernatur. Er beschäftigte sich in der Hauptsache damit, ein Spielsystem für das Roulette zu finden, das die grössten Gewinnchancen bringen sollte. Hierzu hatte er auf kleinen Zettelchen die Zahlen der Roulette-Scheibe aufgeschrieben, die er dann in irgendeinen Behälter gab. Diesen schüttelte er durch und zog sodann eine Zahl heraus, die auf einem Bogen Papier notiert wurde. Das Spielchen wiederholte er unermüdlich, und so stellte er unendliche Zahlenreihen zusammen, die er zu einem System auswerten wollte. Er erzählte mir auch, dass er vor dem Krieg ein häufiger Gast der Spielkasinos gewesen sei. Vielleicht glaubte er damals, durch seinen Übertritt zu unseren Feinden auf die richtige Nummer zu setzen.

Etwa Ende Juni wurde ich plötzlich zur Kommandantur geholt. Dort sah ich mich dem russischen Kommandanten, dem Politoffizier und einem Dolmetscher gegenüber. Man forderte mich auf, über die Stimmung der deutschen Lagerinsassen und darüber, wie man nach den Erfolgen der Alliierten im Westen und der Roten Armee im Osten die allgemeine Lage beurteilte, einen Bericht zu geben, weiters wollte man wissen, wer die Lage noch immer optimistisch sehe und wer vom Gegenteil überzeugt sei. Ich hatte inzwischen meinen Entschluss gefasst und antwortete, dass ich nicht in der Lage sei, über alle diese Dinge Auskunft zu geben, und das auch künftig in keiner Weise tun würde. Die Gesichter meiner Gesprächspartner werde ich nie vergessen. Ich wurde mit einer Handbe-

wegung entlassen und eilte in das Lager zurück, wo ich Oberst v. Petzold sofort das Erlebte mitteilte.

Wir waren uns darüber im Klaren, dass ich in Kürze eine keinesfalls angenehme Änderung meines Gefangenendaseins zu erwarten hätte. Wir sprachen unser Verhalten für die Zukunft durch. Unsere Aufgabe im Generallager Woi-kowa glaubten wir erfüllt zu haben, da wir der Überzeugung waren, dass weder der Feldmarschall noch die restlichen Generale nach unseren bisherigen Erfahrungen dem BDO oder dem «Nationalkomitee Freies Deutschland» zuneigen würden. Die Reaktionen auf die Fälle Lenski, Wulz, Beaulieu und Ludwig waren eindeutig positiv in unserem Sinn gewesen. Ich bat v. Petzold, nach meinem Fortgang aus dem Lager den Feldmarschall und besonders General Strecker über alles, was wir bisher unternommen hatten, zu unterrichten und nach dem Krieg, wenn ich die Heimat nicht mehr wiedersehen sollte, meiner Familie über unser Unterfangen zu berichten. Wir gaben einander das Versprechen, uns nie und unter keinem Druck zu den landesverräterischen Organisationen des Nationalkomitees oder des BDO zu bekennen, es sei denn aus notwendigen Tamungsgründen, um im Gegensinn tätig zu werden. Jeder müsse vom anderen wissen, dass ein solcher taktischer Schritt nie aus Überzeugung erfolge.

Vorerst gab es keine Mitwisser – und das aus gutem Grund. Wir glaubten zu wissen, wie die uns nahestehenden Generale reagieren würden, nämlich durch sicherlich kameradschaftliche, aber bei der Mentalität der Russen nur für alle nachteilige Interventionen. Beispielsweise hatten wir einst unseren verehrten General Strecker nur mit Mühe davon abbringen können, bei der Lagerkommandantur zu beantragen, nach Lunowo zu General v. Seydlitz gebracht zu werden, um ihn, den Präsidenten des BDO, davon zu überzeugen, zu den standhaft gebliebenen Generalen zurückzukehren.

Acht Tage später, am 4. Juli 1944, wurde ich mittags zur Kommandantur befohlen. Dort sah ich mich dem Dolmetscher und einem fremden Offizier gegenüber, der mir Folgendes sagen liess: «Sie kommen in ein anderes Lager!»

«Dann werde ich meine Sachen holen», entgegnete ich.

«Nein, Sie bleiben hier, Ihre Sachen werden geholt.»

Ich blieb also, von einem Posten bewacht, in dem Raum, meinen Gedanken überlassen, und erwartete natürlich nicht gerade eine rosige Zukunft. Trotz allem kam der Abmarschbefehl für mich doch überraschend, und er traf mich umso mehr, als ich mich von niemandem verabschieden konnte. Nach einer mir endlos vorkommenden Wartezeit brachte man meine wenigen Habseligkeiten, die immerhin noch aus einem Rucksack mit einigen Toilettenutensilien und Taschentüchern bestanden, vor allem aber aus einer langen Tuchhose aus dem Nachlass von Generaloberst Heitz und einem pelzgefütterten Autofusssock – man sollte besser von einem Beinsack sprechen, denn er reichte mir beinahe bis an die Hüf-

te. Dieses kostbare Exemplar hatte seine Geschichte: Generaloberst Heitz hatte es im Winter 1939/40 nach dem Polenfeldzug in einem rheinischen Quartier von seinem grosszügigen Gastgeber als Geschenk erhalten, es hatte die russischen Winter überdauert und war nach der Verteilung des Gepäcknachlasses von Generaloberst Heitz in den Besitz von General Strecker übergegangen. Dieser wiederum hatte mir das herrlich wärmende Stück geschenkt, als ich an einem sehr schmerzhaften Ischiasanfall litt.

Schliesslich wurde ich vor das Haus geführt, wo ein PKW bereitstand, in dem zu meiner Überraschung Oberst Adam, der Adjutant des Feldmarschalls, sass. Ich musste mich neben ihn setzen, drei Bewacher stiegen ein, und dann fuhren wir bei herrlichem Sommerwetter in Richtung Moskau. Unterwegs mussten wir mehrere Pausen einlegen, weil das Kühlwasser kochte. Bei einer solchen Gelegenheit entfernte sich einer der Begleitoffiziere, um abseits im Gelände eine Krähe als willkommene Zubusse zu seiner Verpflegung zu schiessen. Die Fahrt war sonst nicht weiter interessant, die Bilder der Landschaft, der Städte, Dörfer und weiten Ebene waren mir bekannt; auffallend waren wieder die genaue Verkehrsregelung und die durch Milizionäre durchgeführte strenge Fahrzeugkontrolle.

DIE ANTIFA-SCHULE

Wir landeten schliesslich in Krasnogorsk, wurden aber nicht in das Hauptlager gebracht, sondern in das Lager Nr. 2, das die sogenannte Antifa-Schule beherbergte. Dieses Lager bestand aus einer Reihe von Arbeitersiedlungshäusern, die offensichtlich bei Ausbruch des Krieges noch nicht fertiggestellt waren. Einige dieser Häuser hatte man recht notdürftig für die Unterbringung der Schule hergerichtet und mit dem unentbehrlichen Stacheldrahtzaun sowie Postenständen umgeben, während die unfertigen, unbewohnten Häuser ausserhalb des Zaunes lagen.

Hier waren also die Antifa-Schüler, freiwillig sich für solche Kurse meldende Kriegsgefangene, untergebracht. Es gab «Hörsäle», die aus mehreren miteinander verbundenen Räumen bestanden; weiters Wohnräume für die Lehrer und für die Schüler, einen sehr primitiven Essraum im Keller, Revier- und Friseurstuben und schliesslich die notwendigen Wirtschaftsräume. Zur Zeit unserer Ankunft lief gerade ein Kurs, der erste für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gemeinsam, da man bisher die Lehrgänge – auch nach Nationalitäten – getrennt gehalten hatte. Die Lehrerschaft für die deutsche Lehrgruppe bestand in der Hauptsache aus kommunistischen deutschen Emigranten und vereinzelt aus deutschen Juden. Die meisten Namen sind mir nicht mehr erinnerlich, es werden ohnehin Tamnamen gewesen sein. Die Hauptrolle unter ihnen spielte ein sogenannter Professor mit einem ungarisch klingenden Namen. Auch ein Deutscher, der in Spanien auf Seiten der Kommunisten gefochten hatte, Wilhelm Zaisser alias «General Gomez», hielt gelegentlich Vorlesungen. Den ärztlichen Dienst versah ein jüdischer Arzt, der aus Düsseldorf stammte, mit seiner Frau. Leiter der Schule war der sowjetische Oberstleutnant Jansen, zugleich Professor an der Universität in Moskau.

In dieser Schule wurden Oberst Adam und ich ohne Formalitäten in einem kleinen Raum, der bisher von einem deutschen Emigranten-Lehrer bewohnt gewesen war, untergebracht. So viel Rücksichtnahme auf uns schien nur dadurch verständlich, dass man uns von den anderen absondern wollte. Die Insassen des Lagers, Lehrer und Schüler, mieden uns. Bei den täglich zweimal stattfindenden Zählungen, zu denen die ganze Belegschaft auf dem grossen Platz zwischen den Gebäuden antrat, um in Habtachtstellung dem russischen Dejumi, dem wachhabenden Offizier, gemeldet zu werden, mussten wir beide unter den höhnischen Blicken unserer deutschen «Kameraden» am linken Flügel antreten.

Wir blieben nur anderthalb Tage im Lager 2. Dann wurden wir unter Bewachung zur Kommandantur gefahren, einem ehemaligen Schulgebäude vor dem Eingang zum Lager 1, das in der Hauptsache mit deutschen Offizieren belegt

war. Das Lager und die Kommandantur waren mir zur Genüge von meinen bisherigen Aufenthalten bekannt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, von dessen Fenster aus man auf den Haupteingang des Lagers blicken konnte. Es war ein schöner, warmer Sommertag, und das Fenster stand weit offen.

Oberst Adam wurde zunächst «betreut». Es dauerte lange, und ich konnte mich durchaus nicht optimistischen Zukunftsaussagen hingeben. Als ich wieder einmal aus dem Fenster blickte, sah ich ihn mitsamt seinem Gepäck in den gleichen Wagen steigen, der uns hergebracht hatte; er wurde in das Lager 1 geführt. Das erschien mir als beruhigendes Zeichen, und ich hoffte schon, den gleichen Weg in das Lager gehen zu können, in dem ich manche Bekannte hatte.

Es kam aber anders: Man brachte mich in einen grossen Raum, in dem sechs bis sieben sowjetische Offiziere um einen langen Tisch herum sassen. Ich musste mich gleichfalls an den Tisch setzen. Ein Dolmetscher übersetzte die Fragen, die der Lagerkommandant, Oberst Woronoff, formulierte. Mir wurde vorgeworfen, dass ich mich schriftlich verpflichtet hätte, mit den Organen der Sowjetunion zusammenzuarbeiten, und nun meine Mitarbeit verweigere. Meine Einwände wurden nicht beachtet, und unter sehr massiven Drohungen sprach man von der Todesstrafe für konspiratives Verhalten gegen die Sowjetunion. Im Laufe dieser Konfrontation mit den nicht gerade vertrauenserweckend aussehenden NKWD-Stabsoffizieren merkte ich, dass man mich durch Einschüchterung dazu bringen wollte, als Spitzel zu arbeiten, wie es damals Kommissar Saweljew geschickt eingefädelt hatte. Als die Einschüchterungsversuche ohne Ergebnis blieben und ich erklärte, dass ich zu all dem, was ich getan hätte, stünde, lenkte man wieder ein, versuchte mir damit zu schmeicheln, dass ich ein einsichtsvoller und kluger Mann sei etc., um mir im gleichen Atemzug zu erklären, dass auch der intelligente Oberst Adam soeben zum Nationalkomitee übergetreten sei und sich zur Zusammenarbeit mit den Sowjets bereit erklärt habe. Ich konnte das zunächst nicht glauben, sollte aber noch am gleichen Tag erfahren, dass es der Wahrheit entsprach. Weder die Drohungen noch die Schmeicheleien meiner Gesprächspartner waren erfolgreich. Es war eine harte Sache, ich musste meine Worte gut abwägen und meine ganze Schlagfertigkeit einsetzen. Mir war nicht sehr wohl zumute.

Schliesslich wurde ich wieder in das Lager 2 gebracht, wo ich nunmehr allein in dem Raum war, den ich noch am Vormittag mit Adam geteilt hatte.

Die nächste Zeit war für mich eine arge Nervenprobe. Die deutschen Gefangenen – Dienstgrade vom Schützen bis zum Major – sahen mich scheel an, als ob *ich* ein Hoch- und Landesverräter wäre. Als ich beim ersten Morgenappell allein am linken Flügel der im offenen Viereck angetretenen Antifa-Schule stand und der von den Russen zum Lagerältesten bestimmte deutsche Major Welz auf russisch «Achtung!» kommandiert hatte, um dem Dejumi zu melden, rief mir

ein taktvoller Vertreter unserer Deutschen Wehrmacht höhnend zu: «Finger lang, Herr Oberst!»

Dieser Major Welz war in der 6. Armee Kommandeur eines Pionierbataillons gewesen, und wir kannten einander vom Lager Susdal her, wo ich einen guten Eindruck von ihm gewonnen hatte. In der Zwischenzeit war er freiwillig auf die Antifa-Schule gegangen und nahm nun eine Funktionsstellung ein, die mit erheblichen Vorteilen verbunden war. Er bekam u.a. die Lehrerverpflegung, die viel besser als die gewöhnliche war.

In den ersten Tagen wollte er mir einen Besuch abstatten, ich lehnte den Kontakt zu ihm aber ab. Auch vermied ich jede Begegnung mit den Lehrgangsteilnehmern, soweit sich das in meiner Lage einrichten liess. Meinen Raum verliess ich nur, wenn die «Schüler» in ihren Vorlesungen waren und ich ungestört auf dem «Schulhof» Spaziergehen konnte. Die Lage meiner «Gefängniszelle mit freiem Ausgang» war in einer Hinsicht für mich eine besondere Belastung. Durch die dünne Trennwand zu den Nachbarräumen, in denen sich die Friseurstuben befanden, musste ich die Gespräche, die dort geführt wurden, zwangsläufig mit anhören. Und was musste ich alles hören! Eines Tages war eine Gruppe von deutschen Offizieren und Soldaten, von denen mir nur noch der Name des Leutnants Schauer erinnerlich ist, von einem Einsatz an der Front in das Lager zurückgekehrt. Ich hörte nun, wie im Nebenraum über deren Aktivitäten in allen Details berichtet wurde. Diese Gruppe war von den sowjetischen Auftraggebern in russischen Uniformen an die deutsche Mittelfront gebracht worden, die sich in schweren Rückzugskämpfen befand. In deutsche Uniformen umgekleidet, war sie dann hinter die deutsche Front geschleust worden, mit der Weisung, deutsche Einheiten bei deren Rückmarsch in die falsche Richtung zu leiten und sie so in die Hände der Sowjets zu führen. Das war vielfach gelungen. An der Vernichtung dieser Einheiten hatten sie sich – nach ihren Schilderungen – zwar nicht beteiligt, wohl aber an der Ausplünderung der Leichen ihrer deutschen Landsleute. Sie schwärmten von den vielen und guten Vorräten an Lebensmitteln und Tabakwaren etc., die ihnen in die Hände gefallen waren.

Es war entnervend, das alles anhören zu müssen. Was aber diesem für einen deutschen Soldaten unvorstellbaren Verhalten die Krone aufsetzte, war die Tatsache, dass diese Gruppe von Verrätern auch noch um die Verleihung russischer Kriegsauszeichnungen angesucht hatte.

In den drei Monaten meines Aufenthalts im Lager 2 von Krasnogorsk habe ich noch manches unbegreifliche Verhalten von deutschen Kriegsgefangenen erfahren müssen, von jungen Soldaten, so dass ich mir selbst immer wieder die Frage stellte, wie eine solche Umkehrung der Wertvorstellungen und Ideale innerhalb kurzer Zeit möglich war. An der Front hatten diese Soldaten allen Belastungen standgehalten, aber jetzt war ein Massensturz der Gesinnungen erfolgt,

der sogar die sowjetischen Kommissare verblüffte und misstrauisch werden liess. Für sie war es schwer fassbar, dass deutsche Offiziere, teilweise auch ohne Anwendung von Druck, ihren Rattenfängermethoden erlagen.

In diese Zeit fiel das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944. Die Nachricht erweckte naturgemäss ein Frohlocken aller Antifa-Schüler und besonders der Lehrer.

Meine Lage wurde jetzt so unerträglich, dass ich mich zu einem Hungerstreik mit dem Ziel, die Verlegung in ein normales Gefangenenlager zu erreichen, entschloss. Auf Hungerstreiks reagierten die Russen prompt. Ich wurde zum Lagerkommandanten bzw. Schulleiter, Oberstleutnant Jansen, bestellt. Eine junge deutsche Jüdin dolmetschte. Ich brachte meine Beschwerde vor. Zunächst erreichte ich nur, dass ich nicht mehr den Spiessrutenlauf zum Essensempfang zu machen brauchte. Ein deutscher Soldat, etwa 40 Jahre alt, ein Lehrer aus dem Rheinland, erhielt den Auftrag, mir die Mahlzeiten auf die Stube zu bringen. Meine Verlegung würde beantragt werden.

Dieser Landsmann war ein harmloser Mensch, der selbst nicht wusste, wieso er in das Lager gebracht worden war; gemeldet hatte er sich angeblich nicht, und an den Vorlesungen nahm er auch nicht teil. Er unterzog sich seiner neuen Tätigkeit umso lieber, als er an meinen Mahlzeiten partizipierte, weil ich mit wenig auszukommen gewohnt war. Ich ahnte jedoch, dass er die Nebenaufgabe hatte, mich zu bespitzeln, und liess mich daher auf keine verfänglichen Gespräche mit ihm ein. Übrigens zog er sich den Ärger seiner Lagervorgesetzten zu, als der Arzt bei einer Routineuntersuchung feststellte, dass er erheblich an Gewicht zugenommen hatte, denn dies konnte nur auf die zusätzlichen Essensportionen zurückgeführt werden, die er von mir, dem «Faschisten», angenommen hatte.

Aber wie das im grossen Sowjetreich üblich war, hinter jedem Überwacher stand ein zweiter. Es war noch jemand eingeteilt, meine Zweisamkeit mit dem Schulmeister zu belauern. Dieser zweite Argus, ein Leutnant mit einem polnischen Namen, besuchte mich, weil er den Auftrag erhalten hatte, mir die täglichen russischen Heeresberichte zu übermitteln. Auch er konnte nicht viel mit mir anfangen, weil ich mich auf keinerlei Diskussionen einliess.

Damit hörten aber die Versuche, mich zu beeinflussen, nicht auf. Eines Tages kam ein grossgewachsener Leutnant – sein Name ist mir nicht mehr bekannt –, der aus der Nachrichtenabteilung 20 stammte und mich vom Polenfeldzug her kannte, als ich das III. Bataillon des Infanterieregiments 76 (mot.) anführte, das eben zur 20. Infanteriedivision gehörte. Der junge Mann machte einen ordentlichen Eindruck. Er gestand mir, sich eigentlich nur aus Neugier, und um aus einem sehr schlechten Mooragebiet fortzukommen, für die Antifa-Schule gemeldet zu haben. Er habe sich zu keinerlei Verpflichtungen überreden lassen, vor allem habe er es abgelehnt, eine Erklärung zu unterschreiben, wonach er sich bereit er-

klären sollte, nach Rückkehr in die Heimat im Sinn der kommunistischen Idee zu wirken und sich im Fall seines Versagens der Gerichtsbarkeit der Bolschewisten zu unterwerfen. Eine solche Erklärung werde von jedem Kursteilnehmer verlangt. Diese Tatsache war interessant für mich, ebenso wie jene, dass den Deutschen, die sich zu einem Fronteinsatz meldeten, eine schriftliche Erklärung abverlangt wurde, wonach sie als Beweis des unbedingten Einsatzes für das kommunistische Russland im gegebenen Fall auch einen deutschen Urlaubserzug hinter der Front in die Luft zu sprengen hätten.

Das waren aufschlussreiche Erkenntnisse. Konnte ich dem nun Glauben schenken oder nicht, war es Dichtung oder Wahrheit? Später habe ich erfahren, dass die beiden Behauptungen auf Wahrheit beruhten. Jedenfalls gab es unter den Antifa-Schülern nicht nur Überläufer zu den Bolschewisten, sondern auch Kriegsgefangene, die durch ihre Teilnahme an einem Lehrgang die Gelegenheit einer offenen Tür in die Heimat zu erblicken wähnten. Ich kenne zwar keinen, dem dies geglückt ist, die Möglichkeit selbst hielt ich damals aber nicht für unbedingt abwegig. Hierin bestärkte mich ein anderes Erlebnis.

Eines Tages erschien in meiner Stube der erwähnte Major Welz, der Lagerälteste des Lehrgangs, früher Pionierkommandeur in der Division Strecker, mit dem ich bis dahin jeden Kontakt abgelehnt hatte, und bat mich um eine Unterredung. Er erzählte mir seinen Werdegang: Als junger Mann, gebürtiger Schlesier, war er zur schlesischen SA gegangen, hatte sodann seine Liebe zum Kommiss entdeckt und war Pionier in Neisse, später in Koblenz geworden. Verheiratet war er mit der Tochter eines Möbelfabrikanten. Welz behauptete mir gegenüber, dass er auch nur aus dem Grund die Schule besuche, um durch ein Frontkommando, zu dem er sich melden wolle, eine Gelegenheit zur Flucht zu bekommen. Deshalb gebe er sich als überzeugter Kommunist, und aus der gleichen Absicht heraus habe er sich zur Annahme einer Funktionsstellung bereit erklärt. War das die Wahrheit, so konnte man nur sagen, dass er sich meisterlich getarnt hatte. Sollte ich mich geschmeichelt fühlen, dass er ausgerechnet mir sein Herz ausschüttete?

Jedenfalls schwärmten wir beide für seinen ehemaligen Divisionskommandeur, den ich seit Langem kannte und schätzte. Welz las mir aus seinem Tagebuch vor, das er in jenen Tagen zu schreiben begonnen hatte. Es war in einem sehr guten Stil verfasst. Sein Lehrer für Literatur an der Antifa-Schule – ein solches Fach gab es dort, es wurde russische und deutsche kommunistische Literatur gelehrt –, ein deutsch-jüdischer angeblicher Schriftsteller und Lehrer an der Moskauer Universität mit Namen Huppert, wollte für eine Veröffentlichung in Romanform sorgen.

Kurz und gut, Welz gab sich mir gegenüber als Offizier mit absoluter Gesinnungstreue, der nur auf den Augenblick wartete, in dem sich ein Türspalt in die Freiheit zeigen würde. Mag er mir nun damals sein wahres Gesicht gezeigt haben oder nicht – der Gehirnwäsche war er zum Teil sicherlich schon erlegen, wenn

er etwa von den wirtschaftlichen Erfolgen der Sowjets erzählte, die er aus eigener Anschauung ja nicht kennen konnte, so z.B. die schon erwähnte, vor dem Krieg beabsichtigte unentgeltliche Brotzuteilung an alle Sowjetbürger, die angeblich nur durch unseren Überfall vereitelt worden war; oder wenn er berichtete, dass die Soldaten der Roten Armee strenge Anweisungen erhalten hätten, bei Ausweitung der Kriegshandlungen auf deutsches Gebiet der Bevölkerung gegenüber schonend und friedlich zu verfahren, weiters dass man bereits Vorsorge für deren Ernährung durch Bereitstellung von Milch- und Schlachtvieh getroffen habe. Entweder glaubte er das selbst, dann musste er eineinhalb Jahre mit Scheuklappen durch die Sowjetunion marschiert sein, oder er glaubte es nicht, dann wollte er mir im Auftrag der Russen diese Märchen erzählen. Alles in allem war ich mir über ihn nicht im Klaren.

Menschenbeurteilung ist schon in normalen Zeiten eine schwere Aufgabe, wie fragwürdig ist sie aber erst in der Notlage der sowjetischen Kriegsgefangenschaft, für welche es nichts Vergleichbares gegeben hat und hoffentlich auch nicht mehr geben wird? Der Mensch bleibt das grösste Rätsel der Welt. Jedenfalls wurde Welz nach dem Krieg von seinen neuen roten Vorgesetzten als Bürgermeister in einer sächsischen Stadt eingesetzt. Er zählte schon auf der Antifa-Schule zur Prominenz, was aber nicht heissen soll, dass alle damaligen Prominenten auch später in der sogenannten DDR prominent wurden oder blieben.

Unter die Prominenten gehörte ferner der sehr junge Leutnant Graf Einsiedel, der 1942 als Jagdflieger in Gefangenschaft geraten war (ich erwähnte ihn schon in dem Kapitel «Zum zweiten Mal in Krasnogorsk»). Dieser Urenkel Bismarcks beschloss in jenen Tagen, wie ich ihn persönlich sagen hörte, Politiker zu werden und in die Diplomatie zu gehen – vielleicht aufgrund seiner auf der Antifa-Schule erworbenen Kenntnisse, ich weiss es nicht. Bis zum Kriegsende war er jedenfalls fleissig im Nationalkomitee tätig und hat darüber ein aufschlussreiches Tagebuch veröffentlicht. Er war aber doch so vorsichtig, nicht die DDR als neue Heimat zu erwählen, sondern zu seinen Vorfahren in die Bundesrepublik zurückzukehren, wo Hochverrat gegen das Dritte Reich geehrt und Landesverrat nicht verfolgt wird. Er war so klug, auch die Kehrseite der Medaille zu erkennen und seine Zukunft nicht auf dem Sand der marxistisch-leninistisch-stalinistischen Utopien zu bauen.*

Noch eine dritte «prominente» Persönlichkeit gab es in der Antifa-Schule. Sie gehörte eigentlich gar nicht dazu, sondern war nur eine Nebenerscheinung, aber eine wunderschöne. Es war die Tochter des zu Kapitelbeginn erwähnten Professors mit dem ungarischen Namen, eine bildschöne Jüdin. Sie übte keine Funktion aus und war meist nur in Begleitung ihres Vaters oder der dicklichen,

* Graf Heinrich Einsiedel war von 1994-1998 Bundestagsabgeordneter der PDS.

ungraziösen und ungepflegten Frau eines deutschen Kommunisten-Emigranten, eines Lehrers an der Schule, zu sehen. Man konnte sich keinen grösseren Gegensatz vorstellen als diese beiden Frauen.

Es war kein Wunder, dass dieses liebezende Mädchen von allen männlichen Insassen der «Stacheldrahtinsel» umschwärmt wurde, denn weibliche Wesen waren in den Lagern Mangelware, nur vereinzelt gab es Ärztinnen oder Krankenschwestern, und unter den russischen Frauen und Mädchen waren Schönheiten oder auch nur passable Erscheinungen selten.

Aber auch andere Prominenz habe ich in jenen Monaten im Lager Krasnogorsk Nr. 2 erlebt, so z.B. den «Agrarexperten» Edwin Hörnle, der als späterer Landwirtschaftsminister vorgesehen war, den sächsischen Gewerkschaftsführer Ackermann, der ein miserables Deutsch sprach, den erwähnten «Oberst» Zaisser alias «General Gomez», der in westlicher Kleidung als Lehrer fungierte, und den Sohn von Wilhelm Pieck – in der Uniform eines Hauptmanns des NKWD. Pieck selbst stattete der Schule auch einen Besuch ab, und es war für mich ein erschütterndes Erlebnis, sehen und hören zu müssen, wie junge deutsche Soldaten und Offiziere, die vor wenigen Monaten noch für ihr Vaterland kämpfend an der Front gestanden waren, nunmehr dem «präsumtiven Reichspräsidenten» einen begeisterten Empfang bereiteten, kommunistische Kampflieder singend.

Solche Erlebnisse prägen sich ein, man vergisst sie nie. Es sollte später noch viel ärger werden, mir hätte aber das damals in Krasnogorsk schon genügt.

Dabei ist es erzählenswert, wie primitiv die Umerziehung häufig angegangen wurde. Ich musste zwangsläufig so manche «Vorlesungen» mit anhören, die in der warmen Jahreszeit im Freien vor meinem Fenster stattfanden. So schilderte eines Tages ein deutscher Kommunist, der angeblich jahrelang in einem volkseigenen Werk der Sowjetunion gearbeitet hatte, die Arbeitsverhältnisse und die Entlohnung der Arbeiter in den schönsten Farben. Beispielsweise sei es für ihn ein leichtes gewesen, sich durch Verbesserungsvorschläge für die Produktion eine zusätzliche Geldprämie zu verschaffen. Er habe das stets vor einem Urlaub gemacht und sich dadurch erhebliche Zubussen erworben.

Mit solch lächerlichen Schilderungen versuchte man, den jungen deutschen Soldaten das kommunistische Wirtschaftssystem schmackhaft zu machen. Gewiss gelang so etwas nicht immer. Beispielsweise musste sich Frieda Rubiner, eine deutsche Altkommunistin, die während des Krieges zeitweise in der Hauptverwaltung der Roten Armee tätig gewesen war, bei einem ihrer Vorträge über das sowjetische Wirtschaftsleben auf die Frage eines Antifa-Schülers, ob die Industriewerke denn tatsächlich den darin beschäftigten Arbeitern gehörten und diese entsprechend an dem Gemeingewinn beteiligt würden, zu der Antwort bekennen, dass auch in der Sowjetunion nach Tarifen entlohnt würde. Die meisten

«Vorlesungen» waren auf dem Niveau kommunistischer Wahlpropaganda-Reden. Karl Marx war der liebe Gott und Lenin sein Prophet.

Ich habe damals die wichtigsten Bücher Lenins gelesen und mir Auszüge gemacht, die im Lauf der Gefangenschaft leider verlorengegangen sind. Die Kenntnis der Methoden des politischen Kampfes der Bolschewisten war für mich äusserst aufschlussreich.

Im September 1944 fand mein Aufenthalt im Lager Krasnogorsk sein Ende. Der geheimnisumwitterte Dr. Saweljew alias Sawelli, mein «Betreuer» aus der Lubjanka, holte mich eines schönen Tages in einem Kraftwagen ab und fuhr mit mir und einem mir unbekanntem deutschen Kriegsgefangenen, den er aus dem Lager 1 mitnahm, nach Moskau. Unterwegs konnte ich mich mit diesem nicht unterhalten, weil Sawelli zwischen uns sass. Ich glaubte, ich würde noch einmal in dem bekannten Staatsgefängnis landen, aber nach einem kurzen Aufenthalt vor einem alten grauen Haus, in dem Sawelli für einige Zeit verschwand, brachte er mich nach etwa halbstündiger Fahrt in ein mir bislang unbekanntes Lager, das «Objekt 20 B», wie er es bezeichnete.

IM LAGER 20 B

Das Hauptgebäude des Lagers war ein grosses Haus, das vor dem Krieg als Eisenbahner-Erholungsheim gedient hatte. Der Mitteltrakt bestand aus einem grossen, hohen Saal, von dem aus zwei breite Treppen in das Obergeschoss führten, wo es eine Galerie mit Holzgeländer gab. Von diesem Saal aus kam man in beiden Stockwerken in die Seitenflügel des Gebäudes, wo es entlang langer Gänge grössere und kleinere Einzelzimmer als Schlaf- und Aufenthaltsräume gab. An den Enden der Gänge lagen die Waschräume und Toiletten – sehr primitiv, aber immerhin funktionstüchtig –, im Erdgeschoss gab es eine Bibliothek und die Friseurstube mit Friseurmeister Krause. Die Küche, die Wirtschaftsräume und eine Revierstube waren in einem Nebengebäude untergebracht. Das «Etablissement» war von einem sehr kleinen Park umgeben, bestehend aus wenigen Rasenflächen mit spärlichen Büschen und einzelnen Bäumchen, von der Umgebung durch einen etwa 3 m hohen Palisadenzaun abgeschlossen. Auf Wachtürme hatte man verzichtet, die Posten, die ausserhalb der Umzäunung patrouillierten, waren unseren Blicken entzogen. Es war nämlich ein «Vorzugslager» für solche Gefangene, an welchen der NKWD oder die Abteilung 7 des roten Generalstabes ein besonderes Interesse hatte.

Kommandantur und Verwaltungsräume lagen ausserhalb der Umzäunung.

Vom ersten Stockwerk aus hatte man einen Ausblick auf die recht trostlose Ebene mit wenigen Hecken und Bäumen. Siedlungen lagen nicht im Blickfeld.

Als ich eingeliefert wurde, bestand die Belegschaft aus etwa 30 bis 40 Generalen und Staboffizieren sowie einigen wenigen Hauptleuten und Leutnanten, einem rumänischen Oberst und zwei finnischen Offizieren. Letztere wurden nach wenigen Tagen abgeholt und angeblich in ihre Heimat zurückgeführt. An Generalen waren untergebracht: Die Kommandierenden Generale Hell, Müller (Ludwig) und Buschenhagen (kam erst Wochen nach meiner Ankunft), weiters die Divisionskommandeure Postel, Bayer, Böhme, v. Dewitz, Graf v. Hülsen, Frenking, Tronnier, Gepp, Schwarz, Brandt (ehern. Bevollmächtigter im rumänischen Erdölgebiet), Busch und v. Lilienthal (Generalintendant). Ferner erinnere ich mich noch an Oberst i. G. Schmidt, Oberst Holländer, Major d. Res. v. Berge u. Herrendorf, Leutnant Graf v. Waldersee und Leutnant Graf Thun.

Ich lag zusammen auf einer Stube mit den Obersten Crome, Stabschef des IV. Armeekorps, v. Arenstorff, der von seiner Beförderung zum Generalmajor erst im Dezember 1944 durch einen später gefangenen Offizier erfuhr, Oberst d.

Res. Kaiser, einem Maler aus Wiesbaden, und Oberstarzt Dr. Dr. Rieke. Später kam noch Oberst Ringenberg hinzu.

Der Tagesablauf war recht eintönig. Morgens versammelte man sich im Essraum des Erdgeschosses zum Frühstück, genauer gesagt nur die Stabsoffiziere und niedrigere Dienstgrade, die Generale hatten einen gesonderten Essraum im Obergeschoss, sie bekamen auch eine bessere Verpflegung. Danach ging man bei gutem Wetter im «Park» spazieren, bei Schlechtwetter las man im Zimmer, spielte Karten oder unterhielt sich. Der Besuch der Friseurstube war sehr zeitraubend, man war auch nicht jeden Tag dran. Das russische Bad, bestehend aus zwei Kübeln warmen Wassers, und der Wäschewechsel wurden jeden Samstag zelebriert, danach trank man in der Revierstube ein von den Finnen eingeführtes Vitamingetränk, nämlich Wasser mit einem Aufguss aus Fichtennadeln.

Die Mittags- und die Abendmahlzeit gab es zu den üblichen Tageszeiten. Nach dem Mittagessen herrschte allgemeine Ruhe. Die Verpflegung war nicht besser oder reichhaltiger als in den übrigen Lagern. Abends wurde der russische Heeresbericht verlesen, wofür man sich auf der Galerie einfinden musste. Das war der einzige «Dienst», zu dem man zu erscheinen hatte, ein Fernbleiben wurde sofort vermerkt.

Körperliche Betätigung verschafften sich Oberst v. Arenstorff, Oberst Crome und ich ausserplanmässig dadurch, dass wir den zum Küchendienst eingesetzten deutschen Soldaten beim Holzsägen halfen. Dabei erfuhr man auch ganz amüsante Begebenheiten des kommunistischen Alltags, so etwa Folgendes: Die Holzzuteilung reichte nie aus, wie alle Zuteilungen. Kohle gab es im reichen Russland nicht, in Moskau am allerwenigsten, es wurde generell mit Holz geheizt. Um dem Mangel daran abzuhelfen, wurden die deutschen Kriegsgefangenen eingespannt, es illegal zu besorgen. Die Bewacher fuhren zu diesem Zweck mit ihren Gefangenen in den nächsten Wald und standen selbst Schmiere, während die Gefangenen Bäume fällen und zersägen mussten. Auf solchen Frevel standen schwere Strafen, aber die Erzeugung von Wärme war wichtiger als der Diebstahl am volkseigenen Gut. Diese kleine Episode belegt, wie sehr das Lügen im kommunistischen Russland verbreitet war.

Die weltanschauliche und politische «Betreuung» wurde in diesem Lager grossgeschrieben. Die Politikommissare Dr. Saweljew und Stern kamen oft tagelang zu Besuch. Dann führten sie lange Unterhaltungen mit den ihnen nützlich erscheinenden Lagerinsassen, sie verteilten ihre schriftlichen Aufgaben etc. So schrieb z.B. Oberstarzt Dr. Dr. Rieke tagelang einen Bericht über das deutsche Medizinalwesen und General Ludwig Müller über die Wehrwirtschaft des Dritten Reiches. Als Belohnung gab es Kaffee und Zigaretten, zuweilen auch belegte Brote und Tee. Aber das war nichts Aussergewöhnliches in den sowjetischen Lagern und Gefängnissen. Die Russen holten sich alle wichtigen Experten und entlockten ihnen ihre Kenntnisse. Und sie hatten, mit wenigen Ausnahmen, Er-

folg. So sammelten sie schon vor der Besetzung von Deutschland alles Wissenswerte, was ihnen später in hohem Masse von Vorteil sein sollte.

Die politische Bearbeitung wurde nicht etwa nur durch die russischen Kommissare ausgeübt. In den Monaten September 1944 bis Februar oder März 1945 kamen viele prominente deutsche Kommunisten und die geistigen Führer des «Bundes Deutscher Offiziere» sowie des «Nationalkomitees Freies Deutschland» zu uns. Ich erinnere mich an Vorträge von Willi Bredel, Walter Ulbricht und Anton Ackermann, die allesamt ihre Probleme mit der deutschen Sprache hatten. Diese Reden bewegten sich auf dem Niveau kommunistischer Propagandaansprachen. Besser sprach ein Führer der österreichischen Emigranten, Fischer, aber er musste sich, da er sich auf historischem Gebiet recht wenig sattelfest zeigte, in der anschliessenden Diskussion manche Berichtigung gefallen lassen.

Sogar militärische Themen konnten behandelt werden. General Buschenhagen gab einen vorzüglichen Überblick über unsere Invasion in Norwegen, von der er als damaliger Generalstabschef des Gesamtunternehmens die kompetenteste Darstellung bieten konnte. Es war ein Lobgesang auf die planmässig genaue Vorbereitung einer Operation, über die es nicht einmal friedensmässige Generalstabsstudien gegeben hatte und die in einer unwahrscheinlich kurzen Zeit durchzuführen war, weil es den Engländern zuvorzukommen galt, deren Aktion unmittelbar bevorstand. Buschenhagen geriet bei seinem Vortrag in solche Begeisterung, dass er bei der Erwähnung Hitlers immer vom «Führer» sprach. Er war damals schon Mitglied des BDO, zählte später zu den aktivsten unter den Abtrünnigen und trat schliesslich in Nürnberg als Zeuge der Anklage auf.

Eine traurige Figur gab Oberstarzt Dr. Dr. Rieke bei seinen Vorträgen ab. Einmal behandelte er das sowjetische Verkehrswesen, von dem er mehr schlecht als recht referieren konnte, das andere Mal die Berufsmöglichkeiten der Offiziere nach Friedensschluss in Deutschland. So sprach er z.B. über das Medizinstudium und die Anatomie-Kollegs, wobei seine Schilderung des Anatomiesaals und der Tätigkeiten darin ziemlich abschreckend wirkte. Rieke war, wie man umgangssprachlich sagt, total überkandidelt.

Es wurden auch geschichtliche und künstlerische Themen behandelt, letztere z.B. durch Oberst d. Res. Kaiser, der über moderne Malerei sprach. Kaiser hatte vor und im Krieg verschiedentlich Bilder im Münchner «Haus der Kunst» ausgestellt, und Hitler hatte sogar ein Bild von ihm gekauft. Sehr amüsant war es, als ihm einmal jemand aus unserem Kreis auf seine Bemerkung, Hitler habe nichts von Kunst verstanden, entgegnete: «Wahrscheinlich, denn er hat ja auch ein Bild von Ihnen erworben.»

Kaiser hatte sich durch Saweljew Malerutensilien erbettelt und verstieg sich sogar zu der Hoffnung, man würde ihn an der Moskauer Akademie zulassen. Er zeichnete eifrig nach natürlichen Motiven und aus dem Gedächtnis und organi-

sierte eine ausgezeichnete kleine Ausstellung. Aber er war auch masslos eingebildet, denn auf die Frage nach dem grössten lebenden deutschen Maler gab er die ebenso kurze wie arrogante Antwort: «Ich!»

Initiator der Vorträge war der Vertrauensmann des Nationalkomitees im Lager, Oberst Czimatis, ein sehr intelligenter Mann, der sich als Freund des Politischen Kommissars Stern bezeichnete. Er sprach gerne und gut, in geschliffenem Stil, und erwies sich als ein guter Kommentator für die Sowjets. Man konnte ihn als Edelkommunisten bezeichnen, von seinen sowjetischen Freunden mit guter Kleidung ausgestattet und nie ohne sein Monokel anzutreffen. Nach seiner Gefangenschaft wandte sich Czimatis wieder in den kapitalistischen Westen, wo er in der Industrie eine wichtige Stellung innehatte.

Ein kommunistischer Grundsatz lautet: «Es kommt nicht darauf an, mit wem man zusammenarbeitet, sondern zu welchem Zweck man zusammenggeht.» Nach dieser Devise hat Czimatis gehandelt. Sein Ziel war, so bald und so sicher wie möglich die Heimat wiederzusehen. Das hat er ja dann auch erreicht. Zu diesem Zweck hat er auch Aufsätze in der «Verräterzeitung» («Freies Deutschland») geschrieben. Sicherlich nicht ganz freiwillig, denn solche Veröffentlichungen waren für die russische Feindpropagandaleitung ein Testfall für die Aufrichtigkeit der dem sowjetischen Regime gegenüber bewiesenen kommunistischen Gesinnung.

Leider sind auch sehr tapfere Frontsoldaten damals unter die Artikelschreiber gegangen – oder gegangen worden –, wie z.B. Oberst Holländer, im Krieg Kommandeur eines Sturmregiments. Auch die beiden aus Österreich stammenden Generale Dr. Franek und v. Schmidt fanden leider im Lauf des Winters 1944/45 den Weg zum «Nationalkomitee Freies Österreich». Franek, der Maria-Theresien-Ritter, wurde sogar Präsident dieses Komitees. Ich werde im nächsten Kapitel noch auf ihn zurückkommen müssen.

Wie der Sinneswandel von General v. Schmidt, einem sehr intelligenten und geradlinigen Mann, vor sich ging, weiss ich heute nicht mehr zu sagen. Ich erinnere mich noch seiner sehr aufrechten Gesinnung und seiner Verachtung der abtrünnigen Generale und Staboffiziere. Als bei einer Unterhaltung einer der Herren erzählte, Hitler habe sich einmal vor Wut auf den Boden geworfen und in einen Teppich gebissen, weil jemand Obstruktion gegen ihn machte, da sagte Schmidt gelassen: «Wenn er Sie hier erleben könnte, würde er einen ganzen Teppich auffressen.»

Eines Tages lud Dr. Saweljew auch mich zu einer Tasse Tee ein. Ich kann mich nicht mehr an das Thema der Unterhaltung erinnern, jedenfalls wollte er mich in irgendeiner Weise für seine Zwecke benützen. Er muss wohl die Sinnlosigkeit seiner Bemühungen eingesehen haben, denn ich wurde nie mehr wieder

hinbestellt. Ich war für ihn ein hoffnungsloser Fall, umso mehr, als die Russen durch ihre Spitzel selbstverständlich davon Kenntnis erhielten, dass ich in dem Kreis der zum «Bund Deutscher Offiziere» gehörigen oder ihm zuneigenden deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen bei jeder Gelegenheit Opposition betrieb und die Wankelmütigen bei der Stange zu halten suchte.

Ein paar Tage darauf kam Oberst v. Papen, früher Kompaniechef in dem von mir vor dem Krieg und im Polenfeldzug geführten III. Bataillon/Infanterieregiment 76, beim Zusammenbruch der Mittelfront 1944 in Gefangenschaft geraten, zu mir und warnte mich im Auftrag des Politikommissars Stern, weiterhin Obstruktion zu machen, weil ich dann einen schlechten Weg gehen müsste. Das war ein Schuss vor den Bug. Ich änderte aber mein Verhalten nicht und musste dann nach dem Zusammenbruch den schlechten Weg gehen – wie viele andere auch, ohne es je bedauert zu haben. Ich fühlte mich, wie Oberstleutnant i. G. v. Below, letzter la der 6. Armee, es einmal in der Gefangenschaft sehr richtig zum Ausdruck gebracht hatte, als preussischer Offizier und nicht als Märtyrer.

Es gab neben diesen unerfreulichen Erscheinungen auch manches, was einem das drückende Gefangenenschicksal erleichterte. Das waren die Möglichkeiten, Bücher zu lesen, Musik zu hören und schliesslich sich mit den anderen zu unterhalten. Gute Bücher, nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer, englischer und italienischer Sprache, standen uns zur Verfügung; die Herren Kommissare beschafften aus Moskau auch bedeutende Werke, wenn sie von den deutschen hilfswilligen Experten für die Ausarbeitung irgendwelcher Denkschriften in deren Auftrag verlangt wurden. Ich entsinne mich, dass der damalige Generalleutnant Böhme, ehemals Kommandeur der 73. Infanteriedivision, zu irgendeinem Zweck das dreibändige Werk des Wiener Historikers Heinrich Friedjung «Das Zeitalter des Imperialismus» benötigte. Es wurde ihm aus der russischen Staatsbibliothek beschafft. Ich erinnere mich deswegen so genau, weil auch ich mir Zugang zu den Büchern verschaffen konnte.

Die Lagerbibliothek enthielt viele französische Bücher; ich las «Les Misérables» und «Les Travailleurs de la Mer» von Victor Hugo. War es an sich schon wunderbar, ein gutes Buch zu lesen, so war es darüber hinaus durch das Sich-Versenken in eine andere Welt eine unschätzbare Ablenkung von unserem traurigen Dasein und den tragischen Ereignissen an der Front und in der Heimat.

Gute Musik konnten wir täglich hören, denn es waren einige hervorragende Klavierspieler unter uns. Wir konnten auch Unterhaltungsabende kabarettistischer Art veranstalten, wobei unvermutete Begabungen sichtbar wurden. Generalintendant v. Lilienthal machte in gewandter Weise den Conferencier, Major v. Berge u. Herrendorf sang Couplets aus der Zeit des Berliner Kabarets «Chat noir» vor 1914 und Partien aus «Don Carlos». Auch ich bin damals zusammen mit einem Oberleutnant in zwei «Sketches» aufgetreten. Bei einer anderen Ge-

legenheit las ich eine von mir als Hamburger verfasste «Wahre Seemannsgeschichte» vor. Solche Unterhaltungen, vor allem die musikalischen, bei welchen auch der von uns Deutschen so gern geübte Chorgesang nicht fehlte, waren zeitweise sich darbietende Zufluchtsinseln für unsere Seele und unser Gemüt.

In diesem Zusammenhang besonders erwähnen möchte ich die Weihnachtsfeier, die wir unter Gewährung gewisser Vergünstigungen seitens der Russen in würdiger Weise begehen konnten. In jenen Tagen hatte sich wegen der hoffnunggebenden Nachrichten von der Ardennenoffensive eine zuversichtliche Stimmung bemerkbar gemacht, wodurch das Christfest für uns eine besondere Bedeutung erhalten sollte, wie manch einer in nicht zu erschütterndem Glauben meinte. Aus diesem Grund hatten wir auch alle Möglichkeiten ausgeschöpft, den Heiligen Abend in der Form zu feiern, wie wir es von der Heimat her gewohnt waren. Die Russen hatten uns einen grossen Tannenbaum, sogar mit elektrischen Glühbirnen, deren Leitungsdrähte die Stärke kleiner Kabel hatten, zur Verfügung gestellt. Sie waren auch damit einverstanden gewesen, dass wir uns ein etwas festlicheres Abendessen durch die Küchenordonnanzen bereiten lassen konnten.

Zu diesem Anlass fanden wir uns in dem grossen Mittelsaal des Gebäudes zusammen. Der dienstälteste General, Hell, fand uns allen zu Herzen gehende Worte. Wir waren mit unseren Gedanken und Gefühlen bei der Heimat und den Kameraden an den Fronten, und nach Verlesung des Weihnachtsevangeliums und dem gemeinsamen Singen von «Stille Nacht, heilige Nacht» las ich eine von mir verfasste Weihnachtslegende vor. Danach assen wir eine für uns festliche Abendmahlzeit, tranken Tee, rauchten die russischen Zigaretten und erwarteten das Erscheinen von Knecht Ruprecht. Dieser war mit unseren geringen Möglichkeiten kostümiert und frisiert worden und erschien nun mit Gabensack und Rute. Ich hatte für ihn in Gedichtform eine längere Ansprache verfasst, die nach einer weihnachtlichen Einleitung unseren Tagesablauf mit der Schilderung der hierbei besonders in Erscheinung tretenden Personen zum Inhalt hatte. So klang der Heilige Abend, der für die Heimat der fürchterlichste war, für uns erfreulich aus.

Bald aber sollte es keine erfreulichen Stunden mehr geben. Die Ardennenoffensive war zusammengebrochen, die Rote Armee stiess unaufhaltsam, wenn auch unter schweren Verlusten, immer weiter nach Deutschland hinein, und wir verfolgten angstvoll auf der grossen Wandkarte in der Galerie im ersten Stockwerk, wie die roten Fähnchen stetig nach Westen wanderten. Man hätte meinen sollen, dass dieser Anblick jeden von uns ins Herz getroffen hätte, doch dem war leider nicht so. Ich werde nie vergessen, wie eines Tages zwei junge Leutnante – es waren zwei Grafen – vor der Karte standen und sich über die Fortschritte der Roten Armee freuten. Der eine sagte zum anderen: «Na, die geben es ihnen aber tüchtig, Gott sei Dank, dann wird ja alles bald vorüber sein, und wir kom-

men nach Hause!» Der eine Leutnant wurde später in der DDR Protokollchef, der andere Regierungsrat in einem Bonner Ministerium. So belohnte das Schicksal den «Widerstand»!

In den Wintermonaten kam auch einmal Feldmarschall Paulus aus seiner Datscha bei Moskau, wo er mit General Leyser und Oberst v. Beaulieu – letzterer als Aufpasser – abgesondert untergebracht war, zu uns. Paulus verhielt sich mir gegenüber stets besonders kameradschaftlich, er brachte mir auch bei dieser Gelegenheit etwas von seiner besseren Generalsverpflegung mit. Wir unterhielten uns zu zweit in einem kleineren Raum, in dem eine grosse Europakarte an der Wand hing, auf der das gewaltige sowjetische Territorium in roter Farbe eindrucksvoll veranschaulicht war. Mehrere Minuten lang stand der Bearbeiter des «Barbarossa»-Plans davor, dann sagte er zu mir: «Wie konnte nur das kleine Deutschland das Riesenreich angreifen?!» Diese Äusserung erschütterte mich. Als einer der Hauptverantwortlichen der strategischen Planungen für den Krieg gegen die Sowjetunion, dem dafür alle militärischen und wirtschaftlichen Detailinformationen zur Verfügung gestanden waren und der eine riesige Operation geplant hatte, für die er sich doch damals einen Erfolg hatte versprechen müssen, konnte er nun kein anderes Urteil finden als dieses – von der Grösse des russischen Territoriums beeindruckt, als wenn er sie zum ersten Mal wahrgenommen hätte. Noch vor wenigen Monaten hatte er viele Möglichkeiten erfolgversprechender Operationen an der Karte demonstriert. Als Regimentskommandeur mit begrenzter Perspektive konnte ich den Anschauungswandel dieses grossen Generalstäblers nicht begreifen.

Anfang Dezember war übrigens eines der für die Geschichte der preussisch-deutschen Wehrorganisation erschütterndsten Ereignisse vor sich gegangen. 50 Generale, an ihrer Spitze Feldmarschall Paulus, hatten einen «Aufruf an Volk und Wehrmacht» gerichtet – natürlich nicht aus eigener Initiative, sondern auf Drängen der Kommunisten und der hinter ihnen stehenden 7. Abteilung des Generalstabes der Roten Armee –, der in Form von Millionen Flugblättern an den Fronten abgeworfen wurde. In diesem Aufruf wurden Volk und Wehrmacht durch die in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befindlichen deutschen Truppenführer aufgefordert, das Blutvergiessen durch Beseitigung der Diktatur Hitlers zu beenden.

Es gibt wohl in der gesamten Menschheitsgeschichte keinen ähnlichen Vorgang – dass sich Soldaten aus der Gefangenschaft heraus gegen ihr eigenes Vaterland stellten, somit gegen ihre eigenen Kameraden und Landsleute, mit denen sie vor ihrer Gefangennahme noch tapfer gegen den Feind gekämpft hatten. Ein Verhalten, das vor dem Krieg für deutsche Soldaten unvorstellbar war.

Ich erlebte damals die Vorbereitungen zu diesem Aufruf, denn die in unserem Lager befindlichen Generale wurden von den Russen mittels LKW zum Sitz des Feldmarschalls befördert, um dort in einem «historischen Akt» ihre Unterschrif-

ten abzugeben, naturgemäss weidlich ausgeschlachtet vom sowjetischen Propagandaapparat. Es wurde vorher viel darüber diskutiert, und ich glaubte, die Generale Busch und Frenking davon überzeugt zu haben, dass sie sich der Unterschrift durch Standhaftigkeit entziehen könnten. Beide waren übrigens nicht Mitglieder des «Bundes Deutscher Offiziere», und ich war in meinen täglichen Unterhaltungen gerade mit diesen beiden Herren einig in der Opposition gegen den BDO und das Nationalkomitee, wie übrigens auch mit den Generalen Gepp, ehem. Kommandeur der 9. Infanteriedivision, und Schwarz, ehem. Kommandeur der 376. Infanteriedivision. General Busch wurde vor der Abfahrt der Generale zu Kommissar Gargadse bestellt; er kam zerknirscht zurück und gestand mir, er werde unterschreiben. Womit er erpresst worden war, verriet er mir leider nicht. General Buschs Verhalten war stets einwandfrei gewesen, er ist leider in der Gefangenschaft gestorben. General Frenking hat auch unterschrieben, wie er behauptete unter Erpressung, General Schwarz nicht. Wer erpresst worden ist, wer aus eigenem Antrieb unterschrieben hat? Es ist heute für uns wohl ohne Belang, den Motiven nachzugehen, die Tatsachen allein sind niederschmetternd genug und kennzeichnen den Niedergang der charakterlichen Haltung unserer Führungsschicht.

General Graf Hülsen, ehem. Kommandeur der 370. Infanteriedivision, Sohn des einstigen Generals und Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II., hielt es darüber hinaus für angezeigt, in jenen Dezembertagen über den Rundfunk das deutsche Volk aufzufordern, die Waffen gegen Hitler zu richten. Das Mikrophon wurde zu diesem Zweck an sein Krankenbett gebracht, da er an einer Thrombose litt. Natürlich handelte auch er nicht aus eigenem Entschluss, sondern auf Verlangen unserer Gastgeber, dem er bereitwillig nachkam. Herr v. Hülsen redete gern und viel, man hatte ihm deswegen den Spitznamen «Seichgraf» angehängt. All das war deprimierend, umso mehr, als die Versuche einiger weniger von uns – z.B. von Oberst Crome, Oberst Schmidt –, dem Einfluss des Nationalkomitees und des BDO sowie der Kommissare entgegenzuwirken, selbst bei einsichtigen Generalen erfolglos blieben. Schliesslich sprach ich mit den beiden dienstältesten Generalen, Hell und Buschenhagen, um sie zu bewegen, aus dem BDO auszutreten. Nach einer längeren Diskussion schien Buschenhagen zu dem Entschluss zu neigen, sagte mir jedoch, dass er den Zeitpunkt nicht für gekommen halte. (Er hat ihn allerdings nie für gekommen erachtet und ist, wie erwähnt, beim Nürnberger Prozess sogar als Zeuge der Anklage aufgetreten.) Auch Hell fand nicht den Mut dazu. Der von mir geplante allgemeine Austritt der Generale und Stabsoffiziere aus dem BDO fand also nicht statt, obwohl kaum einer von ihnen mit ganzem Herzen bei der Sache war. Die Wucht der Ereignisse und die Furcht vor der Ungewissheit des eigenen Schicksals in diesem barbarischen Land hatten die meisten zu starken Entschlüssen unfähig gemacht.

Natürlich waren sowohl die Bemühungen von mir als auch jene von Oberst Crome den Russen nicht unbekannt geblieben. Wir beide haben später die Quittung dafür erhalten.

Bald darauf folgte der Zusammenbruch Deutschlands. Die täglichen Nachrichten waren wie Keulenschläge, es gab keinerlei Hoffnung mehr. Am 8. Mai 1945 wurden wir in den frühen Morgenstunden aus den Betten geholt und in den grossen Esssaal im Erdgeschoss befohlen. Der russische Lagerkommandant erschien mit einem Dolmetscher. Dieser verlas uns die Bekanntmachung der sowjetischen Regierung, wonach das nationalsozialistische Deutschland bedingungslos kapituliert habe. Wir alle waren wie betäubt. Da trat Oberstleutnant v. Kirschhoffer, ein ehemaliger Angehöriger meiner 44. Infanteriedivision, vor dem Krieg Führer einer SA-Reiterstandarte, auf und rief: «Es lebe die Rote Armee, die Deutschland und Österreich befreit hat!» Und wirklich stimmte die Masse der Versammlung in die Hochrufe ein. General Ludwig Müller versuchte, die Situation dadurch zu mildern, dass er aufforderte, der Toten dieses Krieges zu gedenken. Wenn er und wir gehaut hätten, wie viele Opfer nach diesen Tagen durch Rache und Mordlust dem deutschen Volk noch abverlangt werden sollten, dann wäre unsere Stimmung noch betrübter gewesen. Crome und ich gingen in das Zimmer der Generale Busch und Frenking, wo sich auch Generalintendant v. Lilienthal einfand. Keiner sprach ein Wort, schweigend sahen wir aus den Fenstern in die weite Ebene, die Tränen standen uns in den Augen. Das Ende war da, schrecklicher, als wir es ahnen konnten. Ganz Deutschland in der Hand der Feinde und des Reiches Hauptstadt im Kampf erobert! Was war dagegen die Kapitulation im Wald von Compiègne gewesen?

Ich musste an den 11. November 1918 denken, an den Tag des Waffenstillstandes im Ersten Weltkrieg, den ich als verwundeter Kriegsgefangener der Engländer im Londoner «Fulham Military Hospital» erlebt hatte. Damals waren wir Augen- und Ohrenzeugen der karnevalsmässigen, überschwenglichen Begeisterung der Londoner, die mit bunten Papiermützen, Papptrompeten und mit viel Radau den Sieg der Entente auf den Strassen der nüchternen britischen Hauptstadt feierten. Unser Stationsarzt, ein älterer Zivillist, gab jedem von uns die Hand und sagte: «Can we shake hands on it?» Er meinte es sicherlich ehrlich. Die Stationschwester, eine ältere Berufskrankenschwester aus Irland, meinte: «Oh, he is really a gentleman!» Aber wir hatten keine Meinung, ob gentlemanlike oder nicht, wir lagen verwundet in unseren Betten und kamen uns noch verlassener vor als vorher, als der Krieg noch andauerte. Die Oberschwester, diese rührende Irin, die uns wirklich wohltuend betreut hatte und die aus ihrer Sympathie für uns Deutsche nie ein Hehl gemacht hatte, weinte Tränen des Mitleids.

Und nun erlebte ich in der Sowjetunion das Ende des Grossdeutschen Reiches. Für unsere Gastgeber bestand kein Anlass mehr, dieses Sonderlager bestehen zu lassen, doch begannen die Sonderbehandlungen.

Die meisten Generale trennte man von uns, zwar nicht alle, denn gewisse wichtige Persönlichkeiten erfuhren besonderes Interesse. Andere kamen in allgemeine Kriegsgefangenenlager, einige traf ich nach Jahren in Workuta wieder, die meisten aber kamen in ein zentrales Generallager. In Kasachstan traf ich keinen von ihnen. Am schlechtesten hatten es die Unglücklichen, die man im Gefängnis von Iwanowo jahrelang in Einzelhaft schmachten liess.

Auch mein Stündchen schlug nun, nachdem man Oberst Crome einen Tag zuvor plötzlich abgeholt hatte. Ich landete mit einigen anderen Offizieren und Sonderführern wieder einmal im Lager 1 von Krasnogorsk.

UND WIEDER NACH KRASNOGORSK

Bei schönem Frühlingswetter wurde ich mit mehreren Kameraden in das mir nun schon gut bekannte Lager 1, das grösste der drei Lager von Krasnogorsk, gebracht. Zunächst kam ich wie üblich in die Quarantänebaracke, die vom übrigen Lagerbereich durch eine hohe Holzwand abgetrennt war. Hier traf ich eine Anzahl ungarischer Generale und Stabsoffiziere, die in Budapest von der Roten Armee gefangengenommen worden waren. Der Dienstälteste war ein Kommandierender General – der Name ist mir entfallen –, aus der ehemaligen k. u. k. Armee stammend, ein Soldat von vornehmer Haltung und Gesinnung. Neben ihm ist mir ein anderer General in Erinnerung geblieben, früher Lehrer an der Kriegsakademie in Budapest und Verkehrsminister unter Horthy. Beide Herren sprachen natürlich ausgezeichnetes Wiener Deutsch. Wir führten viele Gespräche miteinander. Sehr interessant waren für mich die Beurteilungen des Kriegsakademielehrers über die Aussichten Deutschlands, besser gesagt der Verbündeten, in beiden Weltkriegen. Er behauptete, dass es zur Zeit des Kampfes um Budapest noch möglich gewesen wäre, den Krieg zu gewinnen, wenn die operativen Möglichkeiten richtig erkannt und ausgenützt worden wären. Auch im Ersten Weltkrieg wären die Mittelmächte kurz vor einem Sieg gestanden. Ich weiss noch, dass ich Genugtuung empfand, weil ein fremder Generalstabsoffizier nicht etwa die Aussichtslosigkeit unseres Kampfes herausstellte, sondern von einem möglichen Erfolg sprach. Die Unterhaltungen mit diesen beiden Herren, die gerne mit mir sprachen, waren für mich sehr aufschlussreich.

Barackenältester in unserer Quarantänebaracke war ein deutscher Überläufer, ein Kommunist, überheblich und grob. Welchen Dienstgrad er bekleidet hatte, war nicht zu ermitteln. Sein grösster Stolz war, die Insassen der Baracke bei den zweimal täglich stattfindenden Zählungen peinlich genau ausgerichtet stillstehen zu lassen, mit lauter Stimme dem wachhabenden Offizier zu melden und von diesem belobigt zu werden, wenn die angetretene «Mannschaft» den Gruss des Dejumi überlautstark zackig erwiderte. Man muss es sich einmal vorstellen, dass ranghohe deutsche Offiziere in Reih und Glied, mit den Händen an der Hosennaht, «vorne reingelegt», mit korrekter Blickwendung dastanden – Offiziere, die in Krieg und Frieden ihren Mann gestanden hatten und nun wie Rekruten die «Maulsalve» brüllten. Es war beschämend. Die menschliche Würde wurde von den Russen nicht geachtet, aber dass Deutsche sich selbst so erniedrigten, das war ein Mangel an Charakter.

Mitten in unsere Quarantänezeit platzte eine Sensation: Zunächst drang nur das Gerücht über den Zaun, Feldmarschall Schörner sei im Lager eingetroffen. Schörner war bei den Russen wie bei den Emigranten und Leuten vom Nationalkomitee und vom BDO gleichermassen verhasst. Die «Prawda» hatte die Volksseele gegen ihn aufgehetzt, weil er gemäss ihrer Darstellung noch nach der Kapitulation mit seiner Heeresgruppe weiter gegen die Sowjetunion gekämpft hatte.

Tatsächlich war der Feldmarschall in unser Lager gekommen. Die deutsche Lagerleitung hatte eine «spontane» Volksdemonstration inszeniert, wir hörten Schimpf- und Schmährufe wie «Bluthund!», «Meuchelmörder!» u.a. Bald darauf kam er, von den Russen angeblich vor der wütenden Menge gerettet, in die Quarantänebaracke. Schörner war in Zivilkleidung. Ich meldete mich bei ihm, wie wir das in der Gefangenschaft als dienstjüngere gegenüber dienstälteren Offizieren beibehalten hatten. Auch die ungarischen Generale und ein Oberst, er war im Zivilleben Vermögensverwalter des Fürstenhauses Hohenzollern gewesen, machten sich mit dem Feldmarschall bekannt, so dass sich ein kleiner Kreis um ihn bildete, zu dem auch ich gehörte. Wir setzten uns in der Folge täglich zusammen, diskutierten alle aktuellen Fragen und spielten zur Ablenkung Bridge.

Zunächst aber muss ich einen Vorgang erwähnen, der mir für Schörner typisch erschien. Die Russen hatten sich bemüht, für den Feldmarschall ein Einzelzimmer in unserer Quarantänebaracke frei zu machen, dafür mussten mehrere andere Generale zusammenrücken. Der darum bemühte Kommissar führte schliesslich Schörner in den für ihn bereitgestellten Raum, fragte ihn sogar höflich, als dieser sich prüfend umsah, ob irgendetwas fehle. Schörner antwortete: «Ja, ein Führerbild!»

Ich hatte in den folgenden Wochen in Krasnogorsk, wie erwähnt, täglich Gelegenheit, mit dem Feldmarschall all die Fragen zu besprechen, die mir angesichts der abweichenden Urteile, die ich über ihn zuvor gehört hatte, auf der Seele lagen. So fragte ich ihn z.B.: «Stimmt es, dass Sie von sich aus Todesurteile ex abrupto bei irgendwelchen Verstössen ausgesprochen haben und vollstrecken liessen?» Er sagte mir: «Sie kennen doch das Militärstrafrecht. Sie wissen, dass ich dem Kriegsrichter nichts befehlen kann, ich habe nur Kriegsgerichtsurteile bestätigt und konnte nichts anderes tun. Für Standgerichte war ich nicht zuständig, und ich habe solche nie beeinflusst. Im Übrigen sind an und hinter der Front zuweilen Zustände zu beseitigen gewesen, die man nicht dadurch beenden konnte, dass man die beteiligten Offiziere am Portepeep packte, sondern man musste mit dem Knüppel dazwischenschlagen.»

Mir hat Schörner in seiner Offenheit sehr gefallen, er wich keiner Frage aus und gab bereitwilligst Auskunft. Er war sicherlich nicht der Typ des deutschen Generals der alten Schule oder des Ersten Weltkriegs, er war der Typ Feldmarschall des Dritten Reiches, der sich häufig über Hergebrachtes hinwegsetzte und

den harten Wirklichkeiten des Russlandkrieges seine bajuwarische Rauhebeigkeit entgensetzte – und das in der Regel mit Erfolg.

Ich habe den Feldmarschall nur für wenige Wochen in jenem Lager kennengelernt und kann daher bloss aus diesem begrenzten Gesichtswinkel heraus urteilen. In seiner offenen und soldatischen Art machte er auf mich einen schätzenswerten Eindruck. Von den höheren Offizieren wurde er unterschiedlich beurteilt, die einen lobten ihn sehr, während die anderen ihn einen besseren Korporal nannten. Seine Soldaten sollen ihn verehrt haben. Es ging das Wort um: «Drei Schörners, und wir hätten den Krieg gewonnen!»

Eines ist sicher: Die Erfolge der von Schörner geführten Truppenverbände waren sicherlich keine Zufälle, und das geglückte Zurücknehmen seiner Heeresgruppe vor der Roten Armee, um sie vor der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu retten, war sein unbestrittenes Verdienst.

Man hat ihn in der Gefangenschaft leider übel behandelt, auch von Seiten der deutschen Kameraden. Er selbst erzählte mir von einem Fall, der ihn besonders schmerzte. Generalleutnant Dr. Franek, ehemals k. u. k. Offizier, in diesem Krieg zuletzt Kommandeur der Reichsgrenadierdivision «Hoch- und Deutschmeister», hatte dem Feldmarschall bei seiner Ankunft in Krasnogorsk, als er Franek begrüßen wollte, den Handschlag verweigert. Ich erwähnte bereits, dass Franek sich im Lager 20 B zum Vorsitzenden des «Nationalkomitees Freies Österreich» hatte machen lassen. Er, der bei seiner Ankunft in jenem Lager noch seine besonderen Auszeichnungen – den Maria-Theresien-Orden, die höchste Auszeichnung der k. u. k. Monarchie, als Oberleutnant durch hervorragende Tapferkeit erworben, weiters das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes – stolz an seiner Uniform getragen hatte, lief danach ohne Orden und in einem von den Gastgebern zur Verfügung gestellten zivilähnlichen Rock herum. Er wollte damit schon äusserlich seine politische Einstellung kundtun.

Das Verweigern des Handschlags war dem Feldmarschall gänzlich unverständlich. Bei der Eingliederung des österreichischen Bundesheeres in die Deutsche Wehrmacht hätte nämlich Franek in dem von Schörner geführten Regiment Bataillonskommandeur werden sollen. Dem Heerespersonalamt waren bei der Übernahme jedoch grundsätzliche Bedenken gekommen, da Franek nach dem Ersten Weltkrieg stark linkssozialistisch orientiert gewesen war. Schörner war aber für Franek eingetreten, mit dem Argument, dass dieser seinerzeit ein junger Mann gewesen sei und seitdem 20 Jahre vergangen seien. Der Dank für die Unterstützung seines damaligen Regimentskommandeurs schien nunmehr für Herrn Franek durch seine inzwischen gewonnene kommunistische Überzeugung nicht mehr von Gültigkeit zu sein. Überzeugungsstolz gegen menschliche Regungen.

Herr Franek meldete sich bald darauf zur Antifa-Schule, wo er, wenn ich recht unterrichtet bin, zuletzt als Lehrer tätig war. Ein langer Weg – vom There-

sienritter bis zum Einpauker des «Dialektischen Materialismus». Ein Wanderer zwischen zwei Welten.

Die Tage in der Quarantänebaracke gingen schliesslich zu Ende. Die Baracke wurde geräumt, die Bewohner wurden auf das Lager verteilt oder abtransportiert. Ich musste in eine grosse Holzbaracke ziehen, in der wir zu Hunderten auf engstem Raum hausten. Glücklicherweise war das Wetter beständig warm und sonnig, man konnte tagsüber im Freien bleiben. Die Nächte waren schrecklich: die Belüftung war unzureichend, und es gab Myriaden von Wanzen, die einem sogar am hellichten Tag über das Gesicht spazierten, falls man auf die absurde Idee kam, die versäumte Nachtruhe durch ein kleines Nachmittagsnickerchen nachzuholen.

Das Lager war stark überfüllt. Eine grosse Anzahl deutscher, ungarischer und rumänischer Generale, viele Staboffiziere, aber auch Hauptleute, Leutnante und schliesslich Landser aus den letzten Kämpfen um Budapest, Wien und Berlin waren hier versammelt. Die von den Russen eingesetzten deutschen Lagerfunktionäre waren besonders üble Exemplare, Deserteure oder Kommunisten. Im Übrigen wechselte die Belegschaft stetig; die Russen holten häufig besonders begehrte Objekte zu Sonderbehandlungen in ihre berühmten drei Staatsgefängnisse Lubjanka, Butirka und Lefortowskaja, die uninteressanten Personen wurden nach und nach in die zahlreichen Lager abgeschoben.

Die markanteste Erscheinung unter den deutschen Generalen war General der Panzertruppe v. Saucken, ein Offizier der alten preussischen Schule, ehemals Kavallerist. Gewiss gab es damals in Krasnogorsk viele ausgezeichnete Generale und Offiziere, aber General v. Saucken war ein besonderes Beispiel, einer der «letzten Ritter».

Mit manchen der Generale bin ich in den späteren Jahren in anderen Lagern wieder zusammengetroffen, aber viele haben die Heimat nicht mehr wiedergesehen, weil sie als Ältere die Hunger- und Arbeitskuren sowjetischer «Arbeits- und Besserungslager» ungleich schwerer ertrugen als die Jüngeren. Wir wissen ja heute, dass Genosse Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili die Oberschicht der Kriegsgefangenen entscheidend dezimieren wollte, wie er es in Teheran dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt und dem englischen Premierminister Churchill vorgeschlagen hatte. Roosevelt, der grosse Menschenfreund, war mit dem Vorschlag einverstanden gewesen und hatte zynische Bemerkungen dazu gemacht, während Churchill einen lichten Moment hatte und den entsprechenden Entschluss verhinderte.*

Dafür geschah die Dezimierung auf «kaltem Weg», nicht nur des Offiziers- und Intelligenzkorps, sondern der gesamten Kriegsgefangenen – auch der nicht-deutschen.

* Bei der Konferenz von Teheran 1943 schlug Stalin seinen Verbündeten Roosevelt und Churchill vor, mindestens 50.000 deutsche Offiziere zu liquidieren. Laut dem Bericht von Roosevelts Sohn Elliott war Churchill darüber empört, und Roosevelt meinte, dass man Churchills Widerstand brechen könnte, wenn man 500 Menschen weniger ermordete.

In das Quarantänelager waren inzwischen Zivilpersonen eingezogen, Mitglieder des deutschen diplomatischen Korps, von der Roten Armee in Budapest, Bukarest oder anderswo mit ihren Familien entgegen dem Völkerrecht festgenommen. Aber auch am politischen Geschehen völlig Unbeteiligte hatten die roten «Befreier» hierher verschleppt, so etwa Künstler. Eine Verbindungsaufnahme mit ihnen war unmöglich. Sie unter den gleichen primitiven Bedingungen dahinvegetierend zu wissen, belastete mich stark, und das umso mehr, als ich eines Tages, dicht an dem trennenden Palisadenzaun vorbeigehend, deutsche Kinder einen Spielvers singen hörte.

Unter den deutschen Offizieren traf ich hier im Lager zwei, mit denen ich bereits im Jahre 1918 als Kriegsgefangener in einem englischen Lager gewesen war, und zwar in Redmires, Yorkshire. Es waren Generalleutnant Klatt, Kommandeur einer Gebirgsdivision, und ein Oberstleutnant, dessen Name mir leider entfallen ist. Die englische Kriegsgefangenschaft, die ja auch kein Zuckerlecken gewesen war und in der wir manchen Schikanen der englischen Offiziere, welche sich keineswegs als «Gentlemen» benahmen, ausgesetzt gewesen waren, war gegenüber der sowjetischen geradezu ein goldener Käfig. Es ist höchstwahrscheinlich nirgendwo gelungen, Kriegsgefangene ordentlich zu behandeln. Die Russen haben aber in dieser Beziehung, vor allem was die unmenschlich lange Dauer der Gefangenschaft betrifft, den Vogel abgeschossen.

Die Wochen in Krasnogorsk vergingen bei beständig sonnigem Sommerwetter – das einzige Angenehme in unserer Lage – relativ rasch, bis sich wieder eine Veränderung in meinem Gefangenendasein einstellte.

ALS UNTERSUCHUNGSGEFANGENER IM LAGER NR. 7125

Eines Tages kam für mich der Befehl: «Transport!» Ich raffte meine wenigen Habseligkeiten zusammen, und fort ging es mit drei Gefährten unter Bewachung von zwei mit Gewehren bewaffneten MWD-Unteroffizieren. Man fuhr uns zu einem der grossen Moskauer Kopfbahnhöfe, wo wir zunächst in einer Art Sanitätsstation einer Läusekontrolle unterzogen wurden. Dann folgte stundenlanges Warten in einer riesigen Warthalle inmitten unzähliger geduldiger Towarischtschi in der üblichen russischen Einheitskleidung: die Frauen mit ihren obligaten Kopftüchern und in unscheinbarem grauem oder bräunlichem Gewand, die Männer ebenso farblos gekleidet, gleichsam uniformierte Massen; die Gesichter stumpf, gleichgültig, nirgendwo ein Scherz oder ein fröhliches Lachen, nicht einmal bei den Kindern.

Viele Soldaten gingen hin und her, mit grösseren Gepäckstücken, augenscheinlich demobilisierte Kriegsteilnehmer mit Beutesäcken. Unsere kleine Gruppe erregte naturgemäss Aufsehen, und bald hatte sich eine dichte Menschentraube angesammelt, die uns neugierig umlagerte; die näher bei uns befindlichen Personen knieten sich hin, damit die weiter hinten stehenden uns sehen konnten. Sie betrachteten uns schweigend, und nur wenige wagten, Fragen an unsere Bewacher zu stellen. Auffallend zurückhaltend waren die Frauen, bei denen sich bisweilen eine schüchterne Anteilnahme zeigte.

Endlich stand unser Zug bereit, und wir bestiegen ein Abteil der 3. Wagenklasse mit zwei Holzbänken und darüber befindlichen Liegeplätzen, von denen einige bereits besetzt waren. Unsere beiden Bewacher wiesen die Russen in kurzem Wortwechsel von ihren Plätzen. Ein junges Mädchen, das nicht weichen wollte, wurde richtiggehend fortgescheucht. Es gab heftige Wortwechsel und Handgreiflichkeiten mit den Eltern, die ihre Tochter zum Zug begleitet hatten, wobei wir die ebenso stumme wie unschuldige Statisterie bildeten. Das Kriegsbeil wurde jedoch nach Abfahrt des Zuges bald begraben – während der Fahrt ruhte der Sergeant friedfertig neben dem jungen Mädchen auf der oberen Liege.

Meine beiden deutschen Schicksalsgenossen waren zwei Sonderführer, Mitgefangene von Stalingrad. Der eine, Wilde v. Wildemann, war Dolmetscher beim Stab der 376. Infanteriedivision (General Edler v. Daniels) gewesen, der andere, technischer Sonderführer Walker, seines Zeichens Geologe, war vor dem Krieg bei einem grossen deutschen Industrieunternehmen irgendwo im

Kaukasus tätig gewesen. Beide sprachen fliessend Russisch. Herr v. Wildemann war Balte, sein Vater war vor dem Ersten Weltkrieg Pfarrer in Bialystok gewesen.

Wir fuhren zwei Tage und zwei Nächte. Der Zug war bereits von den regulär reisenden Menschen überfüllt, auf den Trittbrettern aber fuhren viele blinde Passagiere mit, die mit bemerkenswerter Geschicklichkeit vor der Einfahrt in eine Station ihre Plätze verliessen und nach dem Wiederanfahren des Zuges diese erneut einnahmen. Es waren nicht etwa nur Männer, auch Frauen und Kinder, die ich wegen der Gleichgültigkeit und Härte, mit der sie diese sehr anstrengende Beförderungsweise auf sich nahmen, bewunderte. Auf den unvorstellbar primitiven Bahnhöfen drängte sich stets eine grosse Anzahl von Bettlern, darunter viele Kinder, an den Zug heran. Mitleidsvolle Reisende liessen ihnen zuweilen auch etwas zukommen. Vielfach suchten die bettelnden Gestalten durch den Gesang frommer Lieder Mitgefühl zu erregen. Alte Frauen boten einfaches Gebäck, Zwiebeln oder Eier an, und überall sah man ärmlich gekleidete, verhärmte Menschen. Die Ortschaften waren armselig; grau wie die einförmig gekleideten Menschen erschienen die von Wind und Regen verwitterten Holzkaten und deren Holzzäune, welche die kleinen Hofplätze umgaben. Aber über all dem schien eine gütige Sonne und verbrämte das graue Armutspanorama mit einem tröstenden Schimmer. Dann wieder führte die Strecke durch unendliche Wälder, meist Laubwälder, die aus märchenhaften alten und knorrigen Bäumen bestanden, an denen keinerlei Beforstung zu erkennen war.

Am Morgen des dritten Tages mussten wir den Zug verlassen, um den Anschlusszug einer Nebenstrecke zu erreichen. Wieder warteten wir in der Halle, diesmal eines kleinen Bahnhofs, überfüllt von Reisenden. Und wieder sammelte sich eine neugierige Menge um uns. Wir wurden belästigt, als mehrere demobilisierte Soldaten der Roten Armee, total betrunken, uns von ihren Heldentaten beim Kampf um Berlin erzählen wollten. Der eine von ihnen stellte pantomimisch einen Handgranatenangriff dar und rief bei jedem demonstrierten Wurf die Namen der höchsten Sowjetvertreter: «Stalin!», «Molotow!», «Kaganowitsch!» Es war eine bedrückende und zugleich lächerliche Szene, aufgeführt von Menschentypen, die Gorki zum Modell hätten dienen können. Ich weiss nicht, wozu das alles noch geführt hätte, wenn nicht einige besonnene Frauen die Helden von uns getrennt hätten. Unsere Bewacher blieben neutral.

Und auch das ging vorüber. Wir bestiegen einen aus Güterwagen bestehenden Zug, der gleichwohl zur Beförderung von Personen diente. Es bedurfte einiger akrobatischer Übungen, um die Wagen zu erklimmen, denn es gab keine Bahnsteige, Trittbretter oder Leitern, was ein Problem für körperlich Schwächere darstellte. Es gelang, und wir nahmen endlich Platz auf dem Boden eines solchen Gefährts, zusammen mit mehreren Frauen und Kindern und einem gutaussehenden uniformierten russischen Matrosen, der einen sauberen Eindruck machte. Unser Waggon wäre sicherlich in keinem anderen Land mehr im Dienst belassen

worden, er war nämlich in seinem Oberbau bereits derart morsch, dass die Wände schief standen und sich bei jeder Kurve auf die Seite neigten.

Nach stundenlanger Fahrt im Bummelzugtempo verliessen wir das museumsreife Objekt, und es begann ein mühseliger Fussmarsch bei sommerlicher Hitze auf schmalen Pfaden durch einen sumpfigen Urwald, von angriffslustigen Mückenschwärmen bedrängt, die es auf unser dünnflüssiges Blut abgesehen hatten. Menschen begegneten uns auf diesem beschwerlichen Marsch nicht, nur eine bemerkenswerte Telefonleitung lag neben unserem Weg. Die Leitungen bestanden – man wird es mir kaum glauben – auf vielen Kilometern aus einfachem Stacheldraht. Die Verständigung muss hervorragend gewesen sein!

Auch dieser Marsch nahm ein Ende. Eine grosse Lichtung tat sich vor uns auf, ein rechteckiger, weiter Kahlschlag, auf dem sich hinter doppelten Stacheldrahtzäunen ein Lager mit einigen wenigen Blockhäusern, einer Anzahl von Erdbunkern, den obligaten Wachtürmen und den dazugehörigen Todesstreifen ausbreitete. Die Formalitäten, mit denen wir von unseren Begleitern an die Lagerverwaltung übergeben wurden, gingen nebst eingehender Filzung verhältnismässig rasch vorüber, und danach sperrte man uns in einen Raum in der dem Lagereingang am nächsten liegenden Baracke, die, auf Pfählen gebaut, als Lagerlazarett diente. In diesem Raum gab es Pritschen primitivster Art, sonst nichts. Die drei Tagesmahlzeiten brachte uns ein deutscher Soldat, der im Lazarett Pflegerdienste leistete – selbstverständlich bewacht durch einen russischen Soldaten, der jeden Verständigungsversuch unterband. Tagsüber durften wir uns nur in der unmittelbaren Umgebung der Baracke aufhalten, der Umgang mit den übrigen Lagerinsassen war verboten.

Da sass ich nun mit meinen damals noch bedeutsamen Habseligkeiten, die aus einem Rucksack, meinem Uniformmantel und einem Pelzfussack bestanden, an einem vorläufigen Zielpunkt angekommen, weit östlich von Moskau. Ich ahnte nicht, dass der eigentliche Leidensweg erst beginnen sollte, und ich frage mich auch heute noch zuweilen, ob ich ihn körperlich und seelisch durchgehalten hätte, wenn ich gewusst hätte, dass noch mehr als zehn Jahre hinter Stacheldraht vor mir lagen.

Nach einer gewissen Zeit mussten wir in die einzige von kriegsgefangenen Offizieren bewohnte Baracke einziehen. Sie bestand gleichfalls aus Holz und war zur Hälfte in die Erde hineingebaut, so dass durch die niedrigen Fensteröffnungen nur wenig Tageslicht eindringen konnte. Im Mittelteil des langgestreckten Innenraumes standen Holzpritschen, entlang der Barackenwände waren Brettergänge gelegt, die auf dem Sandboden auflagen. Die Reihe dieser Liegestätten war dreimal durch Quergänge unterbrochen, in denen sich schmale Bänke und einfache Holzbretter als Tische zur Einnahme der Mahlzeiten befanden. Ausserdem gab es drei Kanonenöfen und selbstgefertigte Petroleumfunzeln, die jedoch häufig aus Mangel an Petroleum nicht verwendet werden konnten und dann durch Kienspäne ersetzt wurden. Die Baracke wurde von zwölf deutschen,

zehn italienischen, zwanzig ungarischen und vier rumänischen Offizieren bewohnt. Im Lager waren weiters in einer gesonderten Baracke etwa hundert deutsche Soldaten untergebracht, die im Sommer in der Landwirtschaft arbeiten mussten. Unsere Gastgeber bezeichneten das Lager als «Regimelager», d.h. es war besonders scharfen Bewachungsbestimmungen unterworfen. Die Fenster waren verdrahtet, nachts wurden wir eingeschlossen, ausserdem wurde uns bekanntgegeben, dass ein Briefverkehr mit der Heimat nicht stattfinden würde. Das Lager hatte zuvor finnische Kriegsgefangene beherbergt, und man hörte, dass von diesen die Mehrzahl auch hier ihre ewige Ruhestätte gefunden hätte. Es führte die Bezeichnung Lager Nr. 7125 und lag in einer kleinen Autonomen Sowjetrepublik, der Republik der finno-ugrischen Mari.

Zur Vervollständigung des Lagerbildes muss erwähnt werden, dass es auch eine grosse Küchenbaracke gab, weiters eine «Banja», in der das wöchentliche Reinigungsritual mit warmem Wasser und das Rasieren stattfanden, schliesslich eine Klubbaracke mit der Miniatur-Lagerbibliothek, dem Leseraum und dem Untersuchungsraum für ambulante Behandlungen, und nicht zuletzt fand sich auch ein Karzer, vom Lager selbst durch einen doppelten Stacheldrahtzaun abgesperrt, den ich mehr als hundert Tage selbst bewohnen durfte. Beinahe hätte ich die Tischler- und die Mechanikerwerkstatt vergessen, wo einige unserer Soldaten zusammen mit Italienern arbeiteten.

Die deutschen Offiziere waren alle Stalingrad-Gefangene und kamen aus dem berühmten Lager Jelabuga, aus dem dortigen Strafblock, dem sogenannten Block VI, dem angehört zu haben jedem ehemaligen Kriegsgefangenen zur Ehre gereicht. Ausnahmen waren der Oberstabsarzt Dr. Wunder, ein Hauptmann Fuchs und ein Kriegsverwaltungsrat Zweck, die sich zum «Nationalkomitee Freies Deutschland» bekannten, während alle anderen ihren früheren Überzeugungen treu geblieben waren.

Die Italiener bildeten eine in sich geschlossene Gruppe, bewiesen ausserordentliches Nationalbewusstsein und stritten sich nie. Eine starke Klammer bildete ihre Religiosität, die durch einen kleinen Jesuitenpater, Don Brevi, bei jeder Gelegenheit gestärkt wurde. Dieser Geistliche war ein Muster an Anspruchslosigkeit und Hilfsbereitschaft; er hat viel Gutes getan.

Die ungarischen Offiziere waren untereinander nicht so einheitlich, es gab unter ihnen einige, die mit den Russen sympathisierten und sich als Spitzel gebrauchen liessen. Es gab aber auch unter ihnen viele vorbildliche Kameraden, standhaft in ihrer Haltung, kompromisslos gegenüber den Russen und sehr deutschfreundlich.

Unter den wenigen Rumänen fand man unterschiedliche Auffassungen; mit einem von ihnen, dem Rittmeister des Kavallerieregiments der Königin, Parvu, verband mich aufrichtige Freundschaft.

Gute Kameradschaft bewiesen mir von jener Zeit an mehrere Jahre hindurch Feldwebel König, Elektromeister aus Emden, ein zuverlässiger echter Ostfrieese,

und Unteroffizier Eduard Holling, Bauernsohn aus dem Münsterland, ein harter Westfale. Aber auch fast alle anderen deutschen Soldaten zeigten den ehemaligen Vorgesetzten gegenüber unverändert die frühere Haltung. So meldete sich z.B. bei mir der Küchenunteroffizier Suchitsch vom Artillerieregiment 96, das – wie das von mir geführte Regiment 134 — zur 44. Infanteriedivision gehörte. Ich kannte ihn begrifflicher Weise von früher her nicht, aber er kannte mich aus dem Russlandkrieg und wusste mir viele Einzelheiten zu erzählen, die ihm nur aus der engen Zusammenarbeit meines Regiments mit seiner Artillerieabteilung bekannt sein konnten. Im Lager fungierte er als Führer der Arbeitskompanie, die aus Soldaten und Unteroffizieren aller Dienstgrade der Wehrmacht bestand. Mir gegenüber war er betont höflich und brachte mir zuweilen von der Aussenarbeit Feldfrüchte mit. Auch seinen Kameraden in der Arbeitskompanie gegenüber soll er sich sehr anständig und keineswegs antreiberisch verhalten haben. Ich werde ihn später noch zu erwähnen haben.

Als besonders aufrechte Männer möchte ich Oberstarzt Dr. Spiegelberg und die Oberstabsärzte Dr. Manitz und Dr. Dölller nicht unerwähnt lassen. Von der Kameradschaft und Einsatzbereitschaft des letzteren muss ich bereits an dieser Stelle berichten, auch wenn sich das Ganze erst 1946 abspielte.

Manitz und Dölller, beide anerkannt tüchtige Chirurgen, hatten eine Zeitlang im Lagerlazarett die Kranken betreuen dürfen. Die russische Lagerleitung hatte sie aber wegen ihrer Haltung dieser Aufgabe enthoben und den «zuverlässigen» Dr. Wunder sowie einen österreichischen Arzt eingeteilt. Eines Tages war nun ein deutscher Kriegsgefangener mit einer sehr gefährlichen Entzündung in das Lazarett eingeliefert worden, der nach Dölllers Überzeugung falsch behandelt wurde. Nach dem, was er über den Verlauf der Krankheit und die Behandlungsweise erfahren hatte, konnte der Kranke nur durch einen chirurgischen Eingriff gerettet werden. Er drang jedoch weder bei der russischen Ärztin des Lagers noch bei seinem österreichischen Kollegen mit seiner Diagnose durch, dieser hatte auch nicht den Mut, der Ärztin zu widersprechen. Daraufhin trat Dölller in den Hungerstreik. Sein entschlossenes Handeln verfehlte die Wirkung nicht: Die Ärztin stimmte der notwendigen Operation zu, und der Patient, ein deutscher Unteroffizier, genas bald. Seine Dankbarkeit dem Mann gegenüber, dem er sein Leben zu verdanken hatte, war ebenso verständlich wie die Achtung, die dem Oberstabsarzt von allen Kameraden gezollt wurde. Er verdiente sie auch generell durch seine Haltung und seine Gesinnung.

Im Grossen und Ganzen war das «Klima» im Lager im ersten Sommer, also im Jahre 1945, erträglich, wenn man von den kleinen Reibereien absieht, die nun einmal in einer solchen Lage und bei dem Nebeneinander verschiedener Nationalitäten unvermeidlich erscheinen. Ich hatte mich sehr bald zu der italienischen Gruppe gesellt, ohne den Kontakt zu meinen deutschen Kameraden zu vernach-

lässigen. Ich lernte Italienisch und betrieb ausserdem mit einem ungarischen Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Baron Szato, englische und französische Konversation. In der warmen Jahreszeit konnte man sich tagsüber ausserhalb der Unterkunft in dem geräumigen Areal des Lagers aufhalten, eine Wohltat gegenüber dem Zusammengepferchtsein in der Baracke, besonders in Anbetracht der Tatsache, dass die Arbeitskompanie irgendwo draussen arbeitete und wir dann nur etwa 50 Mann im gesamten Lagerkomplex waren. Man konnte sich aus dem Weg gehen oder Gespräche führen, die nicht gleich allgemein zur Kenntnis genommen wurden.

Besonders gut war das Kameradschaftsverhältnis mit einigen jüngeren Offizieren – den Leutnanten Winkler, Sandberg und dem SS-Untersturmführer Nielsen, denen sich später noch Leutnant Eberhard zugesellte, der sich leider als Spitzel von den Russen gebrauchen liess – und mit den Italienern, unter denen sich charakterlich herausragende Männer befanden: so die Majore Russo, Massa und Zigiotti, der lange Kapitän Magnani, der aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit in Afrika «Kamelreiter» genannt wurde, die Leutnante Joli, Pennisi und Emmet, nicht zuletzt der Arzt Dr. Reginato. Den Pater Brevi erwähnte ich bereits.

So vergingen Sommer und Frühherbst ohne unangenehme Sensationen. Im November allerdings gab es für uns Deutsche ein deprimierendes Erlebnis. Die alliierten Siegermächte hatten beschlossen, dass die deutschen Soldaten alle Rangabzeichen und Orden abzulegen hätten, natürlich auch die Hoheitsembleme. Wir konnten zunächst nicht begreifen, dass sich Engländer, Franzosen und Amerikaner zu einer solchen entehrenden Bestimmung entschlossen haben sollten, und glaubten nur an eine böse List der Russen. Leider war es anders: Wir sollten die Orden abgeben! Ich hatte meine bis zu jenem Tag durch alle Filzungen hindurchgeschleust, besonders auch das Eiserne Kreuz I. Klasse aus dem Ersten Weltkrieg, das ich im Jahre 1917 aus der Hand von Kaiser Wilhelm II. in der Kathedrale zu Valenciennes – im Anschluss an einen feierlichen Gottesdienst und eine eindrucksvolle Ansprache des Monarchen – erhalten hatte. Mit der Mehrzahl der Offiziere entschloss ich mich, die Orden in unserem Barackenofen zu verbrennen. Dem Oberstabsarzt Dr. Wunder blieb der Entschluss zu einem bemerkenswerten Kompromiss vorbehalten: er verbrannte einen Teil seiner Auszeichnungen, den anderen lieferte er den Gastgeber aus.

Die Soldaten und Offiziere der anderen Nationen behielten ihre Auszeichnungen und Rangabzeichen. Bei den Deutschen mussten wir leider später feststellen, dass so mancher mit seinen Rangabzeichen auch gleichzeitig seinen Charakter abgegeben hatte.

Es kam das Weihnachtsfest. Ohne Nachrichten aus der Heimat, ohne Verbindung mit den Familienangehörigen, von denen wir nicht wussten, ob sie noch am Leben waren. Wir bereiteten eine gemeinsame Feier vor. Da wir im Winter täglich zur Beschaffung des notwendigen Brennmaterials in den das Lager um-

gebenden Wald befohlen wurden, war die Beschaffung des Weihnachtsbaumes kein Problem. Das Holzkommando war übrigens keine Erholungstour: Es ging durch knietiefen Schnee, bei eisiger Kälte ohne Winterbekleidung, der vorderste Mann musste eine Spur ausstapfen, und wir mussten die schweren Stämme mit primitiven Schlitten im Mannschaftszug, besser gesagt Offizierszug – jeder eine eiskalte Drahtschlaufe über der Schulter –, durch den tiefen Schnee über den Urwaldboden ziehen. Die Deichsel des Schlittens, der unserer Baracke zugeteilt war, führte der baumlange Capitano Magnani, der «Kamelreiter», der nun den Beinamen «timoniere», Deichselferd, erhielt.

Die Italiener kannten den Weihnachtsbaum nicht, sie bauten eine Krippe, «presepio» genannt. Diese bestand nicht nur aus dem Stall von Bethlehem mit Geburtsszenerie, sondern auch aus einer grossangelegten Landschaft ringsum. Sie war eine Gemeinschaftsleistung von Italienern, Ungarn und von mir. Die Italiener hatten zunächst eine Landschaft aus Lehm, Sand und Moos usw. zusammengebaut, mit einem Berg, gekrönt von einem römischen Kastell, die Ungarn hatten die Hirten auf dem Feld, die Schäfchen und einen süssen kleinen Jesusknaben aus Holz geschnitzt, es fehlten nur noch Maria, Joseph und die drei Weisen aus dem Morgenland, weiters Ochse, Esel und Kamel. Einer der Italiener meinte, ich müsste diese Gestalten herstellen können, woraufhin ich mir Ton besorgte und mich an die Arbeit machte. Und siehe da, es gelang mir wider Erwarten gut. Zwar hatte ich schon früher einigermaßen gut zeichnen können und auch gelegentlich mit meinen Kindern aus Plastilin Figuren geformt, aber so gut wie diesmal war mir noch nichts gelungen. Die gesamte Krippe war beinahe ein künstlerisches Werk, mit den einfachsten Mitteln hergestellt. Der italienische Pater Brevi weihte die Krippe nach Fertigstellung und legte dabei die kleine Jesusfigur in das mit Stroh gefüllte holzgeschnitzte Futterkrippengestell.

Die Weihnachtsfeier selbst war in unserer nur durch Kienspäne erleuchteten Baracke ein besonderes Erlebnis. Als Dienstältester hielt ich eine Ansprache, dann sangen wir unsere deutschen Weihnachtslieder unter dem Weihnachtsbaum, während sich die Italiener zu einer würdigen Andacht um ihr «presepio» versammelten. Draussen blies ein eisiger Wind, die Sterne am klaren Himmel erschienen besonders hell und glitzernd, und wir sassen drinnen, eingeschlossen, um die kleinen Kanonenöfchen geschart, mit den Gedanken weit fort, mit unseren Erinnerungen bei den Heiligen Abenden der Friedensjahre, gerührt vom Zauber der weihnachtlichen Stimmung auch hier in der Abgeschiedenheit des russischen Urwaldes.

Der harte russische Winter zwang uns, auch tagsüber in unserer ärmlichen Erdbaracke zu bleiben, wo wir – dicht um die wenigen Wärmespender gedrängt und bei Kienspanbeleuchtung – die langen dunklen Tage mit Unterhaltungen und Kartenspielen zu überwinden suchten. In jener Zeit stellte der Sonderführer

Wilde v. Wildemann einen Chor auf. Er hatte Musik studiert und erwies sich als ein geschickter Pädagoge. Aus dem Gedächtnis schrieb er die Noten für einen mehrstimmigen Männerchor nieder, hauptsächlich unsere schönen Volkslieder. Besonders eindrucksvoll ist in meiner Erinnerung das Lied «Der Mond ist aufgegangen» von Matthias Claudius geblieben, in einer Vertonung, die ich seither nicht mehr gehört habe. Der Gesang klingt mir noch heute im Ohr, er erinnert mich an den dürrig beleuchteten Raum mit den dunklen Schatten der beisamensitzenden Schicksalsgenossen, kurz erhellt durch aufflackernde Lichtblitze aus den ständig mit Kienholz versorgten Ofenlöchern.

Frische Luft atmeten wir nur, wenn wir unser Brennholz aus dem Wald holen mussten. Zum Spaziergehen hatte infolge mangelnder Bekleidung niemand Lust. Den Abort suchte man in olympiareifer Mindestzeit auf, was aber auch mit Schwierigkeiten verbunden war, da sich aufgrund der Eisbildung in den Gruben Stalagmiten gebildet hatten.

Der Winter ist in Russland ein hygienefördernder Faktor, und er hat auch seine schönen Seiten: die herrliche Wintersonne, die den Schnee an klaren Frosttagen zum Glitzern bringt, und das Nordlicht in den sternklaren Nächten.

Der Frühling befreite uns wieder aus unserer Barackengruft. Er brachte uns jedoch auch eine grundlegende Veränderung des Lagerdaseins, denn eines Tages erschienen mehrere grosse Transporte mit deutschen, rumänischen und ungarischen Offizieren. Das ruhige Lagerleben wich nun einer befohlenen Betriebsamkeit, und viele Spannungen entstanden, die bei mehreren hundert Menschen nicht ausbleiben können, zumal in einer solchen Notstandslage.

Zweierlei war dafür in der Hauptsache ausschlaggebend: erstens die Tatsache, dass alle Offiziere bis zum Dienstgrad Hauptmann zur Arbeit verpflichtet wurden, zweitens, dass viele von den Neuangekommenen, sowohl Deutsche als auch Ungarn und Rumänen, mit den Gastgebern offen und in zumeist unwürdiger Weise sympathisierten. Es wurde von den letzteren viel in Antifaschismus gemacht. Natürlich fanden sich auch viele Stabsoffiziere, besonders im deutschen Kontingent, ohne Zwang zur Arbeit bereit.

Ich selbst war durch die Lagerleitung schon einige Zeit zuvor von meiner Aufgabe als Lagerältester entbunden worden, aufgrund meiner oft oppositionellen Haltung und meines Eintretens für unsere ohnehin sehr bescheidenen Wünsche an die Gastgeber. Sehr schnell hatte sich ein Oberst gefunden, der seiner Aufgabe als Gefangenenaufseher und Arbeitsantreiber im Sinne der sowjetischen Auftraggeber vorbildlich gerecht wurde. Nie werde ich vergessen, wie dieser Herr, wenn er von der Wache gerufen wurde, dem Befehl im Laufschrift Folge leistete. Sein Verhalten – und auch das verschiedener anderer Offiziere – war beschämend.

Der zahlenmäßig starken Ungarngruppe war von der sowjetischen Leitung ein Oberst Rakosy übergeordnet worden, der sich zusammen mit seinem Adjutanten, einem Oberleutnant, als absolut kommunistisch eingestellt zeigte. Reibungen blieben daher nicht aus. Die Mehrzahl der älteren Ungarn stand noch in der Tradition der k. u. k. Monarchie; sie hielten Ideale und Auffassungen aus jener Zeit ebenso hoch wie die Umgangsformen der von ihnen immer wieder beschworenen Ära. Namentlich in Erinnerung geblieben ist mir Oberstleutnant v. Haschliniski, ehemals Kommandant der berittenen Leibgarde des Reichsverwesers Admiral Horthy und Leiter der Spanischen Reitschule in Budapest. Auch unter den jüngeren Ungarn gab es sehr patriotisch gesinnte Männer, die zu keinem Kompromiss mit den Russen bereit waren. Ähnlich war es bei den Rumänen. Unter ihnen lernte ich hervorragende Kameraden kennen, aber die Mehrzahl war doch eher labil.

Es gab also immer wieder Aufregungen der verschiedensten Art. Oft haperte es an der Verpflegung. Die Funktionäre in der Küche z.B. bedachten sich selbst und ihre Kumpane ausreichend, und besonders die russischen Lagerorgane waren keineswegs kleinlich. Die Defizite wurden immer glänzend vertuscht, was einige Deutsche im Dienst der Russen sehr geschickt verstanden, und wenn eine der berühmten Kommissionen erschien, war natürlich alles in bester Ordnung. In dieser Hinsicht hatte sich seit der Zarenzeit wohl nichts geändert. Ich erinnerte mich hierbei an meine Gymnasialschulzeit, als einer unserer Professoren im Naturkundeunterricht von der Forschungsreise eines Gelehrten nach Russland erzählte: Diesem war bei seinen Entdeckungsfahrten ein Soldatenkommando mit einem Offizier beigegeben. Letzterer verhielt sich aber so passiv, dass der Forscher sein Vorhaben in Frage gestellt sah. In dieser Lage riet ihm einer seiner Begleiter, dem Offizier doch täglich ein «Bakschisch» zu geben. Er wies ein solches Ansinnen zunächst mit dem Hinweis zurück, dass es sich doch um einen Offizier handle. Dann tat er es aber doch, und siehe da, der Leutnant war wie ausgewechselt und unterstützte ihn nun in jeder Weise. – Man kann für die russischen Verhältnisse den schönen Ausspruch prägen: *Corruptio sine qua non!*

Das Beschämendste bei solchen Manipulationen war die Beteiligung Deutscher zum Nachteil ihrer Kameraden. Doch auch bei anderen Tätigkeiten taten sich diese Handlanger der Russen hervor:

Im Lager wurden beispielsweise Bretter durch eine Arbeitsweise hergestellt, die, so glaube ich, auf der ganzen Welt längst nicht mehr üblich war. Auf einem Gerüst lag ein Baumstamm horizontal verkeilt. Oben auf der Plattform und darunter auf dem Boden stand je ein Kriegsgefangener, und mit einer langen Säge, vertikal an die Schnittflächen angesetzt, musste der Baum der Länge nach zu Brettern zerschnitten werden. Natürlich war eine Norm festgesetzt, wie bei allen Arbeitsvorgängen in der Arbeiter-und-Bauern-Republic. So standen die Männer, die dazu kommandiert waren, mit nacktem Oberkörper den ganzen Tag über in

der unerbittlichen Sonne an der sogenannten Todessäge, kontrolliert von ihren Landsleuten. Oder: Die Holzkommandos transportierten die im Wald gefällten Bäume ins Lager. Mehrere lange Stämme wurden auf einem niedrigen Karren im Mannschaftszug durch den tiefen Sand gezogen, die Zugseile waren den Gefangenen über die nackten Schultern gelegt, und angefeuert wurden sie durch die deutschen Funktionäre mit: «Hau Ruck!»

Wer will mir bei diesen Zuständen verübeln, dass ich mich bei jeder Gelegenheit gegen diese Elemente gestellt habe, die mit ihren Schicksalsgenossen Schindluder trieben und sich für die Sowjets als gefügte Antreiber gebrauchen liessen? Und dann noch hören zu müssen, wie solche Herren in kleinen Gruppen oder auch in Versammlungen das Sowjetparadies als das höchste Ziel priesen – wie das z.B. der damalige Leutnant Mylo v. Schweinichen tat, der mich dann auch noch bei den Russen anschwärzte!

Der Sommer 1946 war voller Spannungen. Über die Ereignisse in der Welt erfuhren wir durch die «Prawda», sie lieferte den Hauptgesprächsstoff für lebhaft Diskussionen über die «Kriegsverbrecherprozesse» und die politische Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone. Es bildeten sich mehrere Gesinnungsgrüppchen. Ich selbst stand nicht an, meine Meinung über den Nürnberger Prozess zu sagen, woraufhin der bereits erwähnte Luftwaffenleutnant Eberhard eiligst den Russen berichtete, ich hätte zu einem Hungerstreik im Lager aufgerufen. So wurde ich denn wieder einmal vor den Kommandanten zitiert und für einige Tage in den Karzer gesperrt.

Dieser Karzer befand sich in einer Ecke des grossen Lagerareals, in unmittelbarer Nähe des dort stehenden Wachturms, durch doppelten Stacheldraht und Palisaden abgesichert. Es war ein ebenerdiges Holzhaus mit kleinen verblendeten und stacheldrahtgesicherten Fenstern. Im Inneren gab es einen kleinen rechteckigen Vorraum mit einem Kanonenofen sowie einen Gang, von dem man durch stabile Türen in mehrere schmale Zellen gelangte. In diesen befanden sich einfache Holzpritschen, die auf dem gewachsenen Boden standen, sonst nichts.

Der Aufenthalt hier war keineswegs erstrebenswert, er war ja auch nicht umsonst als eine empfindliche Strafe gedacht. Sehr schlimm war es im Winter, wenn nur wenig Sonnenlicht durch die spärlichen Fensteröffnungen drang, besonders wenn man allein in diesem finsternen Bau war. Ich habe mehr als hundert Tage in diesem Karzer zugebracht, wenn ich die Wochen als Untersuchungsgefangener vor der Anklageerhebung gegen mich wegen Kriegsverbrechen dazurechne. Glücklicherweise war ich jedoch nicht häufig allein, man konnte sich dann von Zelle zu Zelle unterhalten. Natürlich musste man in solchen Fällen vorsichtig sein, denn unsere liebenswerten Gastgeber schickten gerne für begrenzte Zeit Spitzel in die Klausur. Manche Unterhaltungen sind mir noch lebhaft in Erinnerung geblieben, so z.B. ein sich über mehrere Tage erstreckender Vor-

trag eines Landwirts über sein Arbeitsgebiet und die Schafzucht oder aber auch die Ratespiele – heute Quiz genannt –, eine gute Gehirnmassage.

Die Vernehmungen, die der Verurteilung zu einer Karzerstrafe vorausgingen, wurden von dem russischen Lagerkommandanten, Oberstleutnant Ziganow, und seinem volksdeutschen Dolmetscher mit unverhohlenem Hass und in zynischer Weise geführt. Beide versuchten bei jeder Gelegenheit, mir eins auszuwischen. Eines Tages erschien der Herr Lagerkommandant mit seinem Dolmetscher in meiner Barackenecke und sprach mich mit folgenden deutschen Worten an: «Herr Oberst Tribukeit lässt grüssen!» Oberst Tribukeit, Inhaber des Ritterkreuzes, war im Krieg u.a. in Jugoslawien im Einsatz gewesen, und man hatte ihn etwa ein Vierteljahr zuvor aus unserem Lager dorthin ausgeliefert, wie bekannt geworden war. Ziganow liess mir sodann durch den Dolmetscher einen Zeitungsausschnitt vorlesen, demzufolge Tribukeit von einem jugoslawischen Gericht zum Tod durch den Strang verurteilt und hingerichtet worden war. Mit höhnischen Gesichtern beobachteten mich die beiden. Vielleicht hatten sie sich eine starke Wirkung auf mich versprochen. Ich muss sie enttäuscht haben.

Sicherlich hatte meine sture Haltung die Gefängniswärter oft veranlasst, mich als ihren besonderen Feind anzusehen, und sicherlich war in meinen Begleitakten aus Moskau eine ausführliche Darstellung meines bisherigen Verhaltens und meiner «Gefährlichkeit» enthalten. Während meiner langen Jahre in Russland wurden oft Spitzel auf mich angesetzt; in der ersten Zeit kümmerte mich das nicht viel, später wurde ich jedoch vorsichtiger.

In jener Zeit ereigneten sich auch zahlreiche Übergriffe und Gewalttätigkeiten durch die Bewacher, die mir in den Einzelheiten nicht mehr erinnerlich sind. Ich weiss nur noch, dass anlässlich eines Holzkommandos italienische Offiziere grundlos geschlagen wurden und eine Gegenwehr nur durch die Besonnenheit des italienischen Majors Massa verhindert werden konnte. Ein andermal wurde ein deutscher Kriegsgefangener ausserhalb des Lagers von einem russischen Posten «aus Versehen» erschossen.

Allmählich begannen sich die Spannungen unter den Lagerinsassen zu legen, da man sich zunehmend aus dem Weg ging. Ich machte mich daran, nach meinen kleinen Erfolgen mit Tonfiguren, nunmehr zu Holzschnitzereien überzugehen. Holz, dieser herrliche Werkstoff, war ja in jeder Menge vorhanden, Messer zum Schnitzen – natürlich sehr primitive – fertigten einige Kameraden in der Lagerwerkstatt aus starken Nägeln an, später auch aus defekten Stahlfedern von LKWs, die im Lager abgestellt waren, oder aus sonstigem Material. Ich begann mit einigen Reliefs aus Birken- und Lindenholz, ging dann aber auf Figuren über.

Leider konnte ich diese bei meinem Abtransport aus jenem Lager nicht mitnehmen, einige wenige Exemplare schenkte ich Kameraden aus Österreich, die

sie nach ihrer Entlassung in die Heimat im Jahre 1948 an meine Familie schicken.

Wahre Künstler auf diesem Gebiet waren einige ungarische Offiziere, die phantastische Schnitzereien schufen, allerdings meist Gebrauchsgegenstände. Es entstanden auch sonst erstaunliche Dinge. Ein deutscher Arzt betätigte sich als Geigenbauer. Als Saiten dienten Stahlsaiten aus irgendwo besorgten Drahtseilen. Die Ungarn bauten sogar ein für eine Zigeunerkapelle unerlässliches Zymbal, das hervorragend klang und meisterlich gespielt wurde. Auch in den Lagern, in denen ich mich später aufhielt, wurden mit den primitivsten Mitteln Gegenstände geschaffen, die die sowjetischen Gastgeber bewundernd bestaunten. Sie sagten schliesslich, die Deutschen könnten alles. Nun, es waren nicht nur die Deutschen.

Der Winter 1946/47 verging in unserer Abgeschiedenheit weiterhin ohne Verbindung mit der Heimat. Die Lagerverwaltung sorgte für Veränderung: wir wurden wieder einmal verlegt, diesmal alle Stabsoffiziere – ohne Unterschied der Nationen – in eine gesonderte Erdbaracke. Der Russe wollte mit solchen Massnahmen, die er unter anderen Verhältnissen im grossen Massstab vorzunehmen beliebte, der Bildung von Cliques vorbeugen, sie zumindest erschweren, soweit das möglich war. Das Misstrauen war nicht ohne Grund, häufiger Wechsel und der Einsatz von Spitzeln waren seine Gegenmassnahmen.

Wir haben uns im Allgemeinen in der Gemeinschaft der meist älteren Offiziere recht gut verstanden, wenngleich es naturgemäss zu Meinungsverschiedenheiten grundsätzlicher Art und zu Disputen kam.

Im Frühjahr 1947 verliessen die Italiener das Lager, es hiess, sie würden «repatriert», wie man so schön sagte. Der Abschied war sehr herzlich. Wie ich nach meiner Heimkehr erfahren habe, wurde diese Gruppe erst im Jahre 1954 in ihre Heimat zurückgeschickt, obwohl Italien nach seinem Ausscheiden aus dem Krieg von den Sowjets als Bundesgenosse bezeichnet wurde.

Nicht viel später, es war im Mai 1947, erschien der volksdeutsche Dolmetscher des Lagers – ich schnitzte gerade an einer Holzfigur – und sah mir eine Weile schweigend zu. Ich liess mich nicht stören, muss aber gestehen, dass mich ein ungutes Gefühl überkam. Plötzlich sagte er: «Packen Sie Ihre Sachen, Sie kommen fort!» Da war also der Paukenschlag! Ich suchte meine Habseligkeiten zusammen, konnte aber nicht alle meiner zahlreichen Schnitzwerke mitnehmen und schenkte einige deshalb, wie erwähnt, Offizieren aus Österreich, mit denen ich freundschaftlichen Umgang hatte. Der Dolmetscher behielt mich gut im Auge und führte mich, ohne mir Gelegenheit zum Abschiednehmen zu geben, zum Lagerausgang und schliesslich in das Dienstzimmer des Wachhabenden. Hier wurden mein Gepäck und ich selbst durchsucht, meine letzten Holzplastiken wechselten den Besitzer, und nach stundenlangem Warten wurde ich schliesslich in dem mir längst vertrauten Karzer in einer besonders fest verschlossenen Zelle untergebracht.

Ich kann nicht behaupten, dass diese Veränderung positive Erwartungen in mir weckte. Am gleichen Tag wurde ich zur sogenannten Kommandantur geholt. Hier löste sich das Rätsel. Ein mir bisher unbekannter sowjetischer Oberleutnant liess mir durch den Dolmetscher eröffnen, dass ich, mannigfacher Kriegsverbrecher verdächtig, nunmehr Untersuchungsgefangener sei und auf die gestellten Fragen zu antworten hätte. Wie ich erwarten konnte, bildete mein bereits mehrmals erwähntes Erinnerungsbüchlein mit seinen Schilderungen und Fotos die Grundlage für den Vorwurf kriegsverbrecherischer Handlungen. Talleyrand soll einmal gesagt haben: «Gib mir ein Stück Papier von deiner Hand, und ich bringe dich aufs Schafott!» An dieses Wort musste ich mich bei den nun beginnenden Vernehmungen immer wieder erinnern, die im Beisein von Ziganow und einem sehr üblen Wachoffizier, der mich schon häufig schikaniert hatte, stattfanden. Die erstaunliche Phantasie des Vernehmenden las jedenfalls die absurdesten Dinge aus den Fotos heraus, um mir Grausamkeiten und überhaupt verbrecherische Handlungen nachweisen zu können. Das gelang ihm natürlich nicht, es konnte ihm auch nicht gelingen. Aber es waren nicht gerade nervenstärkende Plauderstunden.

Im Laufe der Vernehmungen – es vergingen mehrere Wochen – gelang es mir, den volksdeutschen Dolmetscher wegen ungenauer Übersetzungen abzulehnen. Es erschien daraufhin ein kriegsgefangener Deutscher, der fliessend Russisch sprach und mir aus dem bisherigen Lagerdasein als ein sehr ordentlicher und patriotisch denkender Mann bekannt war. Er dolmetschte einwandfrei und half mir dadurch viel.

Neben meinem als Beweismittel geltenden Erinnerungsbuch traten bei den nächsten Vernehmungen Zeugen in Erscheinung. So wurde mir zunächst ein Angehöriger der 44. Infanteriedivision gegenübergestellt, der damalige Assistenzarzt Suchanek, den man aus einem anderen Lager herbeizitiert hatte. Dieser hatte als Bataillonsarzt im Regiment 132 den Russlandkrieg mitgemacht. Er machte u.a. die Aussage, im Juni 1941 sei sein Regiment in den ersten Tagen des Krieges durch eine Ortschaft gekommen, die von meinem Regiment im Kampf genommen worden war. In dieser seien viele Häuser zerstört gewesen, und es wären viele Leichen herumgelegen. Zu der Naivität einer solchen Aussage seitens eines akademisch gebildeten Mannes ist wohl jeder Kommentar unnötig. Aber es kam noch besser: Im Herbst 1941 hätte ich persönlich dem Batteriechef einer von meinem Regiment eroberten sowjetischen Batterie den Befehl gegeben, die Geschütze umzudrehen und auf seine Kameraden zu schiessen. Auf meine Gegenfrage, woher seine Kenntnis stamme, da er doch nicht Zeuge gewesen sein könne, antwortete Herr Suchanek, man habe ihm das erzählt!

Tatsache an diesem Sachverhalt war, dass eine meiner Kompanien, die dritte, beim Kampf um die Surowikino-Stellung eine feuernde sowjetische Batterie erobert hatte, wofür dem Kompaniechef, Oberleutnant Klaus Vormann, der leider später in Stalingrad fiel, das Ritterkreuz verliehen wurde.

Weiters hätte ich nach der Einnahme von Zwiahel – im Sommer 1941 – den Befehl zum Plündern der Stadt gegeben. Zwiahel wurde aber nicht im Kampf genommen, es lag im Vorfeld einer ausgebauten Stellung und war von den Einwohnern geräumt worden. Weder in dem Städtchen – mein Regiment kam nur durch den Nordteil – noch in den Baracken eines Soldatenlagers gab es Gegenstände, die des Plündern wert gewesen wären oder für unsere Bedürfnisse nach dem Kriegsrecht der Beschlagnahme hätten unterliegen können; mit kleinen Einschränkungen, ich «plünderte» ein zusammenlegbares Feldbett und einen russischen Kavalleriesäbel. Doch die Entnahme solcher Gegenstände, wie auch von Lebensmitteln oder für die Truppe notwendigen Dingen, fiel nicht unter den Begriff «Plündern».

Dr. Suchanek machte aber noch weitere Aussagen. Auf die Frage, ob er über andere Greueltaten meinerseits Auskunft geben könne, behauptete er, ich hätte in der Kesselschlacht von Kiew eine Anzahl Kommissare erschiessen lassen, einmal sogar mehrere hundert Gefangene. Auf meine entrüstete Gegenfrage, wie er solche Behauptungen aufstellen könne, hatte Herr Suchanek nur die schnöde Entgegnung, dass davon gesprochen worden sei.

Die leichtfertige Art, mit der er seine Aussagen, über deren Tragweite er sich als Kriegsgefangener der Sowjets sicherlich im Klaren war, tätigte, belegt den Geisteszustand und die menschliche Einstellung dieses Mannes, von der soldatischen gar nicht zu reden. Immerhin wurde er vom Feind über einen Kameraden ausgefragt. Oder hatte er mich damals schon nicht mehr als Kameraden, sondern als Feind betrachtet?

Stets unerforschlich werden die inneren Vorgänge bei weiteren deutschen Gefangenschaftskameraden für mich bleiben, die gegen mich auszusagen bereit waren. Es handelte sich um einige jüngere Offiziere, z.B. die Leutnante Eberhard und Mylo v. Schweinichen. Eberhard hatte bereits im Vorjahr, wie erwähnt, ausgesagt, dass ich im Lager gegen die Sowjets agitiert und versucht hätte, die Lagerinsassen als Demonstration gegen die Kriegsverbrecherprozesse zu einem Hungerstreik zu veranlassen; Herr v. Schweinichen denunzierte mich wegen angeblicher faschistischer Propaganda. Ob diese beiden Herren unter Druck gehandelt haben, entzieht sich meiner Kenntnis; sie haben jedoch für ihre Aussagen keine sichtbaren Belohnungen erhalten, ich weiss auch nicht, ob sie vorzeitig repatriiert wurden. Herr Dr. Suchanek hingegen erhielt eine gutdotierte Funktionsstellung im Küchenwesen.

Wichtig in meinem Verfahren waren noch zwei schriftliche Aussagen, die mir vorgelesen wurden. Die eine stammte angeblich von einer Russin aus dem Dorf Nesolon, wo ich im Juli 1941 ihren Ehemann erschossen haben sollte, die andere von dem bereits erwähnten Küchenunteroffizier des Artillerieregiments 96, Paul Suchitsch, der im Lager die Arbeitskompanie führte bzw. – richtiger gesagt – geführt hatte, wie wir gleich hören werden.

Seine Aussagen fussten immer in irgendeiner Weise auf tatsächlichen Begebenheiten, waren dann aber stets so dargestellt, dass sie gegen mich sprachen. Zum Beispiel: Am 22. Juni 1941, bei Feldzugsbeginn, war der Pionierzug meines Regiments zur Eroberung eines starken russischen Bunkers am Bug eingesetzt worden; es gelang jedoch erst nach mehreren Tagen, die Anlage zu nehmen und dabei einige Gefangene zu machen. Ich hätte nun daraufhin den Befehl gegeben, diese zu erschiessen. Alles stimmte – bis auf den Erschiessungsbefehl. Der Pionierzug konnte sich erst nach mehreren Tagen beim Regiment zurückmelden, das inzwischen einige Meilen ostwärts des Bug im Kampf stand, und die Gefangenen waren längst bei einer Gefangenenensammelstelle abgeliefert.

Ferner hätte ich bei den Kämpfen um Kiew einmal vier Kommissare und dann einige hundert Gefangene erschiessen lassen. Das gleiche hatte ja schon Dr. Suchanek ausgesagt. Tatsache war, dass mein Regiment in der Kiew-Schlacht etwa 7.000 Gefangene gemacht hatte, die stets in Gruppen, so wie sie anfielen, durch den Reiterzug oder andere Kommandos zu den Gefangenenensammelstellen zurückgebracht wurden. Erschiessungsbefehle sind von mir in keinem einzigen Fall ergangen.

Mir waren die in den Aussagen geschilderten Gegebenheiten gut in Erinnerung, und ich konnte sie in jedem Fall eindeutig widerlegen. Der Grund, warum mir der Zeuge Unteroffizier Suchitsch nicht gegenübergestellt werden konnte, war, wie ich schliesslich erfuhr, folgender: Suchitsch befand sich zu jener Zeit mit der Arbeitskompanie auf einer dem Lager nahe gelegenen Sowchose zu Feldarbeiten. Hierbei wurde er von einem Gewitter überrascht und suchte unter einem Baum Schutz, wo er durch einen Blitzschlag bei einer nicht näher zu erläuternden Tätigkeit ins Jenseits befördert wurde. Seine Aussagen mit seiner Unterschrift wurden mir zum Beweis vorgelegt – sie waren vielleicht echt, denn auffallend waren ja die Orts- und Situationsschilderungen.

Sein tragisches Ende wertete ich als Gottesurteil und empfand eine gewisse Befriedigung. Sollten die Aussagen gefälscht oder erzwungen worden sein, so bitte ich den Kameraden Suchitsch nachträglich um Vergebung.

Eine andere Nachricht erschien mir viel erfreulicher. Der Oberste Sowjet hatte gerade in jenen Tagen die Todesstrafe abgeschafft. Nach den damals mehrfach bekannt gewordenen Todesurteilen gegen deutsche Kriegsgefangene erwartete ich ohnehin nichts Gutes aufgrund meiner Anklage, jetzt konnte ich wenigstens annehmen, dass mir das Schlimmste erspart bliebe.

Diese Voruntersuchung war eine erhebliche Nervenbelastung, zumal ich damals ganz allein in dem dumpfen Karzer untergebracht war. Doch allen Bewachungsmassnahmen zum Trotz gelang es meinen Kameraden, mir bei der Essensausgabe von ihren Zucker- und Tabakrationen etwas einzuschmuggeln.

Auch diese Zeit ging schliesslich zu Ende. Eines Tages wurde mir eröffnet, dass ich abtransportiert würde. Streng bewacht, führte man mich durch das La-

ger zur Banja, der Badebaracke. Hier wurde ich unter Bewachung rasiert, das Haar wurde mir gestutzt, und dann konnte ich mich einer regelrechten Waschorgie hingeben. Die Kameraden in der Friseur- und Badestube liessen mir alles zukommen, was irgendwie in ihren Möglichkeiten lag. Auf meinem Rückweg durch das Lager zur Kommandantur riefen mir die Kameraden Abschiedsgrüsse zu, ich selbst durfte nicht sprechen. Zu meiner Überraschung fand ich in der Kommandantur einige Mitgefangene vor, die anscheinend mein Schicksal teilen sollten. Es waren dies der rumänische Rittmeister Parvu, der ungarische Hauptmann d. Res. Czekey sowie Hauptmann Witzel, Feldwebel König und Unteroffizier Holling. Witzel war mir aus meiner Zeit als Polizeioffizier in Wuppertal in den zwanziger Jahren bekannt, er war damals Wachtmeister in einer Hundertschaft.

DAS LAZARETT IN JOSCHKAR-OLA

Mit einem LKW wurden wir zur nächsten Bahnstation gebracht, und von dort führen wir mit der Eisenbahn in die Hauptstadt der Autonomen Sowjetrepublik der Mari, nach Joschkar-Ola. Auf dem Weg vom Bahnhof bis zum Gefängnis dieser Stadt, den wir bei grosser Hitze zu Fuss zurücklegen mussten, machte ich schlapp. Die mehrwöchige Untersuchungshaft hatte meinen Körper so geschwächt, dass ich nur mit Hilfe meiner Schicksalsgenossen das Gefängnisgebäude erreichte, wo man mich sofort in das Lazarett legte.

Dieses bestand aus einer langgestreckten Baracke, die mit der einen Längsseite an einen schmalen Hof grenzte, an dessen gegenüberliegender Seite das graue Gefängnisgebäude mit den kleinen vergitterten Fenstern stand. An der einen schmalen Seite des Hofes befand sich das Verwaltungsgebäude, an der anderen das Bad, die Küche und Wirtschaftsräume in einem eingeschossigen Holzbau. Die Lazarettbaracke beherbergte mehrere Behandlungsräume, ein Arztzimmer etc.; von einem langen Gang aus gelangte man in die einzelnen Zellen, in denen je zwei oder drei Betten standen. Weiters gab es einen sehr primitiven Abort.

Ich bewohnte eine Zelle am Ende des Ganges, die mit zwei Bettstellen versehen war, sonst aber kein Mobiliar aufwies. Das Fenster hatte eine Blende bis zur Höhe von drei Metern und war natürlich vergittert. Wenn ich auf das Fensterbrett stieg, konnte ich jenseits eines hohen Zaunes eine Strasse sehen.

All das stellte ich erst nach einigen Tagen fest, nachdem ich wieder etwas auf den Beinen war, denn ich hatte einen völligen Zusammenbruch erlitten.

Auf dem Gang vor den Zellen stand ein Posten, der des Öfteren durch ein Guckloch in der Tür kontrollierte. Ich durfte den Raum nur zum Aufsuchen des Aborts verlassen. Bei solchen Anlässen sah ich – infolge der guten Organisation – niemanden ausser der Wache. Den Stimmen nach zu urteilen, waren die anderen Zellen von Frauen bewohnt.

Die Tage verliefen zunächst ohne Besonderheiten; ich lag im Bett, die Ärztin kam täglich zur Visite, Mahlzeiten und Waschwasser wurden mir in die Zelle gebracht. Man kann sich vorstellen, dass diese Einzelhaft nicht gerade zuversichtliche Stimmung in mir weckte.

Als ich wieder aufstehen konnte, durfte ich täglich eine Viertelstunde in dem kleinen Hof umhergehen. Dabei sah ich nach langer Zeit wieder einmal mein Spiegelbild, und zwar in einer Fensterscheibe: Ein mageres Gesicht mit einem graumelierten Vollbart und bürstenartig kurz geschnittenem Kopfhaar sah mich an. Ich machte keinen vertrauenerweckenden Eindruck.

Bei einem dieser Spaziergänge hatte ich flüchtig eine Frau gesehen, auch eine Gefangene, die offensichtlich die Erlaubnis erhalten hatte, sich heisses Wasser zu holen, das in einem Kessel auf einer Fensterbank stand. Am nächsten Tag passierte das gleiche, nun aber trat diese Frau plötzlich an das Fenster und machte einige mir unverständliche Zeichen, sie zeigte mehrmals auf sich und dann auf mich und verschwand wieder in ihrer Zelle. Was hatte das zu bedeuten? Sollte es vielleicht mit meinem Prozess in Zusammenhang stehen? Aber ich hatte doch niemals Konflikte mit Zivilpersonen gehabt! In düsteren Gedanken ging ich in meinen Käfig zurück.

Plötzlich löste sich das Rätsel: Meine Zellentür öffnete sich, und der wachhabende Soldat liess die Frau zu mir herein. Die Tür schloss sich wieder, und wir waren allein. In fliessendem Deutsch begann sie sich vorzustellen und zu erzählen. Ihren Namen habe ich längst vergessen. Sie war als Deutsche mit einem Russen verheiratet gewesen, hatte zwei unmündige Kinder und war im Zuge der Rückführung Volksdeutscher vor dem Krieg aus der Sowjetunion in ihre alte Heimat, nach Pommern, zu ihren Verwandten zurückgekehrt. Bei der Besetzung durch die Rote Armee hatte man sie wieder in die Sowjetunion deportiert, ihr die Kinder weggenommen und sie selbst unter Anklage gestellt. Als sie nun durch den Posten erfahren hatte, dass ich Deutscher sei, war es ihr gelungen, ihn zu bewegen, uns zusammenzubringen. Ich konnte ihr kurz meine Lage darstellen. Sie versprach mir, mich wieder aufzusuchen, wenn der Posten wieder Dienst habe.

Sie kam nie mehr, und der freundliche Posten hatte auch nie wieder Dienst. Kurz darauf sah ich die Frau noch einmal, als ich auf dem Hof spazierenging und sie, aus dem Verwaltungsgebäude kommend, von einem Posten über den Hof zur Lazarettbaracke geführt wurde. Ich musste mich mit dem Gesicht zur Wand stellen; eine Verständigung war unmöglich gemacht.

Diese Begegnung und ein Begräbniszug mit Trauermarsch von Chopin, dessen Anblick ich über die vor meinem vergitterten Fenster angebrachte Blende hinweg nach einer akrobatischen Kletterleistung genoss, blieben die einzigen Sensationen in meinem wochenlangen Lazarett-dasein.

IM LAGER WOLSK AN DER WOLGA

Endlich war ich nach dem Urteil der Ärztin wieder gesund, um dem gewöhnlichen Häftlingsleben zugeführt zu werden. Ich rechnete damit, in das Stadtgefängnis verlegt zu werden, aber es kam wieder einmal ganz anders. Vor dem Tor stand ein LKW, auf dem sich meine guten Bekannten befanden, von denen ich bei meiner Einlieferung in das Lazarett getrennt worden war. Ich hatte mit allen ein freundschaftliches Verhältnis, mit Ausnahme von Witzel, gegen den ich eine Abneigung hatte – berechtigterweise, wie sich später erweisen sollte. Auch die anderen konnten ihn nicht leiden, er blieb für uns ein Aussenseiter.

Im Affentempo ging es zum Bahnhof, und wir bestiegen einen fahrplanmässigen Bummelzug, in dem wir in einem gewöhnlichen Waggon zwischen den Reisenden, von Schwebewaffneten eskortiert, Platz nehmen durften. Schliesslich stiegen zwei Ärzte zu, unter ihnen der mir aus dem letzten Lager gut bekannte Oberstabsarzt Dr. Döllner, natürlich auch bewacht, aber von nicht so schwer bewaffneten Posten. Auf der Fahrt konnten wir uns über mehrere Bänke hinweg unterhalten, indem wir so taten, als ob wir mit unseren Nebenmännern sprechen würden. So erfuhren wir, dass das Lager Nr. 7125 aufgelöst worden sei und sie selbst in ein anderes Lager unterwegs wären.

In der Stadt Wolsk angekommen, wurden wir getrennt, die Ärzte fuhren weiter, und wir landeten in einem grossen Kriegsgefangenenlager in unmittelbarer Nähe einer Fabrik, direkt am Ufer der Wolga. Es war eine Papierfabrik. Das Rohmaterial, riesige Baumstämme, wurde auf dem Strom herangeflösst und anschliessend in das Werk befördert, das die verschiedensten Papiersorten daraus herstellte. Die Insassen dieses Lagers mussten in dem Werk arbeiten.

Wir sechs erhielten Quartier im Karzer, einem Blockhaus neben dem Haupteingang, von einem hohen Stacheldraht umgeben. Dieses Häuschen hatte nur einen schmalen Vorraum, ausgestattet mit einer langen Bank und zwei Hockern sowie mit dem für unsere Klausur notwendigen Inventar, der berühmten Tonne. Von diesem Vorraum führten zwei Türen in die Zellen, dunkle Räume mit je einer durchgehenden Holzpritsche in Knie- und in Augenhöhe, die für jeweils drei Mann Platz boten. In den ersten Tagen wurde nur die Tür im Zaun verschlossen, und wir konnten im Freien sitzen oder um die Hütte herumgehen, um uns Bewegung zu verschaffen. Anfangs glaubten wir, es handle sich nur um eine bei Lagerwechsel übliche Quarantänezeit.

So erlebten wir in dieser partiellen Freiheit den Tagesablauf der arbeitenden Lagerbesatzung mit, für die es nur eine kurze Mittagspause und keinen Sonntag

gab. Eines Tages sahen wir sogar den Auszug einer grossen Anzahl Österreicher, die tatsächlich in die Heimat entlassen wurden.

Mit Bekannten aus früheren Lagern war uns eine Rufverbindung gelungen, die man bald unterbrach, und schliesslich wurden wir sogar tagüber in unserem Käferchen eingesperrt. Die Mahlzeiten wurden uns von einem deutschen Lagerfunktionär, einem Handwerksmeister aus Süddeutschland, hereingebracht, dessen übles Benehmen uns gegenüber von dem deutschen sogenannten Lagerältesten noch in den Schatten gestellt wurde, der uns wie Untertanen behandelte und duzte.

Mit der Zeit wurde die Klausur zwar gelockert, wir konnten uns wieder tagsüber ausserhalb unserer Hütte bewegen, aber eine Kontaktaufnahme mit den Lagerinsassen war nicht mehr möglich.

Die Zeit rann träge dahin, wir hatten keine Bücher und keine andere Möglichkeit, uns die Zeit zu vertreiben, als durch Erzählen. Jeder berichtete aus seinem Leben sowie aus Büchern, die er gelesen hatte. So kam der Winter heran, und es ereignete sich nichts. Da beschlossen Rittmeister Parvu und ich, in Hungerstreik zu treten, um gegen die dauernde Abtrennung von den Kameraden im Lager zu protestieren und den Grund dafür zu erfahren. Wir teilten unseren Entschluss dem Funktionär mit, dem die Sorge für den Karzer oblag, dem erwähnten deutschen Handwerksmeister, und gaben unsere Essensportionen zurück – sehr zum Ärger von Kamerad Witzel, der gar zu gerne daran partizipiert hätte.

Der Lagerälteste musste natürlich unseren Hungerstreik dem sowjetischen Kommandanten melden und kam selbst täglich, um sich zu überzeugen, dass wir wirklich keine Nahrung zu uns nahmen. Wir schütteten die Mahlzeiten, in der Hauptsache Suppe, vor seinen Augen weg. Von ihm aus, so meinte er freundlicherweise, könnten wir ruhig krepieren.

Sieben Tage lang hielten wir diesen Streik durch. Wir machten täglich noch unsere Runden um unser Häuschen, legten uns aber dann nachmittags eine Zeitlang auf die Pritschen. Wir überstanden diese Fastenkur sehr gut. Ich fühlte mich körperlich nicht weniger kräftig, geistig sogar beweglicher und aktiver. Allerdings tranken wir während unserer «Kur» den Tee, um keine Schädigung der Nieren zu bewirken.

Am achten Tag erschien ein General mit dem russischen Lagerkommandanten und dem deutschen Lagerältesten, der als Dolmetscher fungierte. Nach dem Grund unseres Streiks befragt, erklärte ich ihm unser Verlangen, wie die im Lager befindlichen Kameraden behandelt zu werden. Er versprach uns, dass wir in den nächsten Tagen in ein anderes Lager überführt würden, wenn wir die Protestaktion aufgäben. Ausserdem sollten wir zwar in unserem Häuschen bleiben, aber nachts nicht mehr eingesperrt werden. Das war nun nicht gerade ein überwältigendes Zugeständnis, doch glaubten wir, durch das Versprechen der Verlegung in ein anderes Lager unser Ziel erreicht zu haben. Daraufhin liess er uns Essen bringen. Der gute Parvu stürzte sich auf die lange entbehrte Suppe und den Tee, so dass er nach kurzer Zeit entsetzliche Schmerzen bekam. Er hatte sich

mit Flüssigkeit vollgepumpt und konnte sie auf natürliche Weise nicht wieder von sich geben. Wir alarmierten die Ambulanz, und das Wasser musste ihm mittels Katheter entzogen werden.

Bald darauf war das Weihnachtsfest des Jahres 1947. Es waren traurige Tage, Feiertage nur in der Erinnerung, in den Gedanken, die uns nun zwangsläufig kamen und nicht mehr losliessen; es gab verschämte Tränen. Wir hatten die Hoffnung nicht ganz fallengelassen. Ich weiss heute nicht mehr, aus welchem Grund wir auf eine baldige Heimkehr hofften, wenn bis zum Jahresende nach den Voruntersuchungen keine Anklage gegen uns erhoben worden sei. Dieser Zeitpunkt spielte in irgendeiner Weise für uns eine wichtige Rolle. Wir hofften, und jeder Tag, der keine Veränderung brachte, schien uns ein Geschenk des Himmels zu sein.

VERURTEILUNG ALS «KRIEGS- VERBRECHER» IN JOSCHKAR-OLA

Und dann platzte die Bombe! Kurz vor dem Jahreswechsel wurde ich mit meinen wenigen letzten Habseligkeiten auf die Wache geholt und gefilzt, wobei mir meine bis dahin liebevoll bewahrte Feldmütze, die mich in allen Gefechten und Schlachten «behütet» hatte, abgenommen wurde. Und wieder ging es mit der Lokalbahn zurück nach Joschkar-Ola, diesmal gleich in das Staatsgefängnis. Ich kam in eine grosse Zelle mit einer langen Pritsche unter zwei kleinen vergitterten Fensteröffnungen, in der einen Ecke gegenüber stand eine Bank und in der anderen der berühmte Kübel. Am gleichen Tag wurde ich für das Verbrecheralbum fotografiert, auch meine Fingerabdrücke nahm man mir ab.

Bereits in der folgenden Nacht wurde ich aus meiner Zelle geholt und, von zwei mit MPs bewaffneten NKWD-Soldaten mit Schäferhund geleitet, in ein grosses Gebäude gebracht, um dem Gericht vorgeführt zu werden. In einem Saal sah ich mich drei Richtern gegenüber, der sogenannten «Troika», einem gutaussehenden Oberstleutnant und zwei Leutnanten, die in die Szenerie eines Revolutionstribunals gepasst hätten. Ausserdem waren ein Dolmetscher und einige uniformierte Zuschauer anwesend, unter ihnen ein mir vom Sehen bekannter Wachoffizier aus dem letzten Lager. Nach der Feststellung der Personalien beantragte ich einen Verteidiger. Der Vorsitzende lehnte den Antrag ab. Dann begann die sehr eindeutige «Verhandlung». Als ich auf einige Anklagepunkte eingehen wollte, z.B. die Aussage jener Russin, deren Mann ich angeblich in Nesolon eigenhändig erschossen haben sollte, und eine Gegenüberstellung mit ihr vorschlug, wurde mir schnöde geantwortet: «In der Sowjetunion lügt man nicht!» Schliesslich kürzte der Oberstleutnant die Verhandlung dadurch ab, dass er mich aufforderte, auf folgende Fragen zu antworten:

- 1.) Haben Sie in Nesolon den Mann der Frau ... erschossen?
- 2.) Haben Sie in Rowno Bibliotheken plündern lassen?
- 3.) Haben Sie in der Kesselschlacht von Kiew russische Kriegsgefangene erschossen lassen?
- 4.) Haben Sie einen russischen Batteriechef gezwungen, die Geschütze umzudrehen und auf die eigenen Landsleute zu schiessen?

Ich antwortete auf alle Fragen mit einem klaren Nein.

«Dann zieht sich das Gericht zur Beratung zurück», sagte der Vorsitzende der Troika.

Man brachte mich in ein Nebenzimmer. Nach wenigen Minuten wurde ich wieder in den Saal geführt, das Gericht zog wieder ein, und der Oberstleutnant las das Urteil – einen vorbereiteten Schreibmaschinentext – vor. Der Dolmetscher übersetzte und legte mir das Dokument zur Unterschrift vor. Ich war damit der mir zur Last gelegten Kriegsverbrechen überführt und wurde zu 25 Jahren «Arbeits- und Besserungslager» verurteilt. Gegen dieses Straferkenntnis stand mir die Berufung an eine höhere Instanz zu, die ich naturgemäss beantragte. Damit war ich entlassen. Der erwähnte Wachoffizier machte ein hämisches Gesicht. Das Urteil war ein harter Schicksalsschlag, aber es drückte mich keineswegs zu Boden; ich hatte nämlich das Gefühl, dass mein Weg noch nicht zu Ende sei.

Man brachte mich in eine Interimszelle, in der schon einige meiner Bekannten sassen, Feldwebel König, Unteroffizier Holling, der ungarische Hauptmann Czekey und der rumänische Rittmeister Parvu. Schliesslich trat noch Hauptmann Witzel hinzu. Uns allen war er nicht nur, wie erwähnt, sehr unsympathisch, wir hatten auch in den letzten Tagen unseres gemeinsamen Aufenthalts im Lager Wolsk den Beweis dafür erhalten, dass Witzel – wie gut passte der Reim auf seinen Namen – sich als Spitzel hatte gebrauchen lassen. Meinen beiden Kameraden König und Holling war durch Zufall ein Zettel von Witzel in die Hände gefallen, mit dem Entwurf eines Berichtes an die russische Lagerkommandantur über das Verhalten von mir und meinen beiden deutschen Kameraden. In dem Bericht beschuldigte er mich fortwährender missfälliger Kritik an den Massnahmen unserer Gastgeber, der Stimmungsmache gegen das bolschewistische System, der Verherrlichung des unsrigen usw. Er bezeichnete mich als «Faschisten» und «Reaktionär» und meine beiden Kameraden als meine «Steigbügelhalter». Kommentar unnötig. Unsere Antipathie gegen Witzel hatte hierdurch nachträglich noch eine besondere Begründung erhalten. Nun war auch er zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt worden, und wir mussten in den folgenden Tagen die Zelle mit ihm teilen. «Wenn ich jetzt irgendwo eine offene Tür sehe, werde ich sie benutzen», sagte er. Wir schwiegen. Er hatte es ja schon versucht. Ohne Erfolg. Oder sollte er weiterhin als Spitzel eingesetzt werden? Ich habe ihn später nie mehr wiedergesehen.

Nach kurzer Zeit brachte man uns alle sechs in eine schmale Zelle am Ende eines langen Korridors, von dem aus Türen zu mehreren Zellen führten, die, den Stimmen nach zu urteilen, mit Frauen und Kindern belegt waren. Unser nunmehriges Tagesprogramm war sehr eintönig: Morgens Katzenwäsche in einem altertümlichen Waschraum mit angeschlossenem Abort; sodann Empfang der Morgensuppe; im Lauf des Tages zu unregelmässigen Zeiten Aufenthalt im Gefängnishof, d.h. Spaziergang in einem von hohen Palisaden umfriedeten Geviert geringen Ausmasses. Es war Winter, der Schnee lag hoch, und der Aufenthalt im Freien war trotz unseres Bedürfnisses nach Frischluft mangels warmer Klei-

dung nicht besonders beliebt. In unserer Zelle fühlten wir uns am wohlsten. Es war gelungen, in die Zellentür ein kleines Loch zu bohren, durch das wir beobachten konnten, was auf dem langen Korridor vor sich ging. Es war nicht uninteressant. Ich erwähnte schon, dass einige Zellen mit Kindern belegt waren. Diese verwehrlosten jugendlichen Verbrecher spielten in der Sowjetunion damals eine grosse Rolle. In ihren Zellen machten sie nicht nur einen Höllenlärm, wir konnten auch feststellen, dass sie sich aussergewöhnlich renitent gegenüber dem Bewachungspersonal benahmen. In den Straflagern, in denen ich in den späteren Jahren untergebracht war, waren diese Jungen eine Plage. Ich werde noch darauf zurückzukommen haben.

Die russischen Gefängnisinsassen konnten Pakete von ihren Angehörigen empfangen. Der Inhalt bestand in der Regel aus bescheidenen Lebensmitteln, Brot, Kartoffeln und Tabak, ganz selten einmal Speck. Wir konnten durch unser Guckloch sehen, dass die Wachmannschaften vor Ablieferung der Sendungen an die Empfänger auf dem Korridor die Pakete, wenngleich durch die Gefängnisleitung schon überprüft, einer nochmaligen Sondierung unterzogen, nicht ohne sich selbst einen ordentlichen Teil zuzuerkennen.

Das Gefängnis war raummässig maximal ausgenutzt, wir waren immer wieder erstaunt, wie viele Menschen aus den Zellen zum Waschen oder zum «Spaziergang» abgeholt wurden. Das waren nun nicht alles Schwerverbrecher. In der Sowjetunion war man mit Haftstrafen sehr freigebig. Unter unserer Zelle befand sich ein von Frauen belegter Haftraum. Durch Klopffzeichen, die übrigens im Gefängnisdasein eine grosse Rolle spielten, und durch unser kleines Aussenfenster konnten wir Kontakt aufnehmen. Einige junge Mädchen, von denen eine etwas Deutsch radebrechte, mussten erfahren haben, dass wir Deutsche waren, und so begrüsst uns jene durch das Zellenfenster mit den Worten: «Friiitz, ich bin russisch!» Wir erfuhren, dass es sich um Verkäuferinnen aus einem Konsumladen handelte – es gab ja nur staatliche Verteilungsstellen –, die wegen Zuspätkommens zum Dienst eine Haftstrafe verbüsst. Diese Strafe schien ihnen aber nicht unter die Haut gegangen zu sein, denn sie machten einen durchaus fröhlichen Eindruck.

Eines Tages bemerkte unser Gucklochposten, dass die Belegschaften der Zellen auf den Gang zitiert wurden, während die Wachmannschaften die Räume durchsuchten. Danach musste sich jeder bis aufs Hemd entkleiden und wurde nach verborgenen Gegenständen untersucht, wobei als Abschluss eine tiefe Kniebeuge zu vollführen war, um auch das intimste Versteck durch diese Muskelentspannung zur Preisgabe seines möglicherweise vorhandenen Geheimnisses im wahrsten Sinne des Wortes zu bewegen. Ja, man kann nie auslernen!

Nun, wir hatten nichts zu verstecken und zu verheimlichen, wir waren ja auch «Greenhorns» auf diesem Gebiet, aber später, in meinen langen Jahren als Straf-

gefangener Kriegsverbrecher, habe ich erfahren, zu welchen olympiareifen Leistungen es ein Mensch bringen kann, um Kontrolleure hinters Licht zu führen.

Etwa eine Woche nach unserer Verurteilung erhielt jeder von uns die Ablehnung seines Berufungsantrags mittels vorgedruckten Formulars. Niemand hatte das Gegenteil erwartet. Jetzt waren die Urteile rechtskräftig geworden, und wir warteten auf den Abtransport, der bald darauf vor sich ging. Im Frühjahr 1948, den genauen Zeitpunkt vermag ich nicht mehr anzugeben, ging die Reise los, Richtung Osten; meine Schicksalsgenossen auf dieser Fahrt waren nur noch der rumänische Rittmeister Parvu und der ungarische Hauptmann Czekey. Damit begann ein neuer Abschnitt meines Daseins – Leben wäre ein euphemistischer Ausdruck dafür –, als Strafgefangener der Sowjetunion.

TRANSPORT NACH KASACHSTAN

«Transport!» brüllte eines Tages einer der bewaffneten Zerberusse, der unsere Zelle betrat und damit ein Treiben wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen hervorrief. Jeder packte seinen armseligen Besitz zusammen. Die russischen Sträflinge nahmen bei solchem Anlass eine symbolische Handlung vor: Der Holzlöffel, unentbehrlich bei den aus Suppe oder Brei bestehenden Mahlzeiten – Metalllöffel waren nicht erlaubt –, wurde zerbrochen. Dies sollte davor schützen, jemals wieder an diesen Ort zurückkehren zu müssen.

Wir wurden auf einen offenen LKW verfrachtet, zusammen mit einer Anzahl weiblicher Sträflinge, darunter eine junge Frau mit einem Baby. Das ging stets folgendermassen vor sich: Wir mussten auf die Ladefläche hinaufsteigen, und zwar so viele Personen, wie stehend Platz hatten. Dann hiess es: «Hinsetzen!» Man musste tief in die Hocke gehen, denn auf dem Gepäck zu sitzen, war nicht erlaubt. Es war ein akrobatisches Kunststück, das beim ersten Mal meistens misslang. Doch Geduld und Leidensfähigkeit waren zwei Eigenschaften, die man in der Sowjetunion kostenlos erlernen konnte.

In schneller Fahrt ging es zu einer Bahnstation. Dort angekommen, wurde «Absitzen!» kommandiert, aber meine Beine versagten den Dienst, sie waren durch das Sitzen in der Hockstellung und in der fürchterlichen Enge gefühllos geworden. Der gute Parvu musste mich vom Wagen herunterheben.

Dann wurden wir auf die Sträflingswaggons verteilt. An Verpflegung gab es wieder Salzfish und feuchtes Schwarzbrot, dazu morgens und abends einen Becher Tee, tagsüber auf Wunsch auch Trinkwasser.

Ich war durch meine Erfahrungen von den ersten Transporten schon schlauer geworden, verschenkte meinen Salzfish und lebte nur von klebrigem Brot und Tee. Das war insofern besser, als der Genuss des gesalzenen Fisches Durst hervorrief, der zwar meist durch Wasser gestillt werden konnte. Dadurch wurde aber die Verdauung angeregt – und das bei nur zweimal am Tag, morgens und abends, erlaubtem Latrinenbesuch. Ausnahmen waren in den Dienstvorschriften nicht vorgesehen. Man kann sich vorstellen, dass für die durch solche Notdurft gequälten Fahrgäste grässliche Zustände hervorgerufen wurden, für die Mitreisenden in der Regel auch.

Man war ja aus den Gefängnissen schon allerlei gewöhnt, aber diese Sardinienbüchsegemeinschaft mit dem vereinigten Weltproletariat liess normalerweise die Geruchsnerven empfindlich reagieren. Glücklicherweise hatte ich damals schon meine «Nase» verloren, wie ein ausgedienter Jagdhund.

Nun, wir kamen irgendwann an unserem nächsten Zielort an. Er hiess Kasan, an der Wolga gelegen, Hauptstadt der Tatarischen Republik. Wir wurden auf LKWs zum Staatsgefängnis gefahren, in die alte Grenzfestung gegen die Tataren, erbaut unter Katharina der Grossen. Es war ein imposanter historischer Bau, aber was bedeutete das schon für einen Sträfling, selbst für einen mit historischen Kenntnissen und architektonischem Stilgefühl?

Das Angenehme solcher Fahrtunterbrechungen und der Unterbringung in einer «Peresilka», einem Durchgangsquartier bei Ferntransporten, bestand in dem obligaten «Bad», in der Regel zwei kleine, mit lauwarmem Wasser gefüllte Holzbottiche inklusive Entlausungszeremonie. Bevor wir in diesem Festungsbau mit den unwahrscheinlich dicken Mauern und gewaltigen Türmen in eine grosse Gemeinschaftszelle eingewiesen wurden, warteten wir, d.h. der ganze Transport, der aus wenigstens 50 Personen beiderlei Geschlechts, herkunftsmässig bunt gemischt, zusammengesetzt war, in einem eigenen Raum auf die Abfertigung. Ich sass neben einem älteren Ehepaar aus der Ukraine. Die Frau schwärmte von der Zeit der deutschen Besatzung und meinte, sie könnte jedem Deutschen um den Hals fallen, so schön wäre es damals gewesen.

Danach fand die übliche Säuberungs- und Entlausungszeremonie statt. Die dort tätigen dienstbaren Geister waren zumeist Frauen, die uns das Kopfhair schoren, aber auch die restliche Körperbehaarung entfernten. Diese Massnahme geschah anscheinend mit voller Absicht, nämlich um die Sträflinge auf jede Weise zu entwürdigen. Wenn der Leser an dieser Stelle ein Schmunzeln nicht unterdrücken kann, dann vermag er sich nicht in die Lage eines Mannes westlicher Herkunft zu versetzen, der sich im Beisein einer Vielzahl von Personen in solcher Weise behandelt sah. Natürlich wäre auch eine Einzelbehandlung keineswegs weniger entwürdigend gewesen. Die weiblichen Dienstpersonen waren, um das Bild anschaulicher zu gestalten, Sträflinge, denen man das Haupthaar bis auf den blanken Schädel abrasiert hatte.

Nach dieser Prozedur, die mit einer wohltuenden Waschung abgeschlossen wurde, wurden wir über breite gewundene Treppen geführt und landeten in einem grossen gewölbten Raum, der nur durch eine vergitterte Fensteröffnung ohne Glas in der enorm dicken Mauer erhellt wurde. Trotz des Winterwetters war es hier recht warm, einerseits durch eine vom Gang her betriebene Heizungsanlage, andererseits aufgrund der Vielzahl der Insassen. Die Einrichtung bestand aus je einer etwa hüfthohen, breiten, einfachen Holzpritsche entlang der Wände des Raumes, auf der man sich mit dem Kopf zu den Wänden und den Füßen zur Raummitte bequem ausstrecken konnte. In einer Ecke neben der Tür war die unvermeidliche Tonne aufgestellt, welche ohne Deckel nicht gerade zum angenehmen Geruch im Burgverlies beitrug. Aber nicht nur die Geruchsnerve wurden strapaziert; ein russischer Mitgefangener, der nur noch halbe Oberschenkelstümpfe hatte und dem man seine hölzernen Prothesen aus «Sicherheitsgrün-

den» vor Einlieferung in die Zelle weggenommen hatte, war bei der Benutzung dieses ominösen Gefässes nicht gerade eine Augenweide für die Zellengesellschaft.

Täglich durften wir eine Viertelstunde im Innenhof der Burg frische Luft schnappen, nachdem wir den mehr als primitiven Waschraum und den Gemeinschaftsabort aufgesucht hatten.

Die Zusammensetzung der Schicksalsgenossenschaft war recht unterschiedlich. Es gab kriminelle Typen, brutal und gemein, politische Gefangene, ehemalige orthodoxe Geistliche, ukrainische oder Wolgadeutsche Bauern, schliesslich eine grosse Anzahl jugendlicher Verbrecher. Ich erinnere mich an zwei kräftig aussehende Odessadeutsche, Bauern, mit wohlgefüllten Leinwandproviantssäcken. Sie erzählten aufschlussreich über ihr Leben und die Zeit der deutschen Besatzung. Dabei beklagten sie sich über das schamlose Benehmen der deutschen Polizei- und Parteiorgane, die das Ansehen unserer Nation durch ihr zügelloses Verhalten, durch Saufen und Herumhuren nachhaltig geschädigt hätten. Die beiden Männer hielten zusammen und konnten durch ihre Tatkraft den brutalen Versuchen der Verbrecher und besonders der unvorstellbar verkommenen Jugendlichen, eigentlich noch Kinder, sich ihres Eigentums zu bemächtigen, handgreiflich Widerstand entgegenzusetzen. Damals lernte ich erkennen, dass man diesen Verbrechern nur imponieren konnte, wenn man sich ihnen durch körperlichen Einsatz entgegenstellte. Ich habe das, obwohl ich durch körperliche Kräfte keineswegs glänzen konnte, in der Folge immer wieder erlebt, dass man dem Russen die Faust unter die Nase halten musste. Wenn ihn etwas beeindruckte, dann sofortiger und mutiger Widerstand.

Eine interessante Erscheinung während des etwa zehntägigen Aufenthalts in Kasan muss ich noch erwähnen, da sie mir sehr bemerkenswert erschien. Der Stumpfsinn des Zellenlebens, dessen Dauer nicht bestimmbar war, musste die Betroffenen zwangsläufig zu Aktionen führen, die den Gefängnisoberen keineswegs genehm sein konnten. So kamen sie auf den Gedanken, in irgendeiner Form für Ablenkung zu sorgen. Und eine der nach meinem Urteil geschicktesten Massnahmen war es, in die Gemeinschaftszellen Personen – ob Sträflinge oder nicht, kann ich keineswegs beurteilen – einzuschleusen, die als Geschichtenerzähler auftraten. Nun ist der Russe für gute Erzählungen in der Tat sehr empfänglich; nicht nur die jugendlichen Typen, auch wir schätzten die grossen Erzähler und Romanciers von Tolstoi bis Scholochow. So erlebte ich zum ersten Mal in dieser «Peresilka» von Kasan, dass plötzlich ein älterer Mann um Gehör bat und eine Geschichte vortrug, die alle Zuhörer so in ihren Bann zog, dass jede Unterbrechung sofort unterbunden wurde. Ich verstand so viel, dass es sich um Dumas' «Graf von Monte Christo» handelte. Die Wirkung, besonders auf die jugendlichen Sträflinge, war verblüffend. Ich gewann den Eindruck, dass es diesen unverbildeten Menschen nicht etwa allein um die Sensation ging, ich glaube,

dass sie von einem Wissensdrang getrieben waren, gleich den Naturmenschen, die zum ersten Mal mit einer höheren Kultur und einer differenzierteren Zivilisation in Berührung geraten.

Märchenerzähler wie in Kasan habe ich in der Folgezeit noch öfter in russischen Gefängnissen erlebt. Stets war der Zuhörerkreis begeistert und benahm sich vorübergehend diszipliniert.

Der Weitertransport liess auf sich warten. Wir wussten zwar nicht, wohin die Reise endgültig gehen sollte, dass aber Kasan nicht die Endstation sein würde, schlossen wir aus der Tatsache, dass aus einem anderen Kasaner Gefängnis Häftlinge zu uns kamen, die eine Reise weiter nach Osten prophezeiten.

Eines frühen und bitterkalten Morgens stellte man einen Transport zusammen und brachte uns bei Dunkelheit auf einen grossen Kasaner Bahnhof, wo wir frierend auf den Express nach Wladiwostok warten mussten. Es wurde langsam hell, und dann fuhr der von einer Eisschicht überzogene Zug mit seinen langen Pullmanwagen ein, am Schluss zwei vergitterte Gefängniswaggons. Während einige in Wattekleidung gepackte Eisenbahnerinnen den Kessel der Lokomotive mit Wasser befüllten und die Achsen schmierten – in der Sowjetunion war ja die Emanzipation der Frauen so weit fortgeschritten, dass sie alle, auch die schwersten Arbeiten verrichten durften –, entstiegen mehrere deutsche Generale und Admirale mit noch ansehnlichem Gepäck den Zellenwagen. Sie meinten, hier in Kasan in ein Gefangenenlager gebracht zu werden, was ihnen, von Moskau kommend, zugesagt worden sei. Ich stellte mich als ein zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilter Kriegsgefangener vor und bat um Benachrichtigung meiner Angehörigen, falls möglich. Die Herren waren nach der Kapitulation in Gefangenschaft geraten und hatten bisher noch keine üblen Erfahrungen mit unseren Gastgebern gemacht. Ich versuchte, sie in der Eile der Begegnung ein wenig aufzuklären, denn wir glaubten, mit dem Zug die Fahrt nach Osten antreten zu müssen. Aber es kam wieder einmal anders. Der Zug fuhr ohne uns ab, und wir wurden zusammen mit den Generalen in die Zwingburg von Kasan zurückgefahren; wir kamen in unsere alten Ställe, die Generale woandershin.

Dieser Organisationsfehler brachte uns nur einen kleinen Aufschub, denn schon am folgenden Tag mussten wir um die gleiche frühe Morgenstunde den Express besteigen und «reisen», wieder unter fürchterlich beengten Verhältnissen, dem nächsten Ziel entgegen, Swerdlowsk, dem gewaltigen Industriezentrum.

Diese Grossstadt mit ihren eintönigen Strassen und den schmutzig-grauen Häusern machte während unserer kurzen Fahrt zum Gefangenenendgangspot einen düsteren Eindruck auf mich, und ich erinnerte mich, dass sich hier, im damaligen Jekaterinburg, im Jahre 1917 der Mord an der Zarenfamilie ereignet hatte.

Auch in Swerdlowsk tat sich uns nach den üblichen Aufnahmearten eine grosse Gemeinschaftszelle auf, die nur an einer Längsseite eine breite Holzpritt-

sche enthielt, von typischen Kriminellen besetzt. Parvu, Czekey und ich plazierten uns bescheiden auf den blanken Holzfussboden. Licht erhielt der ziemlich hohe Raum durch eine kleine vergitterte Maueröffnung unter der Decke an der dem Eingang gegenüberliegenden Schmalseite. Neben uns hatte ein alter russischer Pope seinen Liegeplatz, der für die Kriminellen eine ständige Zielscheibe des Spottes abgab, sich dadurch aber nicht stören liess und gelassen zu den verschiedensten Tageszeiten unter vielfachen Bekreuzigungen seine Gebete verrichtete, vor der kleinen Fensteröffnung stehend und durch sie zu dem winzigen sichtbaren Fleckchen des Himmels aufschauend. Ich bemitleidete diesen armseiligen Geistlichen, der sicherlich schon vor vielen Jahren seine Freiheit verloren hatte, und teilte meine Mahlzeiten mit ihm. Später in Petropawlowsk enttäuschte er mich durch die unterwürfige Art, wie er sich bei der Suppenverteilung von den Zerberussen einen Nachschlag erbettelte. Doch man soll wohl nicht unsere Massstäbe an jene Menschen legen, deren Schicksal für westliche Auffassungen unvorstellbar ist.

Zwei Ereignisse aus den Tagen in Swerdlowsk sind der Erwähnung wert: Eines Tages kamen neue Sträflinge, russische, anscheinend erst vor Kurzem verurteilt und zum ersten Mal in derartige Umstände versetzt. Unter ihnen war ein junger Mann, nett aussehend, mit einem gut gefüllten Gepäcksack, in schöner westlicher Kleidung, vor allem einem dicken Wintermantel. Er grüsste freundlich, und man sah ihm an, dass er glaubte, in den Kreisen der Schicksalsgefährten auf kameradschaftliche, solidarische Gesinnung rechnen zu können. Die Kriminellen luden ihn auch gleich auf die Pritsche ein, keineswegs aus landsmannschaftlicher Verbundenheit, nein, um ihn in wenigen Minuten entschädigungslos seines Besitzes einschliesslich des schönen Wintermantels zu entledigen. Ich werde nie seinen hilfesusuchenden Gesichtsausdruck vergessen, er schien zum ersten Mal in seinem Leben mit dem Unrecht konfrontiert zu werden. Wer sollte ihm auch Hilfe leisten? Wir konnten nicht daran denken und dachten auch nicht daran; denn das hatten wir bald begriffen, hier herrschte das Gesetz des Dschungels. Der auf dem Flur vor den Zellen diensttuende Wachposten wurde zwar von dem Unglücksraben alarmiert, aber es erfolgte nichts. Gegen die Verbrecher und ihre Innungen, über die später noch zu berichten sein wird, waren die Wachmannschaften machtlos, oder sie steckten mit ihnen unter einer Decke.

Dann kam die Sache mit dem ungarischen Hauptmann Czekey. Er hatte in seinem Gepäck unter anderem noch Nähzeug gerettet. Eines Tages verlangte einer der Verbrecher von ihm Nadel und Faden. Czekey weigerte sich. Da sprang dieser Kerl, der eine hölzerne Beinprothese trug, von der Pritsche herunter, schlug auf Czekey, den ich vorher gebeten hatte, doch ruhig das bisschen Gam zu opfern, ein und verletzte ihn schwer. Parvu, der jünger und bei Kräften war, alarmierte den Posten und schleppte Czekey auf der Schulter zum Lazarett, wo

festgestellt wurde, dass er einen Oberschenkelbruch erlitten hatte. Dem Täter geschah nichts. Und mir, der ich dem Hauptmann geraten hatte, der Forderung dieses Unmenschen zu entsprechen, wurde mein Verhalten durch Wohlwollen von Seiten der Herren Verbrecher honoriert. So waren dort die Bräuche.

Wie in den meisten Gefängnissen hielten wir uns täglich eine Viertelstunde lang im Freien auf. Hierbei kamen wir sogar mit Sträflingen aus anderen Zellen zusammen, was sonst nicht üblich oder sogar verboten war. Bei diesen Gelegenheiten traf ich Menschen mit unglaublichen Schicksalen, so zum Beispiel einen Mann, der von den russischen Wachsoldaten auf einem Bahnhof in Österreich aufgegriffen und in einen Gefangenentransportzug gesperrt worden war, weil ihnen ein Mann aus dem Transport durch die Lappen gegangen war und die Gesamtzahl stimmen musste.

Wie viele sind so gestorben, Strandgut der grossen Sturmflut, die über Deutschland und Österreich, Polen und Rumänien, Ungarn und die baltischen Staaten hinwegraste!

Nach einigen Tagen ging unser Transport weiter nach Osten, zum nächsten Ziel Petropawlowsk. Vom Bahnhof ging es in langer Fahrt zur «Peresilka», weit ausserhalb der Stadt, in ein festungsartig angelegtes Gefängnisgebäude. Nach den üblichen Formalitäten steckte man uns in einen grossen Gemeinschaftsraum, der hoffnungslos überfüllt war. Die Plätze auf den Pritschen waren von Kriminellen belegt, wir anderen armen Schweine hockten zwischen den auf beiden Längsseiten befindlichen Pritschen auf dem Fussboden, der glücklicherweise aus Holz bestand. Da zum Hinlegen kein Platz war, musste man im Sitzen schlafen, das heisst, man konnte es eben nicht.

Dem Rittmeister Parvu wurde zunächst von einem anscheinend menschenfreundlichen Sträflingsgenossen ein Platz auf der Pritsche zur Verfügung gestellt – wie sich herausstellte, jedoch nur zu dem Zweck, ihn dort in aller Beschaulichkeit seiner wenigen Habseligkeiten, die einen Besitzerwechsel lohnten, zu entledigen. Ja, ja, misstraue deinem Nächsten, wenn er besonders freundlich zu dir ist!

Glücklicherweise dauerte der Aufenthalt in Petropawlowsk nur wenige Tage, aber sie waren grauenhaft. Auch mein geringes Gepäck wurde visitiert, ich entging jedoch der entschädigungslosen Enteignung, da sich einer der lieben Verbrecher plötzlich für mich einsetzte, weil ich ein deutscher «Polkownik» war. In den späteren Jahren habe ich noch häufiger feststellen können, dass gerade bei den russischen Kriminellen der deutsche Offizier in hohem Ansehen stand. Welche Ehre!

In diesem Durchgangsdepot waren auch mehrere Zellen mit weiblichen Sträflingen belegt, die unter den gleichen fürchterlichen Bedingungen untergebracht waren. Unsere Bewacher besorgten sich von dort die Gespielinnen für ihre Freizeit in den Wachstuben, und das anscheinend ohne Zwang. Ein fideles Gefängnis!

Beim Weitertransport von Petropawlowsk fielen mir zwei Besonderheiten des sowjetischen Alltags auf: Unser LKW musste an einem Bahnübergang halten, da ein Kohlenzug die Schranke passierte. Die Kohlenwaggons waren übersät mit Menschen, die auf den langsam fahrenden Zug gestiegen waren und das begehrte Heizmaterial ihren unten wartenden Freunden zuwarfen. Weder die Bahnpolizei noch unsere Bewacher nahmen davon Notiz. In der Sowjetunion gehörte allen alles.

Weiters auffallend war ein Abort, das heisst eigentlich eine auf einer hölzernen Plattform stehende langgestreckte Bretterbude ohne Türen, in der sich in der Länge der Baracke auf dem Boden kreisrunde Löcher befanden. Überraschend an diesem Gemeinschaftsabort war die Tatsache, dass die Gleichberechtigung der Frauen bis zu dieser Konsequenz durchgeführt wurde.

Jetzt kam die letzte Etappe, die Fahrt nach Karabass, das heisst, wir wussten im vorhinein natürlich nicht, dass es dorthin ging. Bunt war die Gesellschaft, die an einem Morgen aus dem Zug, der, wie es schien, mitten in der Steppe ausgeladen wurde, herausquoll und nun in einem Marsch querfeldein über Schneeereste und Wasserpfützen einem stacheldrahtumzäunten Barackenlager in der weiten, kahlen Ebene entgegenstrebte. In diesem Transport waren aus unserer Gefangenengemeinschaft von Joschkar-Ola nur noch der Rittmeister Parvu und ich übriggeblieben, einige wenige mir unbekannte Deutsche waren mit von der Partie, in der Masse aber aus den Baltenländern Verschleppte, unter ihnen einige sehr gut angezogene Damen aus Estland, die mit ihren Schneiderkostümen und hohen Absatzschuhen aus einer anderen Welt zu stammen schienen. Eine von ihnen, eine junge Dame, hatte ihren Humor noch nicht verloren; sie sagte zu einem neben ihr im Konvoi marschierenden Deutschen, sie würde jetzt gerne, um sich zu wärmen, ein wenig mit ihm tanzen. Dieser Wunsch konnte angesichts unserer Situation allein als Ironie oder als souveräne Gelassenheit gewertet werden. Ich kann aus der Erinnerung heraus nur meine Hochachtung vor dieser Dame ausdrücken, die wohl dasselbe Schicksal wie die vielen unbekannteten Verschollenen erleiden sollte, um die sich keine humanitären Organisationen gekümmert haben und für die keine Protestkundgebungen stattfanden.

Wer in die grosse Schicksalsmühle von Karabass geraten war, hatte nur sehr geringe Chancen, wieder in ein Leben zurückzukehren, das mit westlichen Massstäben vergleichbar ist. Karabass war für die Masse ein Todesurteil oder ein Dasein hinter einem Vorhang, viel dunkler, als es jener sogenannte eiserne war, der den Osten vom Westen trennte. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet mehr ihre Namen, versunken, vergessen sind sie, denn so war Lenins Fluch!

Mit einigen wenigen Deutschen landete ich in einer Art Quarantänebaracke, der ein deutscher Jude, seines Zeichens Apotheker, als Arzt vorstand. Bevor wir diesen Raum betreten durften, mussten wir auf sein Geheiss unsere Klamotten ausstauben: er nannte das «den Smoking ausklopfen». Dan nahm er eine ärztli-

che Untersuchung vor, die nach meinem Gefühl nicht als solche angesehen werden konnte. Er war übrigens auch nur ein Sträfling wie wir alle, und es war bemerkenswert, dass alle Arztpositionen wie auch manch andere Funktionsstellungen in Händen von Juden lagen. Man hatte sie aus irgendwelchen Gründen verurteilt und in die Gefangenenlager abgeschoben. Ich erwähnte schon an anderer Stelle, dass die Russen keine Sympathien für sie hegten, aber entbehren konnten sie die gewandten und intelligenten Juden keineswegs. Dieser Apotheker war ein höflicher und gebildeter Mensch mit westlichen Umgangsformen, der mir in dieser Abgeschiedenheit wie «eine fühlende Brust unter Larven» vorkam. Er hatte als Adlatus einen jungen deutschen Zivilgefangenen, der mich vor den nächsten Transporten bewahrte, so dass ich erst bei aufkommendem Frühlingwetter in Marsch gesetzt wurde.

In die Baracke eingewiesen, erhielt ich einen Liegeplatz auf einer der langen Pritschen, die sich an den beiden Längsseiten des mit starken Pfeilern im Inneren gestützten Holzgebäudes befanden. Neben mir lagen einige Kasachen, Moslems, die zu gewissen Tagesstunden ihre Gebete und pantomimischen Waschungen auf ihren zu diesem Zweck am Boden ausgebreiteten Jacken ausübten.

Morgens und abends gab es die üblichen Zählungen, die bei der Vielzahl der Baracken und der grossen räumlichen Ausdehnung des Lagers lange Zeit in Anspruch nahmen und von einer Gruppe mit dunklen Ledermänteln bekleideter Boxertypen durchgeführt wurden. Danach wurden die Mahlzeiten ausgeteilt.

Die Suppe bzw. der Brei wurde in einem grossen Holzfass in die Baracke gebracht, jeder musste auf seinem Platz sitzen bleiben und erhielt das Essen in einer Tonschüssel zu sich gebracht, die nach dem Verzehr schnell in lauwarmem Wasser gereinigt und neu befüllt dem nächsten Empfangsberechtigten präsentiert wurde. Für das Austragen der Schüsseln waren Günstlinge auserwählt. Verteilerin war eine muskulöse Russin, grobschlächtig, unweiblich und abstossend, dabei mit einer Stimme begabt, die an Rauheit und Grobheit jedes Fischweib in Europa um Klassen übertroffen hätte. Das Witzige an dieser feierlichen Zeremonie war, dass niemand dabei sprechen durfte. Tat das jemand aus Unkenntnis der feineren sowjetischen Sitten, der «Kultura», so wurde er mit russischen Schimpfwörtern, die es in besonders grosser Zahl gibt, bedacht. Schweigen beim Essen war eben «Kultura», und so hörte man nur die in mannigfaltigen Akkorden dargebotene Symphonie schlürfender und schmatzender Nahrungsaufnehmer.

Das Interessante an diesem sehr grossen Durchgangslager, dem Depot zur Versorgung der vielen Sträflingslager des weiten Karaganda-Gebietes mit Arbeitskräften, waren drei auffällige Tatsachen:

Zunächst die Zusammensetzung der Insassen. Hier gab es Menschen aus allen Völkern der Sowjetunion, von Russen, Weissrussen, Ukrainern und Angehörigen der baltischen Länder bis zu Kasachen und an deren Turkvölkern;

es gab Kriminelle und politische Sträflinge und schliesslich Kriegsgefangene aller mit Deutschland verbündet gewesenen Nationen. Nicht zu vergessen die Frauen, von denen an anderer Stelle noch zu berichten sein wird.

Die zweite auffallende Tatsache habe ich schon angedeutet, nämlich dass in vielen Schlüsselpositionen Juden waren, und zwar auch eine auffällig grosse Anzahl deutscher Juden. Obwohl Sträflinge wie wir, hatten sie die mit grossen Vorteilen – besonders im Hinblick auf die Verpflegung – verbundenen Stellen erhalten, weil man, wie erwähnt, auf diese intelligenten Menschen nicht verzichten konnte. Beliebt waren sie nicht, die Gründe dafür sind mir nie richtig klargeworden, doch scheint es mir, dass sie als volksfremd empfunden wurden, in ähnlicher Weise wie von den Russen die Ukrainer und besonders die Polen.

Die dritte Erscheinung war die Tatsache, dass die Lagerleitung die gesamte Verwaltung mit Hilfe von Sträflingen in Funktionsstellungen, mit «Hiwis»* und «Kapos», durchführte. Diese Elemente waren in sehr geschickter Weise ausgesucht, in der Regel aus der grossen Zahl der Kriminellen, und zwar aus jener Verbrecherorganisation, die nicht gegen den Staat eingestellt war. Es gab nämlich zwei bedeutende «Ringvereine», auf die ich später noch zurückkommen muss. Sie waren über alle Lager der unendlich grossen Sowjetunion verbreitet, zumindest in den mir bekannt gewordenen Teilen.

Die Aufrechterhaltung von Disziplin und Ordnung gelang denn auch in jenem grossen, mehrere tausend Menschen umfassenden Sträflingsreservoir nur unvollkommen. Die Kriminellen terrorisierten, weil sie organisiert waren, alle übrigen Gefangenen. Eine besondere Plage waren die Jugendlichen. Es kam während meines Aufenthalts sogar zu einem Mord. Diebstähle und Schlägereien waren an der Tagesordnung und keine Sensation.

Inzwischen war der Frühling gekommen und mit ihm die Zeit der grossen Transporte, die nun von Karabass aus, dem Endpunkt der Bahnlinie, als Fussmärsche durchgeführt wurden, durch die unendliche Steppe Kasachstans. So wurde eines Tages unser Konvoi zusammengestellt, es mögen etwa hundert Personen gewesen sein, Männlein und Weiblein, Kriminelle und politische Häftlinge, Angehörige des vielfältigen Völkergemischs der Sowjetunion, unter ihnen ein hoher Geistlicher aus Estland, ein Bischof, und einige wenige deutsche Kriegs- und Zivilgefangene, letztere aus Deutschland nach der Kapitulation hierher verschleppt. Der Marsch begann in einer langen Kolonne, begleitet von mit Maschinenpistolen bewaffneten NKWD-Soldaten. Wir zogen durch die baum- und strauchlose Steppe auf einem Weg, der diese Bezeichnung nicht verdiente, über einen Boden, der durch viele kleine, harte Steine das Gehen erschwerte. Immer weiter zog sich die Kolonne auseinander, weil die Marschleistungen der

*

Hiwi = Hilfswilliger

der verschiedenen Altersjahrgänge naturgemäss unterschiedlich waren. Am schlechtesten dran waren einige Damen aus Estland, deren hochhackige Strassenschuhe und leichte Strümpfe den Anforderungen eines Fussmarsches keineswegs entsprechen konnten. Ihr Anblick war jammervoll. Auch der alte Geistliche konnte das Tempo nicht halten und musste dafür von den begleitenden Bewachern auch noch Schläge hinnehmen. Die Sonne, sonst so willkommen, war tagsüber in der schattenlosen Steppe schon recht lästig, zumal die meisten von uns noch etwas Gepäck mitschleppten, von dem man sich auch angesichts einer diogeneshaften Bedürfnislosigkeit nicht trennen wollte. Und so freuten wir uns, als es endlich Abend wurde und wir in einer kleinen Siedlung übernachten konnten. Die Abendsuppe war bald ausgeteilt, und dann wurden wir in einen grossen Stall geführt, wo wir uns in den nicht gereinigten Ständen der ausquartierten Tiere todmüde zum Schlafen hinlegten.

Am anderen Morgen ging der Marsch weiter. Es war frühlingsmässig warm, die Sonne schien auf die unendliche Steppe, die, von schwachen Bodenwellen durchzogen, den Blick bis an den fernen Horizont freigab. Weit und breit keine Siedlung zu erspähen. Nur wenige Schaf- und Rinderherden, die über den kargen Boden getrieben wurden, sahen wir auf unserem zweitägigen Fussmarsch. Vor dem Ersten Weltkrieg, so erzählte man, lebten hier reiche Kasachen mit ihren riesigen Herden, deren Kopfbzahl nicht einmal sie selbst kannten.

Gegen Abend des zweiten Tages kamen wir an unserem Zielort an, in einer aus etwa 50 Häusern bestehenden Siedlung namens Samarka, an deren einem Ende sich ein grosser stacheldrahtumzäunter Bereich mit wenigen Flachdachbauten als Gefangenenlager befand. Hier waren wir an dem für unsere nächste Zukunft bestimmten Arbeitsplatz angekommen, so glaubten wir. Unter den Insassen waren nur wenige Deutsche, die Mehrzahl bestand aus russischen Kriminellen. Aber auch einige Letten und Esten waren hier anzutreffen. Unter den Deutschen befand sich eine ältere, aus Osteuropa verschleppte einfache Frau, die mir durch ihre Gelassenheit, mit der sie das Schicksal ertrug, imponierte.

Samarka war allerdings auch noch nicht unser Endziel. Von hier aus ging es in einem kleineren Konvoi von etwa 30 Personen über eine Entfernung von ca. 10 Kilometern nach Prudui, zu einer «Sowchose», also einem Staatsgut, in der weiten Ebene nahe bei einem kleinen Flüsschen gelegen, das sogar im Sommer noch das heissbegehrte Wasser führte. Diese Sowchose sollte für mehr als ein Jahr unsere Heimat werden. Wir, das waren wenige deutsche Kriegsgefangene, Zivilgefangene, russische politische Gefangene, einige Kriminelle und schliesslich vier oder fünf aus Estland und Lettland Verschleppte, die dem Machtwillen der bolschewistischen Befreier im Weg gewesen waren.

Damit begann also für mich die Zeit der Strafe in Form von «Arbeit und Besserung», wie es so schön im Urteil zu lesen war.

IN PRUDUI

Unser Lager bestand aus zwei langgestreckten Baracken aus Feldsteinen, einem einfachen überdachten Abort, eigentlich nur eine Senkgrube mit darüber gelegten Holzrosten, und einem kleinen Toranbau, in dem sich die Wache befand. Das Lager war umgeben von einem etwa 1,50 m hohen Stacheldrahtverhau, ausserhalb desselben war ein glatter Draht in Augenhöhe um das ganze Lager gespannt, an dem lange Ketten für Wachhunde angebracht waren, die uns nachts «beschützten». Wir erlebten auch, wie diese Tiere von Zeit zu Zeit scharf gemacht wurden. Wahrscheinlich sollte eine solche Schau auf uns abschreckend wirken. Ausserhalb des Lagers befanden sich die Küchenbaracke, die Lagerkommandantur, eine Wohnbaracke für die Sträflinge, die draussen frei arbeiten durften, eine Stallbaracke für Kühe, Ochsen und Pferde sowie die Molkerei. Es waren alles Bauten einfachster Art mit Flachdächern.

Unsere Wohnbaracke betrat man durch eine Holztüre, die in einen kleinen Vorraum führte, von dem man zur Rechten in den grossen Schlafräum kam, zur Linken in zwei kleine Räume, deren einen unser Feldscher bewohnte, dem die ärztliche Betreuung oblag. Der Schlafräum hatte auf der dem Hof zugewandten Seite mehrere Glasfenster, darunter stand eine aus Stein und Lehm gemauerte Pritsche, an der gegenüberliegenden Längsseite zweistöckige Holzpritschen. In einer Ecke stand eine grosse Trinkwassertonne. Ausserdem war ein gemauerter Ofen mit offener Feuerstelle vorhanden.

Die zweite Baracke auf der anderen Hofseite war gleich wie unsere. Mitten durch den Hof plätscherte ein kleiner Wasserlauf, der unserer Körperreinigung diente, die jedoch nicht von allen täglich durchgeführt wurde. Dabei fällt mir ein, dass ich die «Banja», das Bad, vergessen habe, ein aus mehreren kleinen Räumen bestehendes Häuschen ausserhalb des Stacheldrahtzaunes, in das wir etwa alle zehn Tage zwecks Generalreinigung und Haarschur geführt wurden, auch zum Wäschewechsel.

Dieses «Staatsgut», geführt von einem «Agronomen», der natürlich auch als Sträfling hierher verbannt war, lag in der weiten Steppe, die sich bis zum Horizont dehnte und in der ausser einer winzigen Kasachensiedlung, etwa einen Kilometer entfernt, nur Öde, baum- und strauchlose Öde zu sehen war.

Dem Agronomen, der für unseren Arbeitseinsatz verantwortlich war, war der polizeiliche Kommandant übergeordnet. Beide Stellen wurden während meines Aufenthalts vom Frühjahr 1948 bis zum Hochsommer 1949 mehrmals neu besetzt, wie es hiess wegen Unregelmässigkeiten im Dienst. Schlampererei und Korruption herrschten überall. Auch die Bewachungsmannschaften waren zu ihrer

Tätigkeit in jenen gottverlassenen Gebieten strafversetzt, es waren, wie man sich vorstellen kann, nicht gerade zuverlässige und schätzenswerte Elemente.

Unsere Lagerbesatzung wurde täglich zu landwirtschaftlichen Arbeiten eingesetzt. Die Oberbonzen der Kriminellen verstanden es, sich vor der Arbeit zu drücken oder sich vom Feldscher krank schreiben zu lassen. Da es mit der Organisation der Frühjahrsefeldbestellung nicht klappte, weil die Pflüge, Eggen und Zugmaschinen von der Traktorenstation nicht termingemäss angeliefert wurden, wurden wir zum Bau von Bewässerungsgräben eingesetzt. Das Problem in jenen unendlichen Steppengebieten war nämlich die Zuführung des lebensnotwendigen Wassers, das nur in wenigen Flüsschen vorhanden war. Regen war eine grosse Seltenheit. Das Wasser der spärlichen Flussläufe musste also aufgestaut werden, um durch viele kleine Gräben auf die Anbaufelder geleitet zu werden. Der Plan, die Steppe in fruchtbares Land zu verwandeln, war ein gigantisches Unternehmen, nur wurde es damals nicht mit den richtigen Methoden angegangen, nämlich mit einem entsprechenden und dringend notwendigen Maschinenpark und noch notwendigerem Fachpersonal, sondern mit Hilfe der viel billigeren, aber auch zeitvergeudenden Sträflingsarbeit. Zudem hatte man den Eindruck, dass die Sträflinge bis hinauf zu den Leitern, den Agronomen, und wiederum zu deren Vorgesetzten an einem Fortschritt und Erfolg der Arbeiten keineswegs interessiert waren. Sie alle hatten nur das Bestreben, von der Ernte für sich soviel wie möglich abzuzweigen, da die Verpflegung unzureichend war und das mörderische Klima kräftezehrend wirkte.

Zunächst also marschierten wir täglich frühmorgens nach dem Verzehr der kümmerlichen Kohlsuppe etwa acht Kilometer in die Steppe zum Bau an einem Grabensystem, wohin uns die Mittagssuppe nachgeführt wurde, und abends ging es wieder zum Lager zurück, erschöpft von der Arbeit unter der unbarmherzigen Sonne.

In den ersten Wochen wurde die Arbeit durch einen Feiertag unterbrochen, den 1. Mai. An diesem Tag blieben wir im Lager, bekamen eine etwas reichhaltigere Verpflegung und eine Ansprache des Lagerkommandanten vorgesetzt. Er war Hauptmann des NKWD; von seiner Rede ist mir nur noch ein Zitat Friedrichs des Grossen in Erinnerung, der gesagt haben soll, dass «ein Soldat erst dann fällt, wenn er umfällt». Der Ruhetag war uns sehr willkommen, weil es keine Sonntage gab und auch keine sonstigen Feiertage, ausser jenen zur Erinnerung an die Oktoberrevolution von 1917.

Bis zur Ernte bauten wir Bewässerungsgräben und jäteten Unkraut auf den riesigen Kartoffel-, Rüben-, Mohrrüben- und Erbsenfeldern. Eine Zeitlang ertrug ich die Strapazen in der grossen Hitze – wir hatten zum Teil bis zu 50 °C – ohne gesundheitliche Schädigungen. Ich stand sogar einmal als Übernormerfüller auf der Bestarbeitertafel und erhielt dafür eine Woche lang eine erhöhte Brotration. Aber lange hielt ich die anstrengenden Erdarbeiten nicht aus. Von einer routine-

mässig auftauchenden Ärztin wurde ich als Dystrophiker arbeitsunfähig geschrieben. Somit erlebte ich das Unwesen der Kriminellen intensiver als bisher. Es ist nun an der Zeit, sich mit der Erscheinung der beiden «Ringvereine» näher zu befassen.

Es gab damals zwei voneinander unterschiedene Verbrecherorganisationen, von denen die eine gegen die staatliche Obrigkeit eingestellt war, während die andere mit den Behördenorganisationen zusammenarbeitete. Die Mitglieder beider «Vereine» drückten sich vor der Arbeit, wo sie nur konnten. Sie waren straff und hierarchisch organisiert, hatten ein fast militärisches Vorgesetztenverhältnis und einen streng beachteten Ehrenkodex. Die Anhänger des erstgenannten Bundes waren durch Tätowierungen kenntlich. Eine mir als besonders eindrucksvoll in Erinnerung gebliebene war ein fliegender Adler, der eine nackte Frau im Schnabel trug.

Die Kriminellen terrorisierten alle Mitgefangenen, die nicht organisiert waren, setzten sich über Ge- und Verbote souverän hinweg, bestimmten über die Verteilung der Verpflegungsportionen, der Bekleidung etc. und erkannten vor allem fremdes Eigentum keineswegs an. Erhielt einer von ihnen, was zuweilen vorkam, eine Postsendung, so musste er sie mit seinen Genossen teilen, wobei der oberste im Lager befindliche Vorgesetzte den Löwenanteil erhielt. Den Nichtmitgliedern wurden solche Sendungen mit Gewalt weggenommen, wenn sie sich der Teilung widersetzen. Die Jugendlichen waren die dienenden Brüder, die widerspruchslos die befohlenen Diebstähle ausführten, Gewalttätigkeiten, ja sogar Morde begingen und im Übrigen häufig als Lustknaben dienten.

Alle waren sie von einer hemmungslosen Spielleidenschaft. Sie stellten Spielkarten selbst her, wofür sie sich das erforderliche Material häufig auch gewaltsam besorgten. Leider war auch ich einmal der Leidtragende. Ich besass noch einige Fotos meiner Familie, und gerade diese brauchten sie für ihre Kartenfabrikation. Ich wurde also entschädigungslos enteignet. Die Spiele dauerten Tage und Nächte hindurch, es ging um die Essensportionen, um Tabak, schliesslich, wenn sonst kein anderes Objekt der Begierde aufzutreiben war, um die Bekleidung, buchstäblich um das letzte Hemd. Ein solcher Spielgewinn wurde sodann beim nächsten Arbeitseinsatz ausserhalb des Lagers in irgendeiner Form umgesetzt.

Während meines Aufenthaltes in Samarka und in Prudui wurde ich Zeuge von zwei Morden dieser Verbrecherorganisationen: In Samarka hatte ein Krimineller gegen die Ehrbegriffe seiner «Innung» verstossen – in welcher Hinsicht, ist uns damals unbekannt geblieben – und war von einem geheimen «Ehrengericht» zum Tod verurteilt worden. Er selbst erfuhr natürlich nichts davon. Eines schönen Sommertages erlebte ich die Vollstreckung aus einer Entfernung von etwa 20 Schritten. Das ging folgendermassen vor sich: Der Unglückliche stand am Zaun des im Lager befindlichen Karzers, in dem gerade mehrere Genossen seiner Zunft eine Strafverschärfung verbüsst. Er war von ihnen angesprochen

worden, offensichtlich um seine Aufmerksamkeit abzulenken. In diesem Augenblick sprangen zwei Jugendliche von hinten an ihn heran und schlugen ihm mit stumpfen Gegenständen derart auf den Kopf, dass er sofort bewusstlos zu Boden sank. Dann stachen sie mit langen Messern auf ihn ein. Es klang so, als ob man in einen hohlen Kürbis hineinstiess. Nachdem sie sich überzeugt hatten, dass er tot war, liefen die beiden zur Wache und lieferten die Messer ab. Die Wache nahm aber keineswegs die Täter fest, sondern transportierte nur die Leiche ab. Die jugendlichen Mörder wurden inzwischen von ihren Auftraggebern mit Lebensmitteln und Zigaretten belohnt. Man feierte den Mord im Kreis der Kriminellen wie eine Heldentat, für die Jugendlichen war es so etwas wie ein Gesellenstück. Was später mit den Tätern geschah, habe ich nicht mehr erlebt.

Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich in Prudui, aber mit einer längeren Vorgeschichte: Der Kriminelle mit der höchsten Autorität war hier ein grosser, kräftiger ehemaliger Raubmörder, der zu lebenslangem Freiheitsentzug verurteilt war. Er hatte bei einer seiner gewalttätigen Aktivitäten seinen linken Arm verloren und wurde deshalb nie zu Arbeiten eingeteilt, sondern lebte nur im Lager und spielte hauptsächlich Karten. Ich weiss nicht mehr, wie ich dazu gekommen war, sein Wohlwollen zu erregen. Jedenfalls bot er mir gelegentlich Zigaretten an und auch Tee, den er sich auf irgendwelchen dunklen Wegen zu beschaffen wusste und den er fast schwarz und sehr stark zu trinken pflegte. Teetrinken und nebenher Zigarettenrauchen war für ihn eine fast sakrale Handlung. Er machte einen tiefen Lungenzug aus seiner «Papyrossi», trank einen Schluck Tee und blies danach geniesserisch den Tabakrauch aus. Wenn er besonders leutselig war, forderte er mich auf, ihm Melodien aus Opern, die er zu kennen vorgab, vorzusingen oder vorzupfeifen. Dann schwelgte er in Gedanken anscheinend in früheren, besseren Zeiten, und er schien wunschlos glücklich.

Nun, dieser umgängliche Verbrecher wurde eines Tages ganz klein, als einige Neuzugänge der gleichen Innung eintrafen. Man erlebte heftige Auseinandersetzungen zwischen den Prominenten, und ich hörte, dass man meinem Gönner eine ganz schwere Verletzung der innungseigenen Ehrbegriffe, nämlich Verrat an einem Genossen, vorwarf. Das ging tagelang hin und her, beruhigte sich jedoch allmählich. Doch eines frühen Morgens wurde auch hier das Todesurteil, insgeheim von der «Ferne» beschlossen, vollstreckt. Wieder waren es zwei Jugendliche, auf die das Los der Ausführung gefallen war. Diesmal wurde das Opfer im Schlaf durch einen Schlag auf den Kopf betäubt und dann in gleicher Weise wie in Samarka mit Messerstichen getötet. Einer seiner Freunde flüchtete danach sofort zur Wache und stellte sich unter deren Schutz. Er blieb noch einige Tage im Lager und musste auch noch mit uns zur Arbeit, bei der er in unmittelbarer Nähe der Posten wirkte, die aber nur mit Mühe mehrere Mordversuche an

ihm verhindern konnten. Schliesslich brachte man ihn in ein anderes Lager. Einige Zeit danach erfuhren wir, dass ihn sein Schicksal dort ereilt hatte. Die Innung besass also einen vortrefflich funktionierenden Nachrichtendienst.

Der Terror der Kriminellen verstärkte sich in der Folgezeit derart, dass selbst die Bewachungssoldaten sich nicht mehr einzeln in unsere Klausur wagten, dass sogar die terminmässigen ärztlichen Untersuchungen zwecks Feststellung des Grades der Arbeitsfähigkeit nur ausserhalb der Umzäunung, einzeln und unter besonderem Schutz, durchgeführt wurden. Natürlich konnte dieser Zustand auf Dauer nicht geduldet werden. Allerdings reagierten die russischen Behörden damals in jener Abgeschiedenheit nicht schlagartig. Nach einer gewissen Zeit traf zunächst ein energischer NKWD-Major ein, der sich die Zustände eine Weile ansah. Durchsuchungen des Lagers förderten alle möglichen gefährlichen Werkzeuge zutage, so zum Beispiel die für den letzten Mord benutzten Messer. Sie waren aus den Stahlfedern eines LKW-Wracks in der zu unserem Landwirtschaftsbetrieb gehörenden Schmiede angefertigt worden. Danach trat eine gewisse Beruhigung in unserem Lagerleben ein, die aber, durch eine bewusste Inaktivität der Lagerleitung getarnt, die Kriminellen wohl in dem Gefühl bestärken sollte, als sei die Angelegenheit damit erledigt.

Es verhielt sich allerdings keineswegs so. Eines schönen Tages wurde für das ganze Lager «Fertigmachen zum Abtransport!» befohlen. Wir rafften unsere wenigen Habseligkeiten zusammen und wurden einige hundert Meter vom Lager entfernt in einer Wiese zum Hinsetzen aufgefordert. In weitem Umkreis waren wir von Posten, die mit MPs bewaffnet waren, umstellt. Dann wurden Namen aufgerufen, und die Aufgerufenen mussten sich ausserhalb des Kreises niedersetzen. Nach dieser Prozedur stellte sich heraus, dass nur noch die Kriminellen in dem Kreis übriggeblieben waren. Für sie hiess es nun «Marsch!» und man brachte sie unter starker Bewachung – sogar ein MG wurde verwendet – fort. Wohin? Später erfuhren wir, dass die Regierung alle diese terroristischen Elemente auf die Insel Nowaja Semlja geschickt hätte. Wie ich jedoch noch in Workuta feststellen musste, und nicht nur dort, waren genug Banditen diesen Aktionen entkommen. Nach jenem aufregenden Ereignis wurde unser Dasein zwar ein wenig ruhiger, aber es passierte noch allerlei, wenn auch nicht mehr Brutalitäten wie bisher, ausgenommen Schlägereien, die nun einmal dazugehörten.

Mittlerweile war ich endgültig mittellos geworden, denn ich besass nur noch das, was ich am Körper trug – und das war nicht mehr viel. Meine hohen Stiefel, die ich irgendwann gegen die Fliegerpelzstiefel, mit denen ich in Gefangenschaft geraten war, eingetauscht hatte, waren in den Besitz eines Gewaltverbrechers übergegangen; die lange Hose, die ich aus der «Erbschaft» des 1944 verstorbenen Generals Heitz erhalten hatte, zeugte auch nicht mehr von Pracht, sie war mit verschiedenen Materialien vielfach geflickt worden, wodurch sie zwar auf-

fallender, aber nicht schöner wirkte – ich wollte sie eigentlich durch die ganze Gefangenschaft retten, als späteres Ausstellungsstück, es gelang mir jedoch nicht; meine letzte schicke Feldbluse hatte eine undefinierbare Farbe angenommen und war knopflos; an Unterwäsche besass ich nur eine Art Badehose, von den Russen zur Verfügung gestellt, und ein ärmelloses Unterhemd, Strümpfe waren Fehlanzeige. Im heissen Sommer von Kasachstan war das kein Problem. Im Winter war ich jedoch nicht ausreichend adjustiert. Da ich wegen Unterernährung nicht arbeiten musste, bekam ich keine Winterbekleidung. Ich kann in der Rückerinnerung sagen, dass dieser diogeneshafte Zustand mich nicht unglücklich machte und keine Minderwertigkeitsgefühle bewirkte. Ich fühlte mich von vielen Problemen und von allen Eitelkeiten erlöst, und wären die Ereignisse, die zu diesen Veränderungen des Lebens führten, nicht so anormal gewesen, hätte ich mich vielleicht zu einem weltentrückten Philosophen entwickelt. Jedenfalls nahm ich mir damals vor, nie wieder auf die Äusserlichkeiten des Daseins Wert zu legen und mit derselben Gelassenheit in den Tag zu leben wie meine russischen Schicksalsgenossen – eine Eigenschaft, die mir typisch asiatisch zu sein schien. Wie schnell habe ich mich jedoch später, als ich in rein deutsche Gefangenenlager kam, dem Jahrmarkt der Eitelkeiten zugesellt!

Ich muss an dieser Stelle im Nachhinein einem namenlosen Mitgefangenen meinen Dank aussprechen, der mir in jenem Winter 1948/49 die Kälte überwinden half. Ich gedenke seiner in der Hoffnung, dass sein Leidensweg ein glückliches Ende gefunden und er seine Familie lebend und gesund angetroffen hat. Er stammte aus der Ukraine, war Eisenbahningenieur und hatte Frau und Kind. Er sprach einigermaßen verständlich Deutsch und hatte, wie er mir schilderte, ein bescheidenes Steckenpferd in seinen Mussestunden, und zwar sammelte er Postkarten berühmter Bildwerke und Plastiken. So fragte er mich zuweilen in seiner hart klingenden Aussprache: «Wissen Sie Raffael?» Und er freute sich, wenn er mir erzählen konnte, welche herrlichen Abbildungen der Werke jenes Meisters er einst besessen hatte. Dieser stille und leidensfähige Mann hatte eine eigene Wolldecke mit in sein Sträflingsdasein gerettet, ein Kapital in jener Lage. Wenn er nun arbeiten ging, gab er sie mir zur Aufbewahrung, einem Landsmann wollte er sie nicht anvertrauen. Und ich hatte den Vorteil, mich während seiner Abwesenheit in diese wärmespendende Hülle einwickeln zu können. Er war ein «Politischer». Ob er wohl Frau und Tochter wiedergesehen hat?

Er war nicht der einzige deutschsprechende Russe, mit dem ich in Kontakt stand. Besonders gut verstand ich mich mit drei aus ihrer Heimat verschleppten Letten, die zunächst mit ihren Angehörigen noch in Verbindung standen, später aber erfuhren, dass auch sie von den sowjetischen Befreiern irgendwohin deportiert worden waren. Ich weiss nicht mehr, wie einer von ihnen auf die Idee kam, mich zu bitten, ein Porträt von ihm zu zeichnen, um es in Ermangelung eines

Fotos nach Hause zu senden. Kurz und gut, er besorgte mir Papier und Bleistift, und ich machte mich daran. Erstaunlicherweise gelang mir das auch zur Zufriedenheit des Auftraggebers, was mir nicht nur ein Stückchen Speck aus seinem nächsten Paket eintrug, sondern auch noch andere Aufträge. Mein Ruf gelangte sogar zu den russischen Wachposten. Einer von ihnen holte mich auf die Wachstube, gab mir Papier und Zeichenstift, und ich musste ihn zeichnen. Von ihm erhielt ich keine Gegenleistung, denn erstens konnte der arme Schlucker mir sicher nichts geben, zweitens hätte er wahrscheinlich gegen seine Dienstvorschriften verstossen. Von diesem Auftrag hatte ich sogar noch einen Nachteil. Die Kriminellen hatten mich in der Wachstube mit Papier und Bleistift sitzen gesehen und argwöhnten deshalb, ich verriete irgendwelche Lagerintimitäten. Als ich die Wachstube verliess, nahmen sie mich streng ins Verhör, durchsuchten mich von oben bis unten, sogar das Futter meiner ohnehin zerschlissenen Feldbluse, weil sie nicht glauben wollten, dass ich nur dem Posten einen Gefallen getan hätte.

Im Sommer waren die Tage lang und die Nächte kurz; die Zeit wollte gar nicht vergehen, ein Tag war wie der andere, und nichts ereignete sich, keine Nachricht drang von aussen in unsere Einöde, nur Gerüchte. So hörte man von einem politischen Umschwung in China, von Unstimmigkeiten unter den Siegerstaaten, ja sogar von kriegerischen Entwicklungen. Ein Student aus Riga erzählte mir, dass amerikanische Seestreitkräfte in das Schwarze Meer eingedrungen seien und die Küste beschossen hätten. Kein Wunder, dass solche Gerüchte unsere Phantasie auf Hochtouren brachten. So geschah es, dass wir in unseren Wunschträumen eines Tages, als in grosser Höhe ein Flugzeug – in der unendlichen Steppe damals eine Sensation – seine Kreise zog, allen Ernstes glaubten, es handle sich um einen Aufklärungsflieger der Amerikaner. Man kann sich nicht vorstellen, welche verwirrenden Gedanken in Gehirnen von Menschen kreisen, die viele tausend Kilometer von der Heimat entfernt, schon fast ohne Glauben an die ersehnte Heimkehr, ein Sträflingsdasein führen – Gedanken gleich Halluzinationen, ähnlich der Fata Morgana in den Wüsten. Ich selbst bin solchen Wahnvorstellungen erlegen, die niederzuschreiben ich mich geniere.

In dieser Situation träumten wir auch von der Befreiung und spönnen Pläne, Fluchtpläne. In Prudui lernte ich einen russischen Oberst kennen, einen Kasachen, der zur sowjetischen Besatzungstruppe in Berlin gehört hatte und aus einem mir nicht mehr bekannten Grund zur Zwangsarbeit verurteilt worden war. Er sprach recht gut Deutsch. Zwar bekannte er sich zum Kommunismus, aber er war ein national denkender Kasache und behauptete, ein Führer der Bewegung «Los von Moskau» zu sein. Es gab noch einige jüngere Kasachen im Lager, die alle untereinander eng zusammenhielten und mit denen mich der Oberst auch bekannt machte. Sie hielten sich von den üblen Elementen fern und zeigten sich mir gegenüber kameradschaftlich. Nun, eines Tages weihte mich der Oberst in

ihren Plan ein, gemeinsam aus dem Lager auszubrechen. Er schilderte die Möglichkeiten als sehr günstig, alle Eventualitäten seien einkalkuliert, die Gelegenheiten erkundet, und vor allem die genaue Kenntnis des Landes sei vorhanden. Als Zeitpunkt wurde die sich ankündigende Schlechtwetterperiode ausersehen. Ich war entschlossen, mitzumachen. Aber das Vorhaben kam, sicher zu unserem Glück, nicht zur Durchführung. Aus heiterem Himmel wurden eines Tages alle Kasachen abtransportiert. Hatten die Ohren des NKWD doch mitgehört?

Auch zwei Japaner waren unter unseren Schicksalsgenossen, ein kleiner, seines Zeichens Ingenieur, und ein grosser, angeblich Offizier. Leider gab es keine Verständigungsmöglichkeiten mit ihnen, sie sprachen weder Russisch noch Englisch. Imponierend fand ich ihre tägliche Morgenandacht, die sie schweigend, in sich versunken und der Sonne zugewandt, zelebrierten; ebenso ihre Gelassenheit, mit der sie das Schicksal und die mannigfachen Schikanen durch ihre kriminellen Zeitgenossen hinnahmen. Weniger gefiel mir ihre Jagd nach «Leckerbissen» bei unseren Aussenarbeiten. Der kleine Ingenieur zum Beispiel fing nämlich gerne Blindschleichen oder anderes Amphibiengetier, tötete seine Beute und briet sie in heisser Asche von verbranntem Strauchwerk. Danach verzehrte er sie, nach Abstreifen der Haut, mit dem grössten Genuss. Seine liebenswürdigen Einladungen zu solchen Mahlzeiten habe ich verständlicherweise abgelehnt.

Was Haltung und Würde betrifft, konnte sich jeder Deutsche an den Japanern, wie ich es auch in späteren Lagern erlebte, ein Beispiel nehmen, auch bezüglich Sauberkeit (in dieser Hinsicht übrigens auch an allen Moslems, die sich nach Benutzung des Aborts peinlichst genau säuberten).

Deutsche Mitgefangene waren nur wenige im Lager, unter anderem ein älterer Reserveoffizier, Juwelier von Beruf, im «Protektorat Böhmen und Mähren» eingesetzt gewesen, sowie einige jüngere Soldaten und Zivilpersonen. Es war verständlich, dass wir uns sowohl bei der Arbeit als auch in den wenigen Ruhepausen zusammenfanden, wobei das Thema Nummer eins die eigene Vergangenheit war. Jeder erzählte, wie er in Gefangenschaft geraten war, sowie von seinem Beruf.

Ein Eisenbahnarbeiter erzählte aus seiner schlesischen Heimat. Er war zeitweilig als Rangierer tätig gewesen, um die Waggons, wenn sie vom Ablaufberg abrollten, mit Bremsschuhen zum Halten zu bringen. Die Bremsschuhe so anzusetzen, dass der anrollende Waggon nicht zu heftig auf die bereits auf dem Gleis stehenden aufprallte, dazu gehörte eine gewisse Erfahrung. Denn Beschädigungen der Waggons oder des Inhalts konnten dem Rangierer und dem Rangiermeister Ärger einbringen. Aber kleine Defekte wurden, laut seiner Schilderung, geschickt einkalkuliert, wenn in den Waggons zum Beispiel Zucker geladen war. Ein gut berechneter, etwas stärkerer Anprall brachte die Möglichkeit mit sich,

von der an gewissen Stellen undicht gewordenen Ladung etwas abzweigen zu können. Die Regisseure, vom Rangierer bis zum Rangiermeister, hatten für solche Gelegenheiten zur Zuckerkampagne und zur Obsternte für private Absatzmöglichkeiten des anfallenden «Abfalls» vorgesorgt. Die Schilderungen dieses Bahnbediensteten haben mir etwas von meinem naiven Glauben in die Zuverlässigkeit unserer Staatsbetriebe geraubt.

Die Feldarbeit in unserer Sowchase war im Sommer hauptsächlich aufgrund der langen Anmarschwege zu den Arbeitsstellen beschwerlich, besonders mit schlechtem Schuhwerk. Beliebt war der Ernteeinsatz. Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass wir hierbei Möglichkeiten fanden, unsere bescheidenen Essensrationen aufzubessern. Besonders begehrt waren die roten Rüben, die wir roh, aber auch, als besonderer Leckerbissen, in der Asche geröstet assen. Da wir Messer oder ähnliche Werkzeuge zum Säubern der Feldfrüchte nicht besaßen, hatte sich der umsichtige Plenni irgendwo eine Glasscherbe organisiert, womit die Rüben etc. geputzt wurden. Bei der Kartoffelernte konnte man auch so manches schöne Stück mitgehen lassen, die Wachposten drückten dabei in der Regel ein Auge zu, weil sie selbst sich von uns an verborgenen Stellen eine private Reserve vergraben liessen.

Das System eigenmächtiger Abzweigungen war weit verbreitet. Vor dem Einbringen der Kartoffelernte in den Erdbunker wurde nach Güteklassen sortiert. Dann kamen LKWs von irgendwelchen Stellen zur Abholung der abzuliefernden Anteile. Auch dabei sicherten sich die Fahrer und Begleiter eine Sonderzuteilung. Ich erwähne diese Vorkommnisse, die ich im weiteren Verlauf meines Aufenthalts in der Sowjetunion überall, sowohl bei den einfachen Bauern als auch bei den hohen und höheren Funktionären, beobachten konnte, um zu zeigen, dass die Erziehung zur Ehrfurcht vor dem Staatseigentum zur damaligen Zeit keineswegs von Erfolg gekrönt war. Es gab beim Bewachungspersonal, unter den Vorgesetzten und schliesslich unter den Zivilpersonen, mit denen wir zusammenarbeiteten, keinen einzigen, der sich nicht eigenmächtig bereichert hätte oder der unbestechlich gewesen wäre. Sie steckten alle unter einer Decke, wobei man sich gerne der Gefangenen als Mithelfer bediente, und das trotz schwerer Strafen im Aufdeckungsfall. Die Korruption war umso grösser, je ärmer und bedürftiger die Sowjetmenschen waren. Die Lebensbedingungen waren für die freien Russen sehr schlecht und nicht viel besser als jene von uns Gefangenen. Ihre Freiheit war sowieso nur relativ, denn sie endete an der Unmöglichkeit, durch eigenen Willensentschluss aus dem vom System verordneten Lebenskreis auszubrechen.

Ein sensationelles Ereignis in jenem Sommer war ein gewaltiger Steppenbrand, den wir von unserem Lager aus in der Ferne beobachten konnten. Über ein unermessliches Gebiet sich ausdehnend, bedeckten sein Feuerschein und dicke Rauch- und Qualmwolken die weite Horizontlinie, nachts war der Himmel

erleuchtet. Es war ein grandioses Naturschauspiel, dem der Mensch nur bewundernd gegenüberstehen konnte.

Mein Aufenthalt in Prudui wurde einmal unterbrochen durch eine schreckliche Krätze, zu deren Ausheilung ich in das Lazarett nach Samarka gebracht wurde. Lazarett ist natürlich eine euphemistische Bezeichnung für eine elende Baracke mit mehreren Räumen entlang eines langen Ganges, in denen dicht an dicht mehrere Kasemenbetten einfachster Art standen. Ihre Anzahl reichte für die Kranken nicht aus, ebensowenig wie jene der Decken, so dass ich zum Teil mit einem Russen in einem Bett und unter einer Decke schlafen musste. Leiter dieses Instituts war übrigens auch hier – wie so oft in der Sowjetunion – eine Ärztin. Primitiv wie die Einrichtung waren auch die Heilmethoden. Diese Zeit war besonders schwer zu ertragen, da ich dort keinen Landsmann und keinen Deutschsprechenden traf.

Aber auch das ging vorüber, ebenso wie meine Zeit in Prudui. Eines Tages wurde ich auf Transport abgerufen und marschierte mit einigen Leidensgenossen zu meinem Ausgangsort in Mittelasien, nach Karabass, zurück.

WORKUTA

Inzwischen war es August geworden. Der Aufenthalt in Karabass dauerte nur einen Tag. In dieser Zeit lernte ich einen kriegsgefangenen Stabsarzt, Dr. Fritzmeier aus Hamburg, kennen, der – aus irgendeinem Lager kommend – ebenso in diesem Sammelpunkt gelandet war. Wir tauschten unsere Adressen aus, und dieser gute Kamerad hat bei seiner Rückkehr, die erheblich früher als die meinige erfolgte, nicht vergessen, meine Familie von unserem damaligen Zusammentreffen zu unterrichten.

Dann begann eine lange Eisenbahnfahrt mit einer Unterbrechung in Gorki, dem früheren Nischni Nowgorod. Dort kamen wir zum Zwischenaufenthalt in das Staatsgefängnis, das vor dem Ersten Weltkrieg, wie ich erfuhr, von einem deutschen Architekten nach dem sogenannten panoptischen System erbaut worden war, wie übrigens auch jenes GPU-Gefängnis in Stalingrad, in dem ich im Jahre 1943 den letzten Tag in Freiheit erlebt hatte. Das Gefängnis war verhältnismässig modern, die Zellen waren gross, hell und luftig, sogar mit einem Wasserklosett ausgestattet. Und – oh Wunder! – man konnte aus der Gefängnisbibliothek Bücher entleihen. Ich entsinne mich, damals etwas von Ginzkey gelesen zu haben. Meine Zellengenossen waren alle Deutsche, Zivilgefangene, die wegen irgendwelcher angeblicher Verfehlungen aus Sachsen und Thüringen hierher verschleppt worden waren. Unter ihnen war der stets fröhliche Besitzer eines kleinen Hotels in Weissenfels, der interessant erzählen konnte und morgens im Bett stets den neuesten Schlager «Marie-Lou» sang; an die Berufe und die Herkunft der anderen erinnere ich mich nicht mehr. Was mag aus diesen armen Menschen geworden sein?

Nach einigen Tagen ging die Reise Richtung Norden weiter. Schliesslich kamen wir irgendwann in Workuta an. Hier wurden wir deutschen Kriegsgefangenen ausgesondert und mit einer Feldbahn in ein kleines stacheldrahtumzäuntes Lager gebracht, das noch alle Kennzeichen der Improvisation trug. Es war das Wohnlager für den erst kurz zuvor in Betrieb genommenen Schacht 27. Das Sträflingsgebiet von Workuta bestand in der Hauptsache, wie man erfuhr, aus Kohlschächten; es soll etwa 40 davon gegeben haben.

Der Förderbetrieb war in diesem Schacht noch nicht voll angelaufen, und nur ein Teil der Lagerbesatzung ging zur Arbeit. Aufgrund meines schlechten Gesundheitszustandes kam ich zunächst in das Lagerlazarett. Hier traf ich eine Anzahl Bekannter wieder, unter anderem die Generale Thomaschki, Postel und Graf v. Rittberg. Die Unterbringung war sehr primitiv. Gefangennahme und bisherige Erlebnisse bildeten unseren wichtigsten Gesprächsstoff. Dazu muss ich eine kleine Geschichte erzählen:

Als ich die Frage von General Thomaschki über die Zugehörigkeit von General Postel zum «Bund Deutscher Offiziere» bejahte, trat er auf diesen zu und fragte ihn, wie er zu diesem Schritt gekommen sei. General Postel sagte als Antwort etwa Folgendes: General Böhme, mit dem er (Postel) eng befreundet gewesen sei und der dem BDO angehörte, habe ihm geraten, ruhig zu unterschreiben, da ja ohnehin praktisch nichts dabei herauskäme!

Das war also die Überlegung eines deutschen Generals bezüglich des Beitritts zu dieser von den deutschen Kommunisten und den Russen geschaffenen und geförderten Organisation. Es nütze zwar nichts, aber es schade auch nichts. Und General Postel war im Krieg ein tüchtiger und hochdekorierter Regiments- und Divisionskommandeur gewesen, der sich auch sonst in der Gefangenschaft nicht gehen liess und sehr auf Formen Wert legte. Ja, die Verwirrung der Geister war gross.

Ich blieb nur eine Woche in diesem Lazarett, erlebte aber leider während dieser Zeit den Selbstmord eines älteren Soldaten, der sich aus Verzweiflung erhängte.

Mit einigen anderen Kameraden wurde ich schliesslich in das Schachtlager verfrachtet, einen grossen Betrieb mit mehreren tausend Mann Belegschaft. Hier nun waren wir wieder mit Sträflingen aus aller Herren Länder zusammen, und wieder spielten die Kriminellen eine grosse Rolle. Zur Arbeit unter Tage wurden nur die jungen und kräftigen Männer eingesetzt. Sie erzählten Kurioses von der Primitivität der Schachtanlagen, in denen man auf Leitern hinabsteigen musste, um vor Ort zu kommen. Unglücksfälle waren nicht selten, wovon ich mich bei längeren Lazaretaufenthalten überzeugen konnte.

In diesem Lager musste ich die unterschiedlichsten Arbeiten verrichten. Wir haben Telegraphenmasten gesetzt, Baumstämme aus Eisenbahnwaggons ausgeladen – eine gefährliche Arbeit –, Abraum und Schlacke auf die Halden gefahren und in Nachtschichten Kohle auf die Förderbänder geschaufelt. Letztere Arbeit war besonders unbeliebt, denn sie geschah bei beissender Kälte unter fortwährender Kohlenstaubeinwirkung und ohne Pausen. Die Kohle, meist kleinkörnig, wurde über die Förderbänder in grosse Eisenbahnlören transportiert, deren Abfahrtszeiten sich nach der Leistung der Förderbänder, das heisst letzten Endes nach der Arbeitsleistung von uns Kohlenschauflern, richteten.

Daraus ergab sich eine fortwährende Antreiberei durch die Brigadiere, die an Übernormerfüllung wegen der damit verbundenen Prämien interessiert waren. Nach einer solchen Schicht in den Morgenstunden auf der Baracke angekommen, konnte man sich gerade Hände und Gesicht notdürftig waschen – eine Reinigung der Klamotten vom Kohlenstaub war illusorisch –, dann ging es zur «Stolowaja», der leider am anderen Ende des Lagers gelegenen Esshalle. Das war natürlich wichtig, aber auch beschwerlich, weil man sich durch den im Winter

immer herrschenden eisigen Wind kämpfen musste. Zur Erleichterung waren auf den Wegen starke Seile gespannt, an denen man sich entlangziehen konnte.

Quantität und Qualität der Mahlzeiten waren nach Art und Schwere der Arbeit und nach dem Mass der Normerfüllung unterschiedlich eingestuft, es gab, wenn ich mich recht erinnere, Kessel 1 bis 7, wie man sie bezeichnete. Ich habe stets nur eine der untersten Kesselkategorien empfangen, die wie überall aus Kohl- oder Fischsuppe und Brei bestand. Ausserdem gab es die tägliche Brotportion und alle zehn Tage eine Zuckerration sowie das heissersehnte Bad. Nach der Nachtschicht und der Mahlzeit sank man erschöpft auf sein Lager. Glücklicherweise waren die Baracken warm, Kohlenmangel gab es nicht. Man konnte sich seiner Kleidung weitgehend entledigen und sie als Kopfunterlage und Zudecke benutzen, denn Strohsäcke oder Decken gab es nicht, man legte sich auf das blanke Holz.

Vor Beginn des Winters, etwa im Oktober, war Winterbekleidung ausgegeben worden. Sie war besser als jene, die meine Schicksalsgenossen in Prudui erhalten hatten, es gab überdies eine Gesichtsmaske, die bei der Arbeit im Freien bei den dort herrschenden Kältegraden auch sehr notwendig war. Wir Deutschen bekamen natürlich nicht die besten Stücke, die Verteilung hatten wieder einmal die Kriminellen über.

Eine besondere Einrichtung muss ich noch erwähnen, die ich auch später in den Lagern von Stalingrad und anderswo gesehen habe. In jeder Baracke gab es einen eigenen Trockenraum für unsere Filzstiefel, der besonders stark beheizt wurde. Dort wurden die Stiefel an langen Querstangen aufgehängt, man erhielt eine Nummernmarke und holte sie sich vor dem Arbeitseinsatz wieder ab. Zur Beheizung dieses Raumes und zur Stiefelannahme und -abgabe war ein Mann eingesetzt, dessen einziger Vorteil es war, dass er nicht zur Aussenarbeit gehen musste. Aber dieser arme Kerl sass halbnackt in dem erhitzten Raum, dessen Wärmegrade die Ausdünstungen der Filzstiefel, wie man sich leicht vorstellen kann, zu einer Intensität steigerten, für die das Wort «Mief¹ ein sträflich verniedlichender Ausdruck wäre. Ein Vergleich mit einem Heizer in der Hölle war gar nicht so abwegig, aber, man konnte es kaum glauben, es fanden sich immer wieder Freiwillige für dieses Amt.

Der Winter war gekommen und mit ihm nicht nur die eisige Kälte der Polarzone, sondern auch die schreckliche Finsternis, da die Sonne zu dieser Jahreszeit im hohen Norden nur wenige Stunden am Tag und nur in einem schmalen Segment über dem Horizont sichtbar wird. Dafür aber gab es herrliche Nordlicht-Erscheinungen zu bestaunen, die den klaren Nachthimmel mit fortwährend wechselnden, phantastischen farbigen Lichterscheinungen und bizarren Nebelstreifgebilden überfluteten. Die Schönheit dieses überwältigenden Naturwunders liess den Betrachter für Augenblicke den Stacheldraht vergessen, innerhalb dessen er sich befand, und brachte dem armseligen Menschenwesen die Kleinheit seines Daseins und seiner Nöte angesichts der Allgewalt der Schöpfung zu Be-

wusstsein; aber auch wieder die Hoffnung darauf, dass der gütige Schöpfer dieser Elemente auch die kleinen Schicksale zu wenden bereit sein würde.

Vorerst hiess es aber arbeiten und nicht verzweifeln. Eine neue Arbeit wurde mir zugeteilt, am Fließband zu stehen und aus der aus dem Schacht geförderten Kohle die Steine auszusortieren. Auch das geschah in einer Nachtschicht. Hierbei holte ich mir eine schwere Lungenentzündung mit starkem Fieber und wurde in eines der vielen Lazarette eingeliefert. Hier lag ich mehrere Wochen lang. Die Belegschaft – etwa 100 Mann – war ein Querschnitt durch alle Völkerschaften der Sowjetunion und fast alle europäischen Nationen. Auch ein Nordamerikaner war dort, aber nur wenige Deutsche, unter ihnen viele Unfallverletzte aus dem Schacht. Die Versorgung oblag einem jüdischen Arzt, ebenfalls als Sträfling hierher verbannt.

Wir Deutschen hielten zusammen, und es ergaben sich dadurch angenehme Bekanntschaften. In besonders guter Erinnerung habe ich einen Ingenieur eines grossen Elektrounternehmens behalten, Alexis Schwarz. Er stammte aus einer deutschen Familie, die bereits lange vor dem Ersten Weltkrieg in Petersburg beheimatet gewesen war. Sein Vater, ein sehr wohlhabender Industrieller, besass damals in der Zarenhauptstadt ein grosses Haus. Alexis Schwarz sprach naturgemäss vorzüglich Russisch, dolmetschte bei allen Gelegenheiten, vor allem auch bei den ärztlichen Untersuchungen, und war vorbildlich hilfsbereit. Seine Schilderungen des vorrevolutionären Russland, das er als Knabe noch erlebt hatte, interessierten mich sehr und gaben Zeugnis von dem hohen Ansehen, das die Deutschen in jener Zeit genossen hatten. Es war wohltuend, sich mit diesem gebildeten Mann zu unterhalten.

Von all den anderen ist mir eine Person in Erinnerung geblieben, der ich eine eingehendere Schilderung widmen möchte. Dieser Mann nannte sich Dr. Beck, seines Zeichens Rechtsanwalt aus Berlin, angeblich aus politischen Gründen von der sowjetischen Besatzungsmacht verhaftet und schliesslich in Workuta gelandet. Er behauptete, ein Mitbegründer der Berliner CDU gewesen zu sein. Wir hatten uns zwar gegenseitig vorgestellt, aber zunächst hatten wir keinen Kontakt. Dr. Beck versammelte stets einige Deutsche um sich, denen er Vorträge hielt oder aus seinem Leben erzählte. Eines Tages riet mir ein Mitgefangener, mich doch auch jenem Kreis zuzugesellen, weil Dr. Beck ein überaus interessanter und weitgereister Mann sei. Das tat ich dann auch und lernte somit einen seltsamen Zeitgenossen kennen. Er konnte sehr spannend erzählen und fesselte seinen Zuhörerkreis. Seine Begabung, die phantastischsten Dinge glaubwürdig vorzutragen, war bewundernswert und so gross, dass selbst sehr kritische und unterrichtete Menschen zu gläubigen Zuhörern wurden. Beck stellte sogar die in der Gefangenschaft bekanntesten Geschichtenerzähler, den von mir bereits erwähnten Fliegermajor Assi Hahn und den unter dem Spitznamen «Lügenlord» bekannten

Fliegeroffizier Günter v. Wenczowsky, den ich leider bloss vom Hörensagen und nicht persönlich kannte, in den Schatten. Nur war ein grosser Unterschied festzustellen: Hahn und Wenczowsky trugen unterhaltsame, phantasievolle Abenteuergeschichten vor, ohne Glaubwürdigkeit zu beanspruchen; Beck dagegen gab seine Berichte voller Ernst zum Besten, auf die Gläubigkeit seiner Zuhörer spekulierend.

Ich muss im Folgenden von einigen seiner Erzählungen berichten, weil die Erscheinung dieses Mannes ein Beweis dafür ist, wie leichtgläubig und leicht beeinflussbar Menschen sind. Dr. Beck bot äusserlich keineswegs ein besonders anziehendes Bild. Man muss sich vorstellen, dass wir alle innerhalb unserer Lazarettbaracke nur mit einem einfachen groben Hemd und einer langen, an den Knöcheln zugebundenen Unterhose bekleidet waren und mit kurzem Haarschnitt herumliefen. Optisch waren wir also nicht attraktiv, und deshalb kann der äussere Eindruck nicht ausschlaggebend gewesen sein. Dr. Beck erzählte beiläufig, dass er einer alten Nürnberger Patrizierfamilie entstamme, deren Ursprung sich in die Zeit der Fugger und Welser zurückverfolgen lasse. Sein Grossvater sei Direktor des Nürnberger Zoos, sein Vater Offizier bei den Bayerischen Chevaulegers gewesen. Direkten Nachfragen von mir wich er geschickt aus. Mit ausserordentlicher Kühnheit beanspruchte er die unmittelbare Verwandtschaft mit Generaloberst Ludwig Beck, dem deutschen Generalstabschef vor 1938, weiters mit dem letzten polnischen Aussenminister vor diesem Krieg, Józef Beck. Einer seiner Vorträge befasste sich mit den Freimaurerlogen. Er behauptete, selbst Meister eines hohen Grades zu sein. So sei ihm zum Beispiel als Belohnung für eine wichtige Arbeit von seiner Loge eine Reise nach Indien finanziert worden. Von dieser erzählte er mehrfach und schilderte unter anderem die grossen, prunkvollen indischen religiösen Feste. Auch in die Lehre des Yoga wollte er eingewiesen worden sein. Seine Berichte machten mich bald stutzig.

Eines Tages hatte er sich denn auch als kleiner Münchhausen verraten. Er berichtete von einer Südamerika-Reise im Amazonasgebiet: Als er mit einem landeskundigen Führer den grossen Strom in einem kleinen Boot entlangfuhr, bemerkte er plötzlich auf einem Baum am Ufer unweit von ihnen einen Eingeborenen, der in offensichtlich feindseliger Absicht sein todbringendes Blasrohr mit dem gefürchteten Giftgeschoss auf ihn gerichtet hielt. Geistesgegenwärtig riss er seine schussbereite Büchse vom Knie an die Schulter, der Schuss traf den Indio, der vom Baumsitz in den Strom fiel. Schnell wollte er den Getroffenen aus dem Wasser retten, aber die fürchterlichen Piranhas waren schneller. Diese mit messerscharfen Gebissen versehenen Raubfische hatten sich bereits in Scharen über den Unglücklichen hergemacht und ihn in wenigen Minuten völlig entfleischt. – Ich entsann mich, diesen Bericht fast wortgleich in einem Buch eines deutschen Schriftstellers über Südamerika gelesen zu haben.

Beck wollte auch vielfach in diplomatischen Aufträgen gereist sein, so zum Beispiel nach Schweden, wo er mit der russischen Botschafterin, Frau Kollontaj, zusammengetroffen sei, die ihn zu einer Aufführung von Verdis «Aïda» in ihre Loge eingeladen habe. Über die Unterhaltung mit ihr wusste der Märchenerzähler Dinge zu berichten, die ich nicht kolportieren will. Im Übrigen wollte er seine Zuhörer glauben machen, dass die Konstruktion des «Volksempfängers» auf seine Initiative erfolgt sei. Sogar ein wichtiger Handelsvertrag mit Israel war angeblich sein Werk. Auch andere Schilderungen erwiesen den vorgeblichen Dr. Beck – denn ich kann mich nicht dafür verbürgen, dass Name und akademischer Grad richtig waren – als einen gewaltigen Aufschneider, doch da er harmlos war und sein Zuhörerkreis sich gut unterhalten fühlte, störte ich seinen Nimbus eines weitgereisten Prominenten nicht.

Schliesslich kam das Weihnachtsfest des Jahres 1949. Wir hatten keinerlei Möglichkeiten, den Heiligen Abend in irgendeiner Weise festlich zu gestalten. Uns blieb nur die Erinnerung an vergangene Zeiten, nichts anderes, was uns mit der Heimat verbunden hätte, denn hier, nördlich des Polarkreises, erreichte uns kein Lebenszeichen aus unserem Vaterland, wir waren lebendig aus dem Leben ausgeblendet. Aber die Kameradschaft vereinte uns, und es gab rührende Beweise für diese edle Tugend, die dem Frontsoldaten am tiefsten zu eigen ist. Einige Kameraden hatten von ihrer Abendmahlzeit etwas abgespart und brachten mir eine übervolle Schüssel des sehr begehrten Haferbreis sowie eine Brotportion, die mir wie der beste Kuchen schmeckte; und ein früherer Regimentskamerad aus meiner Brandenburger Gamisonszeit, General v. Bercken, zuletzt Kommandeur der 102. Infanteriedivision, schenkte mir eine Zahnbürste – eine besondere Kostbarkeit. Nur wer jahrelang unter den primitivsten hygienischen Bedingungen dahinvegetieren hat müssen, wird meine Freude über diese Weihnachtsgabe verstehen.

Bei der Erwähnung des Generals v. Bercken fällt mir noch eine Geschichte ein, die er mir seinerzeit erzählt hat und die ich dem Leser nicht vorenthalten will: Als Napoleon im Juni 1812 beim Aufmarsch der «Grande Armée» zum Krieg gegen Russland in Königsberg Quartier genommen hatte, war ein Vorfahre des Generals als Fähnrich eines preussischen Regiments vor der Wohnung des Kaisers der Franzosen Wache gestanden. Als Dank dafür hatte er am Tag darauf von dem Korsen eine goldene Taschenuhr erhalten, die in der Familie in Ehren gehalten und weitervererbt wurde. Im letzten Brief, den der General vor seiner Gefangennahme von seiner Frau erhielt, konnte sie ihm beruhigend mitteilen, dass die Uhr bei der Flucht aus Landsberg an der Warthe nicht verlorengegangen war. – So wertvoll war Überliefertes bei einer preussischen Familie.

Im Januar 1950 endete mein Workuta-Aufenthalt. Wieder hiess es: «Transport!» Nach kurzem Abschied von den Kameraden v. Bercken und Schwarz, denen ich nie wieder begegnet bin, wurden wir – es war ein kleiner Transport – mit

der Bahn nach Inta, ebenfalls in der Polarzone gelegen, gebracht. Auf der Fahrt sah ich noch einmal die öde, schneebedeckte Landschaft ohne Baum oder Strauch in ihrer grenzenlosen Trostlosigkeit vorüberziehen, hin und wieder erblickte ich einen Rentierschlitten der wenigen Bewohner der Komi-Republik. Der wertvollste Besitz dieser Menschen sind ihre Rentiere, die ihnen alles zum Leben Notwendige liefern. Und doch ist jene weite, karge Landschaft in ihrer Eintönigkeit beeindruckend für den Menschen des Westens. Mich hat jedenfalls nicht nur die Weite dieser nordischen Gegend, sondern überhaupt die Weite Russlands mit den endlosen Feldern und Steppen einerseits und den riesigen Waldungen andererseits schon in den Feldzügen des Ersten Weltkrieges irgendwie fasziniert. Allerdings hätte ich jene Breiten lieber aus einem erfreulicheren Anlass kennengelernt.

In Workuta soll übrigens, wie wir später hörten, in den fünfziger Jahren ein grosser Gefangenenaufstand stattgefunden haben, der nur unter Einsatz erheblicher militärischer Kräfte niedergeschlagen werden konnte. Die Urheber sollen Verschleppte aus den baltischen Staaten gewesen sein. Über das Schicksal dieser Litauer, Letten und Esten hat sich die Weltöffentlichkeit allerdings, wie man es hätte erwarten sollen und wie es bei anderen Anlässen erfolgt ist, keineswegs erregt.

VERLEGUNG NACH INTA

Ende Januar kam unser Transport in dem neuen Bestimmungsort an. In dem kleinen Städtchen Inta – viel habe ich nicht davon zu sehen bekommen – gab es mehrere Lager. Man erzählte sich, dass in einem der grossen viele Juden festgehalten würden, als Folge einer umfangreichen Strafaktion gegen diese von weit her antransportierten bedauernswerten Menschen.

Unser Wohnlager bestand aus einem weiten Barackenkomplex unmittelbar neben der Garnison eines Infanteriebataillons, von dessen dienstlichem Leben wir Augen- und Ohrenzeugen wurden. Über meine Beobachtungen will ich gleich berichten: Die Ausbildung bestand, soweit sie im Freien durchgeführt wurde, aus einem harten Drill sowohl bei den Exerzier- als auch bei den Gefechtsübungen, wie wir ihn nicht einmal im kaiserlichen Heer gekannt haben. Nach- oder Strafexerzieren schien zur Tagesordnung zu gehören. Besonders interessant war für mich die offensichtliche Nachahmung vieler Ausbildungsformen unserer Wehrmacht. So gab es z.B. unmittelbar neben unserem Drahtzaun eine Nahkampfbahn, wie wir sie auf unseren Kasemenanlagen vor diesem Krieg besaßen. Auch die Gefechtsübungen, die in dem an die Kaserne angrenzenden Gelände durchgeführt wurden, zeugten von der Übernahme unserer Ausbildungsmethoden. Sogar die von uns zur Darstellung gegnerischen MG-Feuers verwendeten hölzernen Knarren hatten sie eingeführt. Nur bei einem Ausbildungszweig war man in der Vergangenheit stehengeblieben, beim Bajonettfechten. Freizeit kannten die Soldaten wenig, Ausgehen kam wohl kaum in Betracht – wohin auch in jener gottverlassenen Gegend?

Inta war eine Art Erholungslager für körperlich heruntergekommene Sträflinge. Es beherbergte, wie die meisten Lager, Angehörige verschiedenster Völker der Sowjetunion und nur wenige deutsche und ungarische (Kriegs-)Gefangene. Unter den Deutschen habe ich viele Bekanntschaften geschlossen. An erster Stelle will ich den Legationsrat im Auswärtigen Amt Dr. Johannes Ullrich erwähnen, den langjährigen Archivdirektor dieser Behörde. Dr. Ullrich war ein sehr gebildeter, weitgereister und belesener Mann – bescheiden, musisch sehr begabt –, der hinreissend erzählen konnte, wenn man mit ihm näher bekannt geworden war und er seine Zurückhaltung überwunden hatte. Als Schüler Friedrich Meineckes hatte er Geschichte studiert, aber seine Kenntnisse und Interessen gingen weit darüber hinaus. Er schrieb auch sehr gefühlvolle Gedichte. Übrigens war er geborener Potsdamer und hatte als solcher eine heimliche Liebe zum Soldatentum, obwohl er niemals eine Uniform getragen hatte und nur in den letzten Wochen des Krieges zum Volkssturm eingezogen wurde. Sein Buch «Deutsches

Soldatentum», 1942 im Kröner Verlag erschienen, zeugt von seiner Achtung vor dem «Wehrstand». Ullrichs grösstes Verdienst war die Rettung des Archivs des Auswärtigen Amtes aus Berlin in den Harz gegen Ende des Krieges, ohne Wissen und Willen seiner Vorgesetzten.

Manche seiner Erzählungen habe ich nie vergessen, so z.B. über den von ihm hochverehrten Historiker Friedrich Meinecke mit dem «Seherblick», wie Ullrich sagte.

Sehr interessante Gespräche führte ich auch mit einem Rechtsanwalt aus Magdeburg, Dr. Koherr, der von den Sowjets nach Beendigung des Krieges mitten aus seiner Praxis heraus verhaftet und hierher verschleppt worden war; weiters mit einem Herm v. Dewitz, einem ehemaligen Seeoffizier, der in diesem Krieg kein Kommando mehr gehabt hatte und trotzdem aus irgendeinem vorgegebenen Grund als «Kriegsverbrecher» im kalten russischen Norden unser Sträflingsdasein teilte. Auch der Direktor eines grossen Betriebes der chemischen Industrie war hierher verschleppt worden. Was kümmerte die «Befreier» Deutschlands das weitere Schicksal dieser armen Menschen, wenn sie nur reinen Tisch machen konnten mit den wirklichen oder vermeintlichen Gegnern dieses Systems? Wer die Macht besitzt, ist nur zu leicht versucht, alle Nonkonformisten zu beseitigen, so oder so.

Von den Kriegsgefangenen in diesem Lager ist mir der Leutnant Graf v. Plettenberg in Erinnerung geblieben: ein junger, zäher Soldat aus altem westfälischem Adelsgeschlecht, dem viele hervorragende Männer entstammen. Die Familie hat im Krieg grosse Blutopfer gebracht, der Vater und mehrere Söhne blieben vor dem Feind. Des Grafen christlicher Bekennermut hat ihm in der schweren Zeit der Gefangenschaft sehr geholfen.

Unter den Ungarn muss ich einen Grafen Csaky erwähnen, der als Zivilperson zur Zwangsarbeit verurteilt war – aus welchem Anlass, weiss ich nicht mehr. Ich kann mich noch gut erinnern, wie dieser grosse und schlanke Aristokrat in der Sträflingskleidung eine seiner damaligen Tätigkeiten ausführte, nämlich die Latrinen mittels einer grossen Schöpfkelle und eines zweirädrigen Tonnengefährts zu entleeren und den Inhalt danach auf einem Rieselfeld innerhalb unseres ausgedehnten Lagers zu verstreuen.

Ein weiterer Ungar muss genannt werden, ein grosser junger Mann, der sich als geschickter Konstrukteur erwies. Ich weiss nicht, was genau er von Beruf war. Jedenfalls hatte es sich herumgesprochen, dass er etwas von Uhren verstand. Die russischen Wachmannschaften brachten ihm häufig ihre Uhren, fast ausnahmslos Beutestücke – vom «Tag der deutschen Uhr», wie man damals sagte – zum Reparieren. Das wäre an sich nicht erwähnenswert, hätte nicht besagter Ungar ein Meisterwerk geschaffen, nämlich eine grosse Lageruhr vor der Kommandanturbaracke, und zwar lediglich aus Konservenbüchsen. Sie wurde verständli-

cherweise von allen bewundert, besonders von den Russen. Dieser gutaussehende junge Mann konnte noch mit einer anderen Sensation aufwarten, jedoch nur bei der wöchentlichen gemeinschaftlichen Badezeremonie. Sein Körper war dicht mit schwarzen, langen Haaren bedeckt, einem Fell ähnlich; diese Erscheinung, sagte er, sei als Folge einer schweren Erkrankung aufgetreten. Er hatte noch Glück, weil sein Gesicht frei geblieben war. Ich erinnere mich, dass in Berlin vor dem Ersten Weltkrieg im Zirkus ein Mann gezeigt wurde, der am ganzen Körper, einschliesslich des Gesichts, rötlichblond behaart war und deshalb «Löwenmensch» genannt wurde. – Soviel zu den Mitgefangenen.

Im Lager wurden wir mit leichteren Arbeiten beschäftigt, die recht vielseitig waren. So hatte ich einmal mit einer Arbeitsbrigade den Auftrag, aus Stacheldraht Nägel herzustellen. Das ging folgendermassen vor sich: Die Stacheln mussten aus den doppelt geflochtenen Drähten herausgedreht, danach geradegeklopft und schliesslich, ebenso wie die langen, glatten Drähte, auf eine bestimmte Nagellänge zugeschnitten werden. Es gab keine Nägel im Handel – oder, richtiger gesagt, in den staatlichen Magazinen und Verteilungsstellen –, deshalb behalf man sich auf diese primitive Weise. Der Russe ist eben ein Meister der Improvisation.

Es gab einige Werkstätten im Lager, u.a. eine zur Herstellung von Spielzeug aus Holz. Hier sollte auch ich beschäftigt werden, erwies mich aber nicht als rentabler Arbeiter und wurde ausgeschieden. Zum Schluss blieben nur noch Erdarbeiten für mich übrig.

Eines Tages war ich zu einem Begräbniskommando eingeteilt. Etwa ein Dutzend Särge mit den Leichnamen von Lagerinsassen, die im Lazarett verstorben waren, sollten nun der Erde übergeben werden. Zunächst wurden die Särge zur Begräbnisstätte ausserhalb des Lagers gebracht. Das Ausheben der Gruben war schwierig, weil der Boden aus hartem Gestein sich nur recht mühsam bearbeiten liess. So wurden denn die Holzkisten – anders konnte man sie nicht bezeichnen –, deren Deckel nicht passten, ohne jede Zeremonie notdürftig verscharrt und mit einer dünnen Steinschicht bedeckt. Ob die Angehörigen jener Unglücklichen wohl jemals erfahren haben, wo sich die letzte Ruhestätte ihrer Lieben befindet?

Die Wintermonate waren hart. Heizmaterial war nicht überall ausreichend vorhanden. Ich schlief in einer Baracke auf einer harten Pritsche unmittelbar neben der Tür, und jedesmal, wenn sie geöffnet wurde, fuhr mir die eisige Kälte ins magere Gebein; ich lag nämlich ohne Decke und Kopfunterlage in meiner Gefängnisnkleidung auf der zugewiesenen Bretterfläche.

Der Sommer kam dann fast übergangslos und brachte wohltuende Wärme, aber auch andauernde Helligkeit, da die Sonne wochenlang nachts kaum unterging. Das nächtliche Dunkel fiel aus, es blieb taghell. Auf diese immerwährende Helligkeit musste man sich erst allmählich einstellen – man gewöhnte sich aber

an alles. Und dann war es doch wohltuend, dass die Landschaft sich sommerlich grün färbte, wenn sie auch noch so öde und leer wirkte, weil kein Baum und kein Strauch in der weiten Ebene zu sehen waren. Die unendliche Grassteppe erstreckte sich bis zur langen Bergkette des Uralgebirges, das man vom Lager aus in der Ferne sehen konnte. Aber in diese Ferne konnte man nur über den Stacheldraht hinweg schauen, der dem armen Sträfling immer wieder zu Bewusstsein brachte, in welcher Situation er sich befand.

Mein Aufenthalt in Inta dauerte nur wenige Monate. Mitten im Sommer ging es wieder einmal auf Transport, glücklicherweise weiter nach Süden, nach Abes.

IM LAGER ABES

Dieses Lager, eine halbe Tagesreise mit der Eisenbahn in südlicher Richtung von Inta entfernt, in einer fruchtbaren Landschaft mit Bäumen, Sträuchern und grünen Wiesen gelegen, war ebenso eine Art Erholungslager. Es war ein riesiger Komplex mit grossen Steinbaracken, von mehreren Strassen durchzogen. In der Mitte des Lagers stand auf einer weiten Grasfläche sogar ein Sommertheater mit einer offenen Bühne. In einigen Baracken, durch Stacheldraht von den übrigen getrennt, wohnten weibliche Sträflinge. Einen grossen Teil des Lagers nahm ein Lazarett ein, das aus mehreren sauberen Baracken bestand und bis auf den letzten Platz belegt war. Die Wohnbaracken waren derart überfüllt, dass wir uns des Nachts unter die Pritschen legen mussten. Glücklicherweise änderte sich das nach einigen Wochen.

In Abes erlebte ich zum ersten Mal japanische Kriegsgefangene in grösserer Zahl. Sie imponierten mir, wie auch schon zuvor in Prudui, durch ihren festen Zusammenhalt, ihr diszipliniertes, sehr zurückhaltendes und würdevolles Verhalten, das ich vielen meiner Landsleute gewünscht hätte. Sie wahrten ihr Gesicht, im wahrsten Sinn des Wortes, und zeigten in keiner Weise irgendwelche Gemütsregungen. Wenn auch eine Erfahrung aus einer beschränkten Anzahl von Beispielen nicht verallgemeinert werden darf, so bin ich doch aufgrund von Berichten anderer Gefangenschaftskameraden der Meinung, dass die Japaner als Kriegsgefangene ihrer Nation durch ihr Benehmen das beste Zeugnis ausgestellt haben – besser als die Kriegsgefangenen aller anderen Nationen in der Sowjetunion.

Das grösste Kontingent der Insassen des Lagers stellten aber nicht die Kriegsgefangenen, sondern zivile Sträflinge, darunter viele politische. Es war wieder der übliche Querschnitt durch die Völker der Sowjetunion, wie man ihn damals in den meisten Lagern antraf. Was mir jedoch den schmerzlichsten Eindruck hinterlassen hat, war das erwähnte Frauengefängnis innerhalb des Lagers. Nicht wegen der russischen Verbrecherweiber, einer Sorte von menschlichen Wesen, für deren Äusseres und deren Verhalten die Bezeichnung «Abschaum» noch beschönigend ist. Nein, es war etwas viel Furchtbareres: unter diesen Wesen vegetierten zwei Lyzeumsklassen aus Reval mit ihren Lehrerinnen trostlos dahin. Es waren hübsche blonde Mädchen, gut gekleidet und sicherlich aus sozial gehobenen Schichten stammend, die von den «Befreiern» der baltischen Staaten wegen angeblicher politischer Umtriebe hierher verfrachtet worden waren. Welchem Menschen hätte sich bei diesem Anblick nicht das Herz umgedreht! Noch heute kann ich aus dieser Erinnerung heraus bei meinem Urteil über die Geschehnisse nicht objektiv sein. Was mag aus diesen armen Menschenkindern geworden sein?

Die bedauernswerten jungen Menschen jedenfalls trugen ihr Schicksal in bewundernswerter Weise.

Noch ein anderes Erlebnis hat mich tief beeindruckt. Ich hatte erfahren, dass im Lazarett einige Deutsche lagen, und beschloss, mich um sie zu kümmern. Dadurch machte ich die Bekanntschaft eines ehemaligen Intendanten des Memeler Staatstheaters. Er war gelähmt und daher ans Bett gefesselt, aber immer munter und guter Dinge, vor allem in dem Glauben, dass seine Behinderung nur vorübergehender Art sei. Ich besuchte ihn täglich und konnte interessante Gespräche mit ihm führen. Leider habe ich jenen armen Menschen aus den Augen verloren, weil ich nur wenige Monate in diesem Lager blieb.

Ein anderer guter Kamerad, den ich damals kennengelernt habe, war ein athletischer Polizeihauptwachtmeister aus Ostpreussen namens Witt, der mich mit Essen versorgte, wo er nur konnte. Die Verpflegung war nämlich stets schlecht, es gab selten Frischkost. Eine Folge davon soll die Nachtblindheit gewesen sein, unter der viele von uns plötzlich zu leiden hatten. Die Mahlzeiten schmeckten nicht nur schlecht, es gab auch so wenig zu essen, dass man niemals satt werden konnte. Mir ging es ebenso wie allen anderen, doch konnte ich nicht begreifen, dass manche, unter ihnen hohe deutsche Offiziere, die Beherrschung verloren und aus den ausgegessenen Blechnäpfen irgendwelche Reste zusammenkratzten.

Dafür gab es hier aber eine erfreuliche Sensation. Die Lagerleitung hatte eine Theatergruppe geschaffen, die auf der bereits erwähnten Freiluftbühne Vorstellungen gab. Die Leistungen waren erstaunlich, besonders auch gesanglicher Art. Dieses Theater dürfte hauptsächlich wegen eines kulturellen Bedürfnisses eingerichtet worden sein, vielleicht spielte aber auch die Absicht mit, den Gefangenen Zerstreuung zu bieten, damit sie nicht auf Dummheiten kämen, und um sie über die Hoffnungslosigkeit ihres Daseins hinwegzutäuschen.

Abes blieb nur eine kurze Station meiner Odyssee. Im November 1950 ging es in mehreren Etappen, über die nichts Wesentliches zu berichten ist, nach Süden, bis ich eines Morgens in der Schicksalsstadt Stalingrad aufwachte. Noch stärker hatte mich meine Vergangenheit eingeholt, als wir mit einem LKW vom Bahnhof in die Stadt gefahren wurden und unser Transport im Hof des GPU-Gefängnisses stoppte, genau an der gleichen Stelle, an der mein Weg in die Gefangenschaft vor mehr als sieben Jahren begonnen hatte. Man kann sich vorstellen, welche Erinnerungen mich überkamen. Wie anders hätten die Entscheidungen des Allmächtigen damals sein können! Welche Hoffnungen hatten uns bis in die letzten Tage des Untergangs der 6. Armee erfüllt! Und nun hatte es den Anschein, als hätte sich der Ring geschlossen, und das Signal «Grün» für die Fahrt in die Freiheit deute sich an. Dieser ersehnte Zeitpunkt war jedoch noch lange nicht gekommen. Sechs lange Jahre hinter Stacheldraht lagen noch vor mir. Gnädig bleibt den Menschenkindern die Zukunft verhüllt.

WIEDER IN STALINGRAD

Irgendwo am Stadtrand, umgeben von zahlreichen Baustellen, standen Holzbaracken, für uns bestimmt. Und – Welch Wunder! – wir waren jetzt zum ersten Mal unter uns, nur Kriegsgefangene, Deutsche. Die Unterkünfte waren schlecht, wir lebten in einer fürchterlichen Enge; der grosse Küchenbau mit einem geräumigen Speisesaal war das einzige Erfreuliche angesichts der ungewissen Zukunft. Denn unsere gerade keimenden Hoffnungen wurden recht bald zunichte gemacht, als nach ärztlichen Untersuchungen Arbeitsbrigaden formiert und Spezialisten gesucht wurden. Mein Körperzustand bewahrte mich zwar vor der Arbeit, aber der dauernde Aufenthalt in den dicht belegten, ungelüfteten Baracken – es war inzwischen Winter geworden – gehörte nicht gerade zu den Höhepunkten des Alltags.

Erfreulich war dagegen die Tatsache, dass man alten Bekannten wieder begegnete und neue Bekanntschaften schliessen konnte. Hier traf ich den Hauptmann d. Res. Dr. Schmidt wieder, den ehemaligen Oberbürgermeister von Brieg, in Stalingrad als Ic einer Division in Gefangenschaft geraten. Mit ihm und einem ebenfalls aus Schlesien stammenden Oberst sass ich oft beisammen. Schmidt war ein sehr belesener Mann, er hielt im kleinen Kreis interessante Vorträge, u. a. über den zweiten Teil von Goethes «Faust». Ich erinnere mich auch an einen älteren Reservemajor aus dem westfälischen Uradel. Er war seinerzeit nicht zu den «Preussen» gegangen, sondern hatte seine Dienstpflicht im katholischen Bayern abgeleistet, wie das manche seiner Standesgenossen getan haben.

Im Grossen und Ganzen begann von nun an eine Zeit, in der sich die deutsche Begabung zum Organisieren auf jedem Gebiet, besonders auch in kultureller Hinsicht, trotz Stacheldrahts und ewigen Misstrauens sowie mancher Schikanen seitens der Gewahrsamsbehörden bewährte. Die NKWD-Organen, die für das Gefangenenwesen zuständig waren, fanden aber leider in unseren Reihen immer wieder Elemente, die sich als Spitzel gebrauchen liessen. Und es ist beschämend, feststellen zu müssen, dass sich solche nicht etwa nur unter den niedrigen Dienstgraden gefunden haben. Besonders misstrauisch waren die Russen gegenüber jeder Gruppenbildung, sie argwöhnten stets irgendwelche «Subversionsvorbereitungen».

Wir waren unter uns, und dieses Bewusstsein allein war eine Erleichterung für alle diejenigen, die bisher in Straflagern mit internationaler Besetzung gewesen waren. Glücklicherweise hat die Mehrzahl unserer Kriegs- und Zivilgefangenen diese Einrichtungen nicht erlebt. Es sollte sich aber leider herausstellen, dass sich die Zustände in manchen rein deutschen Lagern wenig von jenen in

Workuta und im Gebiet von Karaganda unterschieden. Davon wird noch zu berichten sein.

Vorerst schien sich alles zum Guten zu wenden, man sprach davon, dass nun auch bald die Postverbindung mit der Heimat zustande kommen würde. Das war unsere grösste Hoffnung. Ich hatte seit Weihnachten 1942 keine Nachricht von meiner Familie in Hamburg und lebte in der beängstigenden Ungewissheit über ihr Schicksal, besonders weil ich von den fürchterlichen Luftangriffen der Alliierten erfahren hatte. Und den meisten Kameraden ging es ähnlich. Umso weniger verstand ich es damals, dass sich die Mehrzahl unserer Plennis zu Silvester einer karnevalsmässigen Fröhlichkeit hingab. Ich meinte, dass dazu keine Veranlassung bestand, und fand das Auftreten einiger als Mitglieder einer Damenkapelle maskierter Kameraden recht deplaziert. Vielleicht hätte ich mich über so viel Lebensbejahung und Frohsinn freuen sollen, aber das konnte ich nicht.

Bald nach dem Jahreswechsel 1950/51 wurde unser Lager aufgelöst, und wir wurden auf mehrere in Stalingrad bereits länger bestehende aufgeteilt. Ich kam in das Lager Stalingrad 3, das «Messerschmidt-Lager».

DAS LAGER STALINGRAD 3

Dieses Lager war nicht gross, es bestand aus fünf geräumigen Wohnbaracken, jede mit einer Belegung von mehr als 100 Mann. Die Schlafstätten bestanden aus den üblichen zweistöckigen Kasernenbetten mit schmalen Gängen dazwischen, so dass zur Aufstellung von kleinen Tischen nur unter den Fenstern Platz gefunden werden konnte. Neben den Wohnbaracken gab es eine grosse Küchenbaracke mit einem Essraum, dem Geschirrwaschraum, der Heizungskammer, von der aus die Kessel beheizt wurden, und einem Vorratsraum. Baderaum und Friseurstube, ein grosser Raum für kulturelle Zwecke, Klub genannt, der auch eine Bibliothek enthielt, und der unvermeidliche Karzer vervollständigten den Gesamtkomplex.

Das alles war ja nun nichts Besonderes. Bemerkenswert war die Lage unserer neuen Residenz unmittelbar an der Zariza-Schlucht, der letzten Verteidigungsstellung meiner 44. Wiener Division, aus der ich mit den letzten 80 Mann meines Regiments am 29. Januar 1943 halbverhungert und krank in russische Gefangenschaft gegangen war. Täglich hatte ich nun jene letzten Tage der Schlacht um Stalingrad vor Augen und erinnerte mich an den Untergang der 6. Armee und an den Wendepunkt meines eigenen Schicksals. Und wenn wir später ausserhalb des Lagers zur Arbeit marschierten oder mit dem LKW gefahren wurden, dann kamen wir an jenem Haus vorbei, in dessen Keller der armselige Rest meines einst so stolzen Regiments letzte Zuflucht und Schutz gegen Beschuss und sibirische Kälte gesucht hatte. Es war, als ob man an seinem eigenen Grab vorbeidefiliierte.

Die Stadt selbst zeigte noch überall Spuren des Krieges, zu deren Beseitigung wir nun eingesetzt wurden.

Zunächst bewahrten mich die terminmässig stattfindenden Gesundheitsbesichtigungen – es waren wirklich nur Besichtigungen – vor dem Arbeitseinsatz. Die Entscheidung darüber traf eine Ärztin, der man sich im Adamskostüm vorzustellen hatte. Sie entschied durch den Augenschein, höchstens durch handgreifliche Überprüfung des Vorhandenseins einer ausreichenden Gesässmuskulatur. Jammervolle Anblicke gab es da unter den Älteren. Was sollte man mit ihnen anfangen?

Man kam auf die Idee, uns zu Nachtwachen einzuteilen. Das war gar nicht das Schlechteste. Wir waren etwa 12 bis 14 Mann, bekamen in einer «Stabsbaracke» – nur für Brigadiere und Funktionäre, den «Lageradel» – einen Sonderraum, konnten tagsüber schlafen und begannen unseren Wachdienst im zwei-stündigen Wechsel vom Zapfenstreich bis zum Wecken als Doppelstreife. Da kein Plenni mehr eine Uhr besass, infolge der Zwangsentgeignung dieses von den

Russen begehrten Messgeräts, gewöhnten wir uns an die Zeitschätzung und kamen damit durch Übung auch gut zurecht.

Hier muss ich einflechten, dass nicht nur die Russen unsere Uhren als begehrtenwertige Beutestücke schätzten. Schon im Ersten Weltkrieg gehörte bei Gefangennahme durch die Engländer, wie ich es selbst erlebt hatte, der fordernde Zuruf: «Watch, watch!» zu den üblichen Begleitumständen.

Eine weniger angenehme Seite dieses Wachdienstes war die Feuerkontrolle in den Wohnbaracken zur Nachtzeit – wie man sich bei der durch die dichte Belegung verursachten Wärmeentwicklung und bei den sonstigen Abgasen unschwer vorstellen kann, immerhin wurde auch die am Tag bei der Arbeit benutzte Kleidung getrocknet.

Ich erwähnte bereits, dass die Zustände in den Lagern mit ausschliesslich deutschen Gefangenen nicht immer erfreulich gewesen sind. Das Lager Stalingrad 3 war hierfür ein Musterbeispiel. Die Methode der Russen in bezug auf die innere Organisation der Arbeitslager war einfach. Sie bestimmten einen Lagerältesten, den sie für Ordnung und Disziplin verantwortlich machten. Mit unübertrefflicher Sicherheit fanden sie stets den in ihrem Sinn richtigen Mann für diese Position: Das erste Erfordernis war natürlich, dass er die russische Sprache ausreichend beherrschte, ferner, dass er aufgrund einer gewissen Linientreue das Vertrauen der Russen besass, und vor allem, dass er sich Autorität zu verschaffen wusste. Das geschah meistens nicht etwa durch das Ansehen dieser Person, sondern durch wenig umständliche Methoden, nämlich Terror und Gewalt mit Unterstützung des sich solidarisch betätigenden «Lageradels».

Jedes Lager in Stalingrad hatte bestimmte Arbeitsplätze zu beschicken. Die Arbeitskräfte wurden in Brigaden gegliedert, denen je ein Brigadier und der dazugehörige «Normorowtschik» vorstanden. Letzterer war verantwortlich für die Feststellung und Abrechnung der geleisteten Arbeit jedes einzelnen. Die Brigadiere waren an einer guten Arbeitsleistung ihrer Brigaden interessiert, weil ihr Verdienst davon abhing. Auch die Kriegsgefangenen waren in der Mehrzahl darauf aus, durch Arbeit etwas zu verdienen, um sich in der Kantine eine Zubusse zu der kümmerlichen und einseitigen Ernährung, vor allem Brot oder Brötchen, Zucker und vielleicht sogar Tabak, erstehen zu können.

Das alles war verständlich. Nicht zu begreifen war hingegen die Tatsache, dass sich manche Lagerälteste und Funktionäre, besonders auch Brigadiere, zu Antreibern für die Russen degradierten. Sie benahmen sich wie Gefangenenaufseher, die dafür zu sorgen haben, dass die Sträflinge durch Arbeit ihre verdiente Strafe abbüssen. Zumeist bestand dieser «Lageradel» aus minderwertigen Charakteren, die sich in Lagern, in denen überwiegend Mannschaftsdienstgrade untergebracht waren, bedauerlicherweise brutal durchzusetzen verstanden.

Es ist ein bekanntes Faktum, dass in unsicheren Zeiten die Minderwertigkeit durch Einsatz von brachialer Gewalt die Oberhand behält.

Bei jeder Umwälzung setzen sich zunächst die schlechten Elemente durch, wie auch in unserer Lage. Autoritätsgefühle und Rangordnungen waren beseitigt, Frontkameradschaft, Opferbereitschaft für Volk und Vaterland – alles, was bis vor wenigen Jahren noch an Tugenden Gültigkeit hatte, schien verschwunden, vergessen, der nackte Egoismus beherrschte das Gefangenendasein.

Es muss zur Ehre der anständigen Soldaten, der Männer von der Front, der Charaktere, die man als anständig zu bezeichnen pflegt, der einfachen und unverbildeten, normal empfindenden Menschen gesagt werden, dass sie keineswegs bei diesem Treiben mitmachten, aber vor dem offensichtlich von den Gewahrsamsorganen unterstützten Terror resignierten. Das Erleben der militärischen Niederlage und die Gefangenschaft in den Händen der Russen, die nach meiner Ansicht keine Parallele in der Welt hat, liessen ohne Zweifel eine Stimmung von Trostlosigkeit und Widerstandslosigkeit entstehen, die sich nur allmählich besserte. Von den Elementen der meist geistig und vor allem charakterlich Minderbemittelten, welche die Funktionäre in der Mehrzahl stellten, wurden diese Zustände rücksichtslos für ihre Zwecke und die ihnen von den Russen gestellten Aufgaben ausgenützt. Die Ereignisse hatten sie nach oben gebracht, eine Umwälzung, gleich einer politischen Revolution, hatte die letzten Bande einer Zurückhaltung gelöst; sie hatten nun die Macht in Händen und waren endlich in einer Stellung, ehemalige Vorgesetzte und Autoritätspersonen kommandieren und zuweilen auch schikanieren zu können.

Nicht in allen Lagern haben sich solche Ausartungen gezeigt, sie haben sich auch glücklicherweise allmählich gemildert, doch immer hat es Deutsche gegeben, die sich in ihrer Rolle als Antreiber gefielen und die Anordnungen der Russen «noch päpstlicher als der Papst» durchzuführen bemüht waren. Sie kamen sich dabei als loyale Ordnungsorgane vor, und manche gingen sogar so weit, Verstöße zu melden. Viel schlimmer als diese kleinlichen Angebereien waren die Berichte über antirussische oder antikommunistische Gesinnung oder auch nur Äusserungen, die den Opfern oft Gefängnisstrafen, Verlegung in Lager mit ungesundem Klima (z.B. Moor- oder Zementlager usw.) und somit häufig Gesundheitsschädigungen eintrugen, die in einigen mir bekannten Fällen sogar zum Tod geführt haben.

Jeder Druck erzeugt Gegendruck, und so konnte es nicht ausbleiben, dass in manchen besonders krassen Fällen die «Ferne» rächend eingeschritten ist. Im Lager 1 von Stalingrad z.B. wurde ein solcher Gesinnungslump im Jahre 1953 umgebracht. Eine andere mir bekannte «Strafaktion» fand gegen den ehemaligen Generalleutnant Freiherr v. Lützwow statt, der Gefangenschaftskameraden bei den Russen denunziert haben soll, und zwar aus politischen Gründen, wie ich hörte, er war nämlich Mitglied des «Nationalkomitees Freies Deutschland». Er wurde im Jahre 1954 mit schweren Verletzungen in das Lager Perwouralsk eingeliefert,

worauf ich noch zurückkommen werde. Weit davon entfernt, solche Aktionen zu billigen, muss ich betonen, dass sie nur mit den damals herrschenden Zuständen zu erklären sind, die heute selbst für manche Zeitzeugen von damals nicht mehr vorstellbar sind. Die menschliche Natur hilft glücklicherweise, die schlechten Erlebnisse durch die guten zu verdrängen.

Ob die beiden erwähnten Fälle nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft gerichtliche Folgen hatten, weiss ich nicht. Aber es ist mir bekannt, dass die meisten, denen von Landsleuten durch Gewalttaten oder durch Verrat nicht nur Unrecht, sondern auch gesundheitliche Schädigungen zugefügt wurden, auf eine strafrechtliche Verfolgung verzichtet haben. Leider, denn solche Handlungen verletzten auch unsere Ehre und Würde.

Doch zurück zum Lager Stalingrad 3: Die Zustände im «Messerschmidt»-Lager waren anfangs wenig erfreulich. Messerschmidt hiess der von den Russen eingesetzte deutsche Lagerälteste. Er war eine ungewöhnlich grosse und kräftige Erscheinung, stammte von einem Bauernhof in Hessen, hatte den Krieg als Soldat in einer Veterinärkompanie erlebt, wie er angab, sprach fließend Russisch und führte, mit allen Machtbefugnissen ausgestattet und sich diese selbst zuerkennend, ein herrisches Regime. Wir wurden wie Rekruten behandelt, mussten z.B. zu den Mahlzeiten oder zur Arbeit gruppen- oder brigadeweise in Zweierreihen vor der Baracke antreten und wurden sodann von den betreffenden Brigadiern im Gleichschritt zum Essen oder zur Arbeit geführt. Der Bettenbau war ein besonderes Anliegen des Lagergewaltigen, der durch sein tyrannisches Auftreten und durch seine unglaublichen Grobheiten anscheinend irgendwelche Komplexe abzureagieren versuchte. Dabei bediente er sich unflätiger Ausdrücke, sein Lieblingsspruch war: «Ihr Hurenböcke!» Das Beispiel machte Schule, Brigadiere und Gruppenführer ahmten ihn – mit einigen wenigen Ausnahmen – nach, und es herrschte ein Antreibersystem, wie ich es in keinem anderen Lager bisher erlebt hatte.

Am krasssten wirkte sich die Sklavenarbeit, zu der ich nun auch eingeteilt wurde, aus, wenn im Stalingrader Hafen – der übrigens gar kein Hafen war, nur ein mehr oder weniger steiles Wolgaufer ohne Kaianlagen und Ladekräne – aus riesigen Kähnen Zement, Asbest oder Kalk zu löschen war. Die Arbeit musste nach Akkordvereinbarung in bestimmter Zeit geleistet werden. Jeder einzelne Sack wurde im Schiffsladeraum mit dem zu löschenden Gut befüllt, über eine steile Leiter an Deck und schliesslich auf schwankendem Steg an das Steilufer getragen, und das bei meist glühender Sonne. Die Säcke waren bis zu einen Zentner schwer, Verletzungen und Verätzungen, besonders durch Kalk, blieben nicht aus. Die geleistete Arbeit wurde nach Stückzahl bemessen. Die körperlich starken Sklaven kamen sich wie Helden vor, wenn die von ihnen an Land gewuchtete Anzahl an Säcken von den anderen Sklaven bewundernd genannt wurde. Zu

dieser Glanzleistung in «Wiedergutmachung» war nun nicht jeder geeignet, was manche sicherlich bedauert haben. Die «Arbeiter der Faust» triumphierten, sie konnten sich nicht nur im Ruhm ihres Rekords sonnen, sondern sich darüber hinaus in der Kantine einige Brötchen mehr als die körperlich weniger Begabten erhandeln. Wenn dazu noch der russische Lagerkommandant eine Belobigung aussprach, dann strahlte der stolze Häftling.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob diese Erscheinungen auch bei den Kriegsgefangenen unserer Verbündeten in gleicherweise aufgetreten sind; bei den Japanern jedenfalls nicht.

Wir hatten auch keine freien Sonntage, es wurde Tag für Tag gearbeitet. Alles schimpfte, aber an Auflehnung dachte niemand, sie war ja auch in diesem System unmöglich. So kam denn allmählich eine heimliche Drückebergerei auf, gegen die auch die wildesten Brigadiere auf Dauer machtlos waren. Sie standen im Übrigen mit den sowjetischen Funktionären auf den Baustellen zumeist in gutem Einvernehmen, und da Papier auch in der Sowjetunion geduldig war, wurde manches bescheinigt und auch honoriert, was eben nur auf diesem geduligen Papier geschrieben stand, wobei von den Beteiligten keiner zu kurz kam. Korruption kann auch Freund und Feind vereinen, denn Feinde blieben wir für die Russen.

Viele Arbeiten habe ich in Stalingrad verrichtet, ich habe Baumaterial und Wasser geschleppt, Fensterrahmen eingesetzt, Rohrmatten für den Verputz von Wänden und Decken genagelt, Erdarbeiten durchgeführt, Kisten in einer Fischkonservenfabrik hergestellt, auch anstrengenden Dienst in der Abwaschküche getan, Kessel gereinigt und vieles andere mehr. Ich war damals weit über fünfzig Jahre alt und für schwere Arbeiten körperlich nicht gerade bestens geeignet, aber ich kann nicht sagen, dass mich die schwere Arbeit psychisch oder physisch zu Boden gedrückt hätte. In jenen Jahren der Zwangsarbeit habe ich kennengelernt, was es bedeutet, die lebensnotwendigen Dinge nur durch den Einsatz der eigenen körperlichen Möglichkeiten im täglichen Einsatz von früh bis spät erwerben zu müssen. In diesem Zustand glichen wir Strafgefangenen den Millionen Sowjetmenschen, die jeden Tag ihr Soll erfüllen mussten, um ihre Existenz zu sichern. Wir arbeiteten ja mit ihnen zusammen auf den gleichen Baustellen, kannten ihre Lebensumstände, die Gemeinschaftsbaracken, in denen Jugendliche sowie die unverheirateten Arbeiter und Arbeiterinnen untergebracht waren, und ihre bescheidenen Freizeitmöglichkeiten, die noch geringer als unsere waren. Bessere Ausbildung und damit Aufstieg auf der Stufenleiter, die es auch in der klassenlosen Gesellschaft gab, wurden dem gewöhnlichen Genossen nur nach Lösung der parteiideologischen Eintrittskarte zuteil.

Nicht die Schwere der Arbeit, einer ungewohnten Arbeit unter ständigem Zeitdruck, war das Erniedrigende, vielmehr die Antreiberei unserer Brigadiere, die sich in ihrer gehässigen Grobheit gefielen. Ein sächsischer Gendarm z.B., ein Athlet, der mit seinen Kraftleistungen protzte, machte es sich zum Spass, frühere

höhere Dienstgrade in der übelsten Weise anzupöbeln, umso mehr, als er sicher sein konnte, dass sich keiner mit ihm handgreiflich auseinandersetzen würde. Ich war eine von ihm häufig ausersehene Zielscheibe unflätiger Bemerkungen, aber er beneidete mich eines Tages, als ich die Aufgabe hatte, die sehr primitiven und sehr öffentlichen Aborte auf einer Baustelle, auch jene der Arbeiterinnen, zu reinigen. Er stellte sich anscheinend vor, dass ich meine Tätigkeit auch während der Benutzung durch jene ausüben würde. Für diese seine Phantasien hatte ich allerdings nichts übrig.

Und trotz aller Widerwärtigkeiten und Widrigkeiten, nicht zuletzt auch seitens des Klimas, entstanden durch die deutschen Kriegsgefangenen viele und grosse Bauten, gewaltige Projekte wurden ausgeführt, wie z.B. Abschnitte des Wolga-Don-Kanals, wofür aus unserem Lager Spezialisten angeworben wurden. Die Russen verstanden unter Spezialisten etwas anderes als wir, denn wer einige Male auf einem Bau gearbeitet hatte, war für sie schon Spezialist. Nun, rückblickend bleibt es erstaunlich, dass diese Arbeiten von ungelernten Kräften ausgeführt werden konnten, und zwar gut, von Männern, die weder Maurer, Zimmerer, Betonierer, Klempner oder ähnliches gelernt hatten. Der Deutsche fand sich in allen ihm aufgetragenen Arbeiten zurecht, und seine Leistungen wurden zuweilen auch in aller Offenheit von höheren sowjetischen Funktionären anerkannt. Doch war und blieb diese Arbeit Sklavenarbeit, zu welcher man die Kriegsgefangenen – entgegen allen internationalen Vereinbarungen – mit rigorosen Mitteln und unter scheinbarer Rechtfertigung durch Massenverurteilungen wegen angeblicher Missetaten gezwungen hatte.

Um die Osterzeit des Jahres 1951 trat ein grosses Wunder ein, wodurch die bisherige getrübbte Stimmung der Plennis einer Hoffnungsfreude und Zuversicht wich: Wir durften Karten nach Hause schreiben, erhielten die ersten Antworten und bald darauf auch die ersten Paketsendungen. Wie wurden anfänglich die glücklichen Empfänger beneidet, von Neugierigen umlagert, wie gern zeigten sie die lange entbehrten Schätze und teilten auch freigebig davon aus, wie stolz zeigten sie die ersten Fotos aus der Heimat, und wie sehnsüchtig wartete nun jeder auf den Augenblick, an dem sein Name auf der Empfängerliste stand! Wenn man nach der Rückkehr von der täglichen Arbeit den Zuruf eines Freundes: «Du hast ein Paket!» hörte, dann stellte man sich geduldig in die lange Reihe der Wartenden, bis die Ausgabe erfolgte. Dies war meist eine arge Nervenprobe.

Natürlich wurden die Päckchen von den Russen geöffnet und der Inhalt überprüft. Und das geschah meist in recht schikanöser Weise. Für die an der Paketausgabe beteiligten NKWD-Soldaten mag es auch nicht leicht gewesen sein, denn was da aus Deutschland herankam, war ihnen sicher nicht einmal vom Hörensagen bekannt. Und die jüngeren unter ihnen konnten in der Folge der Verlockung nicht widerstehen, sie lieferten nach kleinen Bestechungen mit Zigaretten oder Schokolade manches Paket unkontrolliert aus. Besonders erregten z.B.

Schmuckdosen für Kekse und ähnliches ihre Begehrlichkeit, und wir erfuhren, dass man für diese Dinge auf dem «schwarzen Markt», den es übrigens in jeder russischen Stadt gab, hohe Preise erzielte. Sogar leere Konservenbüchsen waren gefragt. Man muss sich vor Augen halten, dass damals in der weiten Sowjetunion grosser Mangel an Gebrauchsgütern herrschte, selbst an den primitivsten Gegenständen.

Unser Lebensstandard hob sich zusehends, denn der Paketstrom wurde immer stärker, und mit ihm erwachte ein grösseres Verbundenheitsgefühl, man teilte gerne mit den «Habenichtsen», denn es gab leider Kameraden, die leer ausgingen, weil ihre Angehörigen vermisst oder sonstwie unauffindbar waren. Der Zufluss an Nahrungsmitteln war schliesslich derart, dass manch Glücklicher auf die zustehende Verpflegung mehr oder weniger gänzlich verzichten konnte und sich lediglich von den hochwertigeren Produkten der Heimat ernährte. Den verschiedenen Hilfsorganisationen in unserem Vaterland, besonders auch dem Hilfswerk von Bischof Heckel, hat wohl jeder Gefangene ein Denkmal in seinem Herzen gesetzt.

Aber nicht nur essbare Dinge erreichten uns, auch Unterwäsche, Kleidungsstücke, Dinge zur Körperpflege und was sonst zur Komplettierung eines westlich zivilisierten Menschen nötig war, erhielt man, und bald konnte sich der Arbeitsmann nach Feierabend der nivellierenden Sträflingskleidung entledigen und, je nach Möglichkeit, modisch adjustiert auf der Lagergasse dahinspazieren. Die Gleichmacherei begann allmählich zu verblassen, denn Kleider machen eben doch Leute, und mit der besseren Kleidung, dem gepflegten Äusseren fanden die sozialen Unterschiede wieder Eingang, ohne die Kameradschaft zu mindern. Auch die Umgangsformen wurden von jenen wiederentdeckt, die zuvor auf sie völlig verzichten zu müssen geglaubt hatten – selbst von den rüden und polternen Funktionären!

So änderte auch der Lagerälteste, Messerschmidt, sein Verhalten völlig, er wurde für alle umgänglich, sorgte für Verbesserungen im Lager und liess u.a. Wasch- und Brauseanlagen für die heissen Sommermonate im Freien erbauen. Die Materialien dazu wurden einfach auf den Baustellen «organisiert», natürlich mit Wissen und Duldung der russischen Lageroberen, für die bei solchen Anlässen stets etwas mitbesorgt wurde. Messerschmidt konnte alles und machte alles, er besass das uneingeschränkte Vertrauen der Russen und durfte sogar allein mit einem lagereigenen Pferdewerk durch die Stadt und zu den einzelnen Arbeitsbrigaden fahren. Der grösste Witz war aber, dass er sich für eines der Lagerpferde einen Sattel besorgt hatte – übrigens einen deutschen Armeesattel – und auf einem eigens angelegten Zirkel sein Reitpferd in allen Gangarten bewegte. Ihm war eben alles erlaubt, auch die Beschaffung des beliebten «Wässerchens», des guten Wodkas, den ihm zuweilen sogar ein Posten der Lagerwache aus der Stadt besorgte.

Sogar für kulturelle Veranstaltungen sorgte er. Eine Musikkapelle wurde gegründet, in der er zuweilen Trompete spielte, auch sang er gerne und gut, sein Paradedstück war das Lied: «Vor meinem Vaterhaus steht eine Linde ...»

Im «Klub» stand ein – natürlich aus Deutschland «befreites», recht gutes – Klavier, und an den freien Sonntagen, die es später wieder gab, wurden hier Matinéés veranstaltet, denn wir verfügten über sehr gute Amateurmusiker und Rezitatoren. Schliesslich gab es auch «Bunte Abende» mit wechselnden Programmen. Einmal ging sogar der Einakter «Tobby» von Curt Götz über die Bühne, den ich selbst aus dem Gedächtnis nachgeschrieben hatte. In den dreissiger Jahren hatte ich nämlich die Rolle des «Harry» in dieser kleinen und reizenden Komödie auf der Bühne einer Amateurtheatergruppe im Rheinland gespielt.

Neben der heiteren Muse wurden auch ernstere Dinge gepflegt; so konnten wir z.B. klassische Musik hören, weiters Vorträge aus den verschiedensten Wissensgebieten von namhaften Gelehrten. Die Weihnachtsfeiern wurden stil- und würdevoll gestaltet – Benno v. Arent, der ehemalige Kunstwart des Dritten Reiches, entwarf zu einer solchen das Bühnenbild –, es gab häufig Geburtstagsständchen, und schliesslich kam auch die sportliche Betätigung in Gang. Dies verständlicherweise erst, nachdem sich der allgemeine Gesundheitszustand gebessert hatte und die notwendigen Utensilien aus der Heimat angelangt waren. Fussball- und Handballmannschaften fanden sich zusammen und begeisterten die Zuschauer bei ihren Spielen, auch Tischtennisturniere wurden veranstaltet.

Die Wandlung im Bewusstsein der Gefangenen, die sich als Folgeerscheinung ergab, veränderte von da an das Leben allgemein im positiven Sinn. Die Verkrampfung der Zwangsgemeinschaft lockerte sich zwar in der nun zur Verfügung stehenden Freizeit, aber die tägliche Arbeitsfron brachte auch immer wieder Friktionen mit sich, die einem normalen Zusammenleben im Weg standen.

Die schlechten Charaktere zeichneten sich in der Regel durch Beharrlichkeit aus, sie besserten sich nicht, obwohl wir ja in sogenannten «Arbeits- und Besserungslagern» von unserer kriegsverbrecherischen Mentalität zur höheren Gesittung des Sowjetmenschen umgeschult werden sollten. Das übliche Spitzelsystem sorgte dafür, dass man sich stets nur in kleinen Kreisen und nur mit Kameraden zusammenfand, deren Zuverlässigkeit erprobt war.

Bespitzelt wurden in erster Linie die ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS, die zumeist gut zusammenhielten, und besondere Persönlichkeiten, zu denen zu gehören auch ich die Ehre hatte. Den Beweis dafür fand ein Leidensgefährte, als er das Büro des zuständigen Kommissars zu reinigen hatte und dabei in der irrtümlicherweise nicht abgesperrten Schreibtischlade die Spitzelberichte entdeckte. Da sie wie üblich mit den Decknamen jener Ehrenwerten unterzeichnet

waren, konnten sie keine Gewissheit über deren Identität bringen. Misstrauen und Verdächtigungen herrschten also weiterhin vor.

Einmal platzte jedoch eine Bombe. Schlagartig wurden mehrere Kameraden, darunter der SS-Sturmabführer Scheermann, Kommandeur des Pionierbataillons der SS-Division «Totenkopf», eines Nachts festgenommen und fortgeschafft. Man hörte, sie würden wegen angeblicher Sabotageakte auf einer Stalingrader Baustelle verdächtigt. Über ihr Schicksal ist nie wieder etwas verlautbart worden, leider auch nichts über den oder die Spitzel, die sie auf dem Gewissen hatten.

Kurz nach diesem Ereignis, man schrieb Frühjahr 1952, wurden aus dem grossen Lager 1, dem grössten Lager von Stalingrad, das als besonders gut organisiert galt, mehrere Kameraden in unsere Residenz überführt, unter ihnen der bekannte Turnier- und Rennreiter sowie Olympiasieger von 1936, Major Freiherr v. Wangenheim. Sie waren z.T. gefesselt und verschwanden zunächst im Karzer. Nach einigen Tagen erschienen sie in unserer Mitte. Von Wangenheim erfuhr ich, dass er während des Krieges zeitweise als Militärattaché in Ankara tätig war, weshalb die Russen ihn für sehr interessant hielten und ihn immer wieder langen Verhören unterzogen. Sein Gesundheitszustand hatte unter den häufigen Vernehmungen und mancherlei Schikanen der vernehmenden Kommissare sehr gelitten, da er seine Kenntnisse nicht preisgab.

Wir kamen in unserer Freizeit häufig zusammen, und er erzählte sehr eindrucksvoll von seiner Vergangenheit. Der Pferderennsport spielte in der Wehrmacht eine ähnlich wichtige Rolle wie im kaiserlichen Heer, wenn auch naturgemäss nicht in jenem grossen Rahmen. Die Jagd- und Hindernisrennen – normale Rennen ritt der Offizier nicht – übten ihre Anziehungskraft auf das pferdesportbegeisterte Publikum aus wie einst, und die Wettleidenschaft tat das übrige. Wangenheim war nach seinen Turniererfolgen auch ein bekannter Rennreiter geworden. Als er eines schönen Tages auf der Grunewald-Rennbahn vom Sattelplatz zum Aufgalopp ritt, rief ihm ein waschechter Berliner Rennbahnbesucher, auf die weisse Barriere des Zuschauerfeldes gestützt und mit seinem Wettschein wedelnd, mahnend zu: «Wangenheim, jib dir Mühe, ick habe meine letzten Kohlen uff dir jestellt!» Wangenheim hat ihn damals auch nicht enttäuscht.

Am aufregendsten waren seine Schilderungen über die reitsportlichen Wettkämpfe der Olympischen Spiele von 1936. Die «Military» auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes Döberitz mit ihren schwierigen Hindernissen hatte leider dem unvergessenen, besten Dressur- und Springreiter der damaligen Zeit, Freiherr v. Langen, ein jähes und tragisches Ende gebracht und dem damaligen Oberleutnant v. Wangenheim einen Schlüsselbeinbruch eingetragen. Mit dieser Verletzung ritt er aber noch im Stadion ein schweres Jagdspringen und sicherte mit seinem fehlerfreien Ritt die Goldmedaille für die deutsche Mannschaft. Wie schön erstand mit diesen Erinnerungsbildern die Zeit der dreissiger Jahre wieder

auf, in der unser Vaterland auf der Höhe seiner politischen Bedeutung – im Inneren einig und vom Ausland geachtet – zu sein schien. Damals hatten wir nur Glanz und Gloria gesehen und zufriedene Menschen. Die schlechten Seiten der Diktatur waren uns allgemein nicht bewusst gewesen, sie wurden überdeckt von den Erfolgen oder angeblichen Erfolgen, und man hielt manches für übelwollende «Meckerei», was in der Tat ehrliche und berechtigte Opposition sowie berechtigte Unzufriedenheit war. Uns Soldaten ging es damals gut, wir waren sehr geachtet und standen fern von ideologischen Beeinflussungen, hatten Adolf Hitler den Fahneid geleistet, waren unpolitisch und derart in unseren Dienst eingebunden, dass wir uns nur unseren militärischen Aufgaben widmeten. – Wie gerne fühlte man sich in jene Zeit von Glanz und Gloria zurückversetzt, angesichts der Trost- und Aussichtslosigkeit des Sträflingsdaseins als angeblicher Kriegsverbrecher!

Und aus dieser Aussichtslosigkeit heraus entstanden mit unseren Sehnsüchten, wie damals in Karaganda oder Workuta, auch hier kleine Wahnvorstellungen, über die man heute lächeln würde, die aber zu jener Zeit ernstlich Eingang in unsere Gehirne fanden. Eines Tages sass ich mit Wangenheim zusammen, wir blickten über den Drahtzaun in die Landschaft. Da sass tatsächlich draussen auf der Wiese ein russisches Mädchen und schaute unverwandt in das Lager, hin und wieder mit der Hand irgendeine Bewegung machend. «Sehen Sie», sagte Wangenheim, «man ist draussen absolut im Bild, wir haben Verbindungen, die sicher nach Deutschland gehen.»

Es stellte sich aber heraus, dass es sich um ein Mädchen aus der Stadt handelte, das sich auf die Distanz in einen von unseren Kameraden, einen sehr gut aussehenden Kerl, verliebt hatte und ihn mit den Augen der Liebe im Lager suchte. Beide hatten zwar mehr Möglichkeiten als das antike Liebespaar Pyramus und Thisbe, die nur über eine kleine Mauerspalte als Verbindungsmöglichkeit verfügten, aber auch sie kamen nicht zum gewünschten Ziel.

Wangenheim blieb nur kurze Zeit in unserem Lager, er wurde bald wieder in ein anderes transferiert und nahm sich dort eines Tages das Leben. Warum? Man sagte, dass er den sich fortwährend wiederholenden Vernehmungen durch die sowjetischen Kommissare nervlich nicht mehr gewachsen war und aus diesem Grund den Freitod wählte. Von seinem Opfer spricht heute niemand mehr.

Unsere Arbeitsaufgaben brachten uns im Lauf der Jahre 1951-1953 auf die verschiedensten Baustellen, und so lernten wir die vielen Stadtteile Stalingrads kennen. Die Stadt war durch die Kämpfe hauptsächlich an den Brennpunkten nachhaltig zerstört, dort, wo grosse Häuserblocks und die riesigen Fabrikanlagen als Zentren des Widerstands hartnäckig und tapfer verteidigt worden waren. Die enorme Ausdehnung der Stadt, v. a. in Nord-Süd-Richtung, und die Tatsache, dass sie zu ca. 80% aus kleinen Holzhäuschen bestand, erklärt, dass manche

Stadtgebiete unversehrt waren. Unsere Wiederaufbautätigkeit war besonders auf die Stadtmitte, die grossen Fabriksgelände und die neu geplanten Wohnviertel konzentriert, in weiterem Verlauf auch auf die Schaffung der bisher nicht vorhandenen Hafenanlagen, die ich noch zu schildern haben werde. Die Planungen, an welche die Bauleiter bis ins Detail gebunden waren, erfolgten in Moskau. Man hatte einen Zuckerbäckerstil entwickelt, der sich mehr an den Fassaden als an der Zweckgebundenheit der Bauten orientierte. Ein wenig muss wohl der alte Herr Potemkin Pate gestanden haben.

Wir bauten beispielsweise grosse Wohnkomplexe, die – viereckig, um einen grossen Innenhof angelegt – festungsartig wirkten. Die Etagenblocks waren von aussen nur durch je einen Eingang mit Treppenhaus zu erreichen, das unterste Geschoss war für den Hauswart bestimmt, dem die Kontrolle der Bewohner oblag. Die Wohnungen selbst bestanden aus je drei Räumen, einschliesslich Küche mit einem Kohlenherd, und waren mit Bad und Toilette ausgestattet. Der Raumangel war damals in Stalingrad noch so gross, dass in einer solchen Wohnung eine mehrköpfige Familie oder zwei kinderlose Familien, je in einem Zimmer, untergebracht werden mussten. Zur Sommerzeit schlief übrigens ein Teil der Bewohner auf dem Balkon, falls vorhanden.

Die Wohnungen wurden zentral beheizt, die Heizanlage, das Kesselhaus und der für jeden grossen Wohnblock errichtete Kindergarten – die Ehefrauen waren ausnahmslos werktätig – befanden sich innerhalb des sehr geräumigen Innenhofs.

In der Stadtmitte, in der Nähe des Roten Platzes, lagen die Verwaltungs- und Parteibauten, das Theater und ein Kaufhaus. Übrigens standen auf diesem Platz neben einem gewaltigen Stalin-Denkmal die überall in der Sowjetunion üblichen Plakattafeln mit den überlebensgrossen Porträts der Regierungsmitglieder und kleinere Tafeln, auf denen die örtlichen Bestarbeiter und Übernormerfüller teilweise mit Fotos ausgestellt wurden, zur Nacheiferung empfohlen.

In der Innenstadt befanden sich u.a. ein grosser Hotelneubau und ihm gegenüber der Kulturpark mit mancherlei Einrichtungen zur Belustigung der Sowjetgenossen, beispielsweise mit einer betonierte Tanzfläche und einem Kino.

Das Stadtzentrum mit seinen parkartigen Anlagen war übrigens sehr sauber und machte einen bemerkenswert gepflegten Eindruck, der im Gegensatz zu der Einheitskleidung von Männlein und Weiblein mit ihren nicht gerade fröhlichen Gesichtern erfreulich wirkte. Ausserhalb des Stadtzentrums und der grossen neuen Wohnviertel sah man nur die noch aus der Zarenzeit stammenden Holzhäuser mit teilweise schön geschnitzten Tür- und Fenstereinfassungen, einem kleinen Vorbau vor der Haustür, einem Holzzaun und einer überdachten Toreinfahrt – aber das alles farblos, durch Wind, Schnee und Regen im Lauf der Jahre grau geworden. Keine Farbe, keine Blumen, alles grau in grau. In diesen Stadtteilen gab es auch keine Pflasterstrassen, zur Zeit der Regengüsse oder im Win-

ter waren hier die Möglichkeiten für den Fussgänger- und Autoverkehr der Bedeutung dieser grossen Stadt keineswegs angemessen.

Man sagt, dass man ein Volk danach beurteilen kann, wie es die Ruhestätten seiner Toten pflegt. Daran gemessen, stand es damals schlecht: Die Friedhöfe waren schauerliche Einöden, auf denen das wilde Gras die ungepflegten Grabhügel und die holzgefertigten, rot bepinselten Sowjetsterne, die als Grabmale dienten, überwucherte.

Dieser Eindruck stand ganz im Gegensatz zu den Begräbnissitten. Die Leichenbegängnisse wurden zelebriert: Der Sarg mit dem Verblichenen wurde offen durch die Stadt geführt, ein naher Verwandter trug den Sargdeckel voraus, dann folgte häufig eine Musikkapelle – wenn die Hinterbliebenen sie bezahlen konnten – mit schmutzigen Blasinstrumenten, pausenlos Chopins Trauermarsch wiedergebend, gefolgt von den wohl ebenfalls gemieteten Klageweibern, die laut lamentierten und die Hände rangen.

Ein wenig skurril wirkten auf uns die potemkinschen Gaukeleien, wenn ausländische Delegationen die Stadt des grossen Sowjetführers besuchten. Wir haben als Gefangene solche Ereignisse mehrfach miterlebt und die näheren Einzelheiten aus erster Hand erfahren, sofern wir nicht überhaupt Augen- und Ohrenzeugen waren. Eines Tages kam z.B. eine Delegation aus der sowjetisch besetzten Zone unseres Vaterlandes, der sogenannten DDR, mit Herm Wilhelm Pieck an der Spitze in einem schönen Sonderzug angefahren. Es muss im Sommer 1951 oder 1952 gewesen sein. Von unserem Lager aus konnten wir die Ankunft des Luxuszuges genau beobachten. Wir durften an diesem Tag nicht auf unsere Baustellen in der Stadt und hatten einen Ruhetag, worüber wir natürlich keineswegs traurig waren. Aufschlussreich waren die für den Pieck-Besuch von den Russen getroffenen Massnahmen. In unserem Lager, das von der Bahn aus einzusehen war, hatte man die an den Ecken errichteten Wachtürme abmontiert. Auf den Bauplätzen waren die Schilder mit deutschen Aufschriften (Warn-, Richtungsschilder etc.) durch solche in russischer Sprache ersetzt worden. Auf einem grossen Bauplatz hatte man sogar Schilder mit der Aufschrift «Hier arbeiten die Komsomolzen» angebracht, und wirklich waren an jenem Tag Arbeitsbrigaden der Stalin-Jugend dort tätig.

Nach Abfahrt der deutschen Delegation erzählte man uns auf den Baustellen weitere reizvolle Einzelheiten. Die deutschen Gäste hatte man in einem Hotel untergebracht. Aus den Häusern gegenüber den von ihnen bewohnten Zimmern hatte man die Bewohner für diese Zeit ausquartiert und dafür gutaussehende und gut gekleidete Familien mit Kindern eingeschleust. Den Gästen boten sich also frühmorgens, wenn sie aus ihren Fenstern blickten, recht erfreuliche Bilder. Sauber gekleidete Kinder tobten fröhlich mit allem möglichen Spielzeug auf der Strasse umher, aus den geöffneten Wohnzimmerfenstern der Häuser hörte man fröhlichen Gesang oder Klavierspiel, und – oh Wunder! – durch die offenen Bal-

kontüren sah man sogar gelegentlich eine schlanke Schöne im Sportdress bei der Morgengymnastik. Auf neugierige Fragen gestand man, dass es sich um Angehörige von Arbeiterfamilien handle, deren Haushaltsvorstände augenblicklich zur Normerfüllung abwesend seien.

Aussenstehenden mögen solche Schilderungen unwahrscheinlich, übertrieben klingen. Man könnte auch auf dem Standpunkt stehen, dass sie, wenn schon nicht wahr, so doch gut erfunden seien. Wir aber, die wir jahrelang in diesem Arbeiter- und Bauemparadies zu leben und zu arbeiten gezwungen waren, könnten noch mehr Lieder von den phantasiebegabten Managern der sowjetischen Propagandatechnik singen.

Diese Besuche waren für uns nur ein kurzes Atemholen. Die Arbeit ging weiter, die zu erfüllenden Normen blieben die gleichen. Wir waren nun einmal Verbrecher, wozu uns die sowjetischen Machthaber mit oder ohne Gerichtsverfahren erklärt hatten, und konnten uns ausrechnen, dass sie sich nach Artikel 75 der Genfer Konvention für befugt hielten, uns bis zur Verbüßung unserer Strafen als Kriegsgefangene interniert zu halten. Welch grossen Betrug die Regierung der Sowjetunion damit erfolgreich durchgeführt hatte, dessen wurden wir uns damals kaum bewusst, und weder die anderen Siegerstaaten, die mit der Zurückhaltung ihrer Kriegsgefangenen ähnliche Absichten verfolgten, noch der Internationale Gerichtshof in Den Haag bremsen die Rachegeleüste der Russen. Aber die Hoffnung war in unseren Herzen geblieben, wie zuunserst in der mythischen Büchse der Pandora, und der Postverkehr mit der Heimat gab steten Auftrieb.

Im Frühsommer 1952 arbeitete meine Brigade u.a. für eine Fischkonservenfabrik in der Nähe des Ufers der Wolga. Der Arbeitsplatz befand sich im Freien, wir fabrizierten Holzkisten. Die Tätigkeit war nicht anstrengend, allerdings aufgrund der starken Sonneneinstrahlung ohne schützendes Dach wenig angenehm. In der kurzen Mittagspause konnte man jedoch ein kleines Schläfchen im Schatten der Kistenstapel geniessen. Ein Arbeitskollege an meinem Werk Tisch war der Hamburger Biologe Dr. Thiel, ein universell gebildeter Mann. Unsere Unterhaltungen werde ich nie vergessen. Er hielt mir interessante Vorträge, die er später einmal zu veröffentlichen gedachte und die vorerst nur in der Konzeption existierten. Sie behandelten in der Hauptsache zwei Themen, nämlich: «Die Überwindung der europäischen Geisteskrise» und «Die Lehren der Naturwissenschaft und die christliche Verkündigung». So wurde die Arbeit nicht langweilig, und ich freute mich täglich auf die Fortsetzungen.

Erwähnenswert ist im Zusammenhang mit der Konservenfabrik noch Folgendes: Das Fabriksgelände war durch eine hohe Bretterwand umzäunt und wurde ausserhalb der Arbeitszeiten und während der Nacht durch Wachposten mit Gewehren bewacht. Mit der Sicherheit in Stalingrad kann es also damals wohl nicht weit her gewesen sein.

Am Aussentor befand sich übrigens eine kleine Verkaufsbude, in der Fischabfälle an die Bevölkerung verkauft wurden. Lange Schlangen von armseligen Frauen standen stundenlang an, um das Hauptprodukt für ihre bescheidenen Suppen zu erstehen – und das angesichts der fischreichen Wolga.

Im Spätherbst und Winter war ich zeitweise mit Innenarbeiten in der neu erbauten Forstakademie beschäftigt. Auch hier gab es wieder viel Fassade, eine protzig wirkende Eingangshalle und einen Festsaal mit falschen Marmorsäulen und gipsgegossenen Akanthus-Kapitellen, hingegen waren die Wohnräume für die unterzubringenden Schüler kümmerlich ausgestattet.

Hier wie auf allen anderen Baustellen beherrschten wir deutschen Kriegsgefangenen das Feld. Die russischen Bauleiter überliessen unseren Brigadiern die Arbeitseinteilung und -durchführung, kontrollierten ab und zu den Fortschritt der Arbeiten und sassen ansonsten in ihrem Baubüro bei dem leidenschaftlich betriebenen Schachspiel. Sie konnten sich auch auf die Plennis verlassen, denn einerseits arbeiteten sie gut, zuverlässig und fleissig, andererseits waren sie stets zu privaten Abzweigungen vom sowjetischen Volkseigentum im Verein mit den Russen bereit. Diese «*Corruptio sine qua non*» schaffte eine engere Bindung, als es eine Ideologie je ermöglicht hätte.

Es kam das Weihnachtsfest des Jahres 1952. Der grosse Essraum im Lager war mit viel Mühe ansprechend hergerichtet worden, aber nur eine kurze Gedenkfeier war uns möglich, weil wir an diesem Tag wie an jedem anderen zur Arbeit mussten und erst am späten Nachmittag zurückkamen. Natürlich waren unsere Festtage nicht mit den russischen identisch, aber in jenem Jahr, in dem wir mit den Sendungen aus der Heimat zum ersten Mal eine Weihnachtsfeier würdig gestalten hätten können, war für uns das mangelnde Entgegenkommen des russischen Lagerkommandanten, des «*Steppenwolfs*», sehr schmerzlich.

Das neue Jahr, 1953, wurde ein besonderes. Für uns begann es zunächst wie gewohnt mit einem strengen Winter und dadurch härteren Arbeitsbedingungen, besonders bei den Aussenarbeiten. Die Russen stellten auch im Winter das Bauen nicht ein, Sand, Zement, Mörtel etc. wurden auf den Baustellen in grossen Baracken mittels eigens dafür konstruierter Heizanlagen vorgewärmt. Es gab also keine Feierschichten für Maurer und Gehilfen. Aber auch die Innenarbeiten boten bei den Wintertemperaturen keine Annehmlichkeiten. Die wenigen Freizeitstunden in unseren zwar warmen, aber aufgrund der dichten Belegung stickigen und stinkigen Baracken ermöglichten in den kalten Monaten nicht immer die nötige Entspannung. Sie führten jedoch zum Zusammenschluss in kleineren Kreisen Gleichgesinnter, und wir erlebten trotz der Enge manch schöne und besinnliche Abende.

Gegen Ende des Februar wurden Gerüchte laut, dass Stalin ernstlich erkrankt sei. An den Mienen der Lageroffiziere war eine Besorgnis abzulesen, die dem

Beobachter nicht nur mit dem wahrscheinlichen Ableben des Staats- und Parteiführers erklärbar erschien. Übrigens hatte man in jenen Tagen eine Rundfunk-Lautsprecheranlage installiert, und so erhielten wir die neuesten Nachrichten aus erster Hand. Tagelang berichtete man über den Krankheitszustand des Diktators. Das Bild der Stadt zeigte indessen keinerlei Veränderungen, die Gesichter der Menschen blieben so stumpf wie bisher, für uns schienen sie wie sonst ihrer Arbeit nachzugehen, und weder Anteilnahme noch Erleichterung waren erkennbar.

Anfang März, am 5. des Monats, meldete Radio Moskau den Tod von Stalin. Es ist wohl zu begreifen, dass wir keinerlei Anteilnahme empfanden, wir, die wir ihm allein unser Sträflingsdasein zu verdanken hatten. Wenn wir aber damals schon gewusst hätten, welches Schicksal er uns zusammen mit Franklin Delano Roosevelt anlässlich der Konferenz von Teheran – wie erwähnt – zugebracht hatte, dem wir nur durch Churchills Ablehnung entgangen waren, hätten wir das Gegenteil einer Anteilnahme gefühlt.

Mehrere Monate später, als die Verhaftung von Berija, dem Chef des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, bekannt wurde, gingen Gerüchte um über ein angeblich unnatürliches Ende des Generalissimus und über die damit in Zusammenhang stehende Inhaftierung Berijas, der ja später hingerichtet worden ist.

Der Vollstrecker der Revolution war tot. Wer würde seine Nachfolge antreten? Die Namen der nächsten am Thron, die man täglich im Moskauer Rundfunk erwähnte, waren für uns Schall und Rauch. Auch glaubte niemand, dass sich in unserer Lage etwas zum Guten ändern würde. Nachdem man den grossen Nachfolger Lenins mit Pomp zur ewigen Ruhe neben seinen Meister und Lehrer gebettet hatte, setzten die Weisen des Obersten Sowjets Georgi Maximilianowitsch Malenkow auf den höchsten Posten. Sein Riesenporträt prangte jetzt neben jenen der anderen Regierungsmitglieder an den Staatsgebäuden und am Roten Platz vor dem Stalin-Denkmal. Irgendwelche Veränderungen der allgemeinen Situation waren nicht zu vermerken, und für uns änderte sich schon überhaupt nichts.

Es wurde Frühling, und die warme Sonne wirkte belebend auf unsere Stimmung. Man konnte wieder nach der Arbeit im Freien sitzen, bis zum Zapfenstreich, der uns in die Baracken zwang. Und überraschend kamen Gerüchte auf, das Lager werde aufgelöst, man munkelte sogar von Heimtransporten. Grosse Ereignisse kündigten sich auch in der Sträflingssphäre der auf Geheimhaltung bedachten Sowjetunion durch untergründiges Raunen an. Und tatsächlich – im April wurde durch Listen bekanntgegeben, wer kurzfristig mit einem Abtransport zu rechnen habe. Natürlich hiess es nur Transport, irgendwohin, nicht etwa nach Hause.

Dann ging alles sehr rasch, die in der Notzeit zu Freunden Gewordenen verabschiedeten sich voneinander und bekräftigten noch einmal die gegenseitigen

Versprechen, den Freund, den Kamerad nicht zu vergessen und die Angehörigen schnellstens zu benachrichtigen. Ein grosser Transport verliess das Lager, die Zurückgebliebenen, zu denen auch ich gehörte, wurden einige Tage danach in das grosse Lager 1 von Stalingrad verlegt, im Nordteil der Stadt gelegen. Hier muss ich in meiner Erzählung mehrere Monate zurückblenden, in das vorangegangene Jahr.

Vom Lager 1 wussten wir schon lange durch Schilderungen einiger Kameraden, die von dort zu uns gebracht worden waren, z.B. auch v. Wangenheim. Wir hatten mit der Belegschaft dieses Lagers im Sommer und Herbst des Jahres 1952 auf einer grossen Baustelle zusammengearbeitet, nämlich bei der Ausgestaltung des Wolgaufers am sogenannten Hafen, der in der Hauptsache aus einem schwimmenden «Wasserbahnhof» für Personendampfer bestand. Eine Verbindung mit diesen Kameraden war aber zunächst durch eine hohe Trennwand aus Brettern unmöglich gemacht worden. Erst nach einigen Wochen wurde sie beseitigt, und so traf man alte Bekannte, sogar aus Friedenszeiten, wieder und erfuhr manche beruhigende oder bedrückende Nachricht über jene Kameraden, die noch bis zum bitteren Ende in Deutschland gekämpft hatten. Unter den ehemaligen Stalingradkämpfern begegnete ich nach neun Jahren meinem ehemaligen Divisionskommandeur Generalleutnant Deboi wieder, dessen Gesundheits- und Gemütszustand sich in diesen Jahren stark verschlechtert hatte. Er sollte die Heimat nicht mehr wiedersehen und verstarb später in der Gefangenschaft. Der General erkannte mich zunächst gar nicht wieder, obwohl ich vom Winter 1941/42 an bis zum Untergang in unserer Schicksalsstadt im gleichen Verband unter seinem Befehl gestanden war. Auch den aufrechten Oberstleutnant v. Below traf ich, den letzten la der Armee Paulus, mit dem mich besonders unsere preussische Gesinnung verbunden hat.

Doch weiter mit der Schilderung des Hafenausbaus: Das Gelände umfasste nach meiner Schätzung mehrere tausend Hektar, es fiel sanft von der hoch über dem Wasserspiegel der Wolga liegenden Stadt zum Ufer ab und war unbebaut. Durch unsere Arbeit entstanden in monatelanger Fron gärtnerische Anlagen mit schönen Wegen, Pflasterstrassen, weiten Plätzen mit Bänken an Aussichtsstellen und Pavillons im klassischen Stil, schliesslich auch eine zum Wasserbahnhof hinabführende, in mehreren Absätzen angelegte Steintreppe, gekrönt von einem antiken Säulenbau, den Propyläen nachempfunden, der mit den Symbolen der Sowjetunion reich dekoriert war.

Der Wasserbahnhof selbst, errichtet auf gewaltigen schwimmenden Pontons, bestand ganz aus Holz und war in dem damals von den Russen beliebten, sehr viele klassische Motive verwendenden Stil gebaut, mit einer grossen Empfangs- und Wartehalle, in der zwei gegenüberliegende Wände mit Riesengemälden geschmückt waren. Das eine stellte den Gegenangriff der Russen vom Wolgaufer aus zur Wiedereroberung der Stadt dar, das andere symbolisierte die siegreiche

Gemeinschaft der Arbeiter und Bauern aus allen Volksstämmen der grossen Union der Sowjetrepubliken, gemalt in Farbe und Form des idealisierten Realismus.

Die Arbeit war für einige Brigaden, denen leider auch ich angehörte, sehr anstrengend, da es sich um Erdarbeiten handelte. Glücklicherweise hatte sich der allgemeine Gesundheitszustand durch die Lebensmittelsendungen aus der Heimat so gehoben, dass niemand mehr durch Überforderung und gleichzeitige Unterernährung zum Dystrophiker wurde. Beginn und Ende des Arbeitstages sowie die Mittagspause wurden durch die bekannten Homsignale angekündigt, und jeder Plenni freute sich, wenn das abendliche Signal «Abrücken in die Quartiere!» vom runden Pavillon aus über das Wolgaufer erklang.

Soweit meine kurze Rückblende auf die gemeinsame Arbeit mit den Kameraden vom Lager 1 im Sommer und Herbst 1952. Nun hatte das Programm unserer Betreuer die Zusammenlegung mit diesem Lager vorgesehen, aus dem eine entsprechende Anzahl an Gefangenen in gleicher Weise auf «Transport» gegangen war wie unsere bisherigen Kameraden des «Messerschmidt-Lagers». Ein neuer Abschnitt begann, jedoch für viele von uns noch nicht der letzte.

VERLEGUNG IN DAS LAGER

STALINGRAD 1

Unsere neue Heimat zeigte sich von einer erfreulichen Seite, als sich bei Sonnenschein nach kurzem LKW-Transport durch die Stadt das weite Tor zu dem grossen Lager öffnete, das laut Gerüchten erstaunlich komfortabel sein sollte; dies traf auch zu. Gleich am Eingang empfing mich Oberstleutnant v. Below, der von meinem Kommen erfahren hatte, und brachte mich zu dem für mich bestimmten Platz in einem grossen Zimmer des ersten Stockwerks eines weiss getünchten Steinhauses, wo ich die übliche Kasemenbettstatt sowie Tisch und Sitzgelegenheit vorfand. Der Raum war hoch, luftig und im Vergleich zu der fürchterlichen Enge des bisherigen Barackendaseins geradezu pompös. Auch die anderen Wohnhäuser, mit Ausnahme von einigen halb in die Erde gebauten Baracken, boten sich als gute Unterkünfte dar. Als weitere Überraschungen erwarteten den nicht gerade verwöhnten Neuankömmling ein grosser Speisesaal mit Küche und Essensausgabestelle, ein geräumiges Brausebad mit Kleiderablage, eine Bekleidungskammer, die Waschanstalt mit Wäscheausgabestelle, ein Freiluftbrausebad, Laubenplätze für die Sommermonate und sogar ein Fussballplatz; nicht zu vergessen saubere sanitäre Anlagen, ein Krankenrevier und ein Lazarett, das von tüchtigen deutschen Ärzten geleitet wurde.

Wir fühlten uns zunächst wieder wie zu Menschen befördert, da wir die ersten Tage mit der Begrüssung von alten Bekannten und ohne Arbeit verbringen konnten. Auch die Postverbindung mit der Heimat lief für den Neuling wieder an. Noch eine weitere Erscheinung brauchten wir nicht zu vermissen – die erste Nacht führte es uns vor Augen: Wanzen gab es auch hier.

Die Belegschaft bestand zu einem erheblichen Teil aus Offizieren bis zum Generalleutnant sowie aus Unteroffizieren und Mannschaften, die zumeist bei den Kämpfen gegen Kriegsende in Gefangenschaft geraten waren und deshalb Straflager mit russischen Kriminellen nicht kennengelernt hatten. Sie hatten stets nur mit Deutschen belegte Lager erlebt und waren nach Kriegsende durch Pauschalurteile zu den üblichen 25 Jahren «Arbeits- und Besserungslager» verurteilt worden. Der Ton war daher allgemein friedlich und anständig, ein Rabaukentum wie in den bisherigen Lagern gab es nicht. Die Behandlung durch die Russen war keineswegs milder, es herrschte eine strenge Disziplin und Überwachung auf den Arbeitsplätzen, geringe Verstösse gegen die Lagerordnung oder Nachlässigkeiten bei der Zwangsarbeit wurden hart bestraft. Nur innerhalb des Lagers

genoss der Plenni mehr Freiheit, zumal sich durch den Einsatz der geeignetsten Männer an den für sie passenden Stellen das deutsche Organisationstalent glänzend bewies.

Gearbeitet wurde von der Masse der eingeteilten Brigaden auf den Baustellen der grossen neuen Wohnsiedlungen und im Strassenbau. Aber jetzt, im Jahre 1953, war allgemein ein starkes Nachlassen des Arbeitseifers zu verzeichnen, da der Hunger nicht mehr als Anreiz dazu diente, die Norm zu erfüllen oder zu übertreffen; wir hatten ja unsere Versorgungspakete aus der Heimat. Die Russen stöberten daher täglich «Drückeberger» auf, die harte Karzerstrafen erhielten.

In der Freizeit gab es mancherlei Unterhaltungen, besonders kultureller Art. Wir hatten ein sehr gutes Orchester, das an den Sonntagen Frühkonzerte veranstaltete, weiters anspruchsvolle Musikabende, es wurde auch hin und wieder Theater gespielt, wozu der bereits erwähnte Benno v. Arent mit den einfachsten Mitteln die Szenerie künstlerisch gestaltete; es gab Vorträge aus verschiedensten Wissenschaftsgebieten sowie Lesungen aus Erzählungen, die hier entstanden waren. Alles in allem gab es vielerlei Abwechslung und neben den üblichen Bridge- und Skatgemeinschaften vor allem auch Fussball- und Tischtennisturniere mit beachtlichen Leistungen. Auch lud man einander – die Möglichkeit dazu war durch die Sendungen aus der Heimat gegeben – zum Kaffee oder zum Essen ein. Nicht vergessen werden darf die reichhaltige Bibliothek mit deutschen, französischen und natürlich auch russischen Büchern, die von den Sowjets von überall her «zusammengetragen» worden waren, wie z.B. ein Berliner Baedeker aus dem Jahre 1900 und die Geschichte des Maria-Theresien-Ordens mit den Lebensläufen aller Inhaber dieser hohen Auszeichnung.

Das Gefangenendasein im Lager 1 von Stalingrad empfand ich – im Hinblick auf meine Erfahrungen in den vergangenen Jahren beim Eingesperrtsein mit russischen Verbrechern – als recht erträglich.

So verging das Jahr 1953. Die politischen Ereignisse in der UdSSR gingen keinem von uns unter die Haut, denn weder die Veränderungen auf innenpolitischem noch jene auf aussenpolitischem Gebiet, die mit den Namen Malenkow, Bulganin, Woroschilow und mit den Prozessen gegen Berija und Genossen verbunden waren, hatten auf unsere Lage den geringsten Einfluss.

Nach dem aufgrund der vielen Sendungen aus der Heimat schmerzlich und doch schön empfundenen Weihnachtsfest und dem mit besonderer Erwartung ersehnten Wechsel in das Jahr 1954 bewahrheitete sich das Gerücht, das Lager würde aufgelöst. Im Januar ging ein grosser Teil der Belegschaft auf Transport, wie es so schön und verheissungsvoll genannt wurde, ohne Gewissheit darüber zu erlangen, ob die Fahrt in Richtung Osten oder Westen gehen würde. Und tatsächlich gingen die ersten Transporte, wie wir bald erfahren konnten, in Richtung Heimat, was uns Zurückgebliebenen das Ratespiel aufgab, ob wir nach «rechts» oder nach «links» kommen würden – ein beklemmendes Ratespiel.

Ich selbst habe jene Tage nicht so bewusst miterlebt, da ich einen schweren körperlichen Zusammenbruch erlitt und in das Lazarett kam, wo man mich mit Strophanthinspritzen wieder auf die Füße brachte. Inzwischen war unser Schicksal entschieden worden, es ging nach «links», und in der Januarkälte des Jahres 1954 landeten wir nach einigen Tagen in Perwouralsk. Diese Fahrt in glücklicherweise geheizten Güterwaggons konnte ich durch die kameradschaftliche Fürsorge des aus Hamburg stammenden Hauptmanns Barkow ohne Schaden überstehen.

Fürsorge – bei diesem Stichwort kann ich einen besonderen Fall nicht unerwähnt lassen, den wir im Lager 1, das nun aufgelöst war, miterlebt hatten. Ein blinder Hauptsturmführer der Waffen-SS wurde bereits seit Jahren von einem sächsischen Kameraden von morgens bis abends und bei allen Verrichtungen betreut und versorgt, vor allem auch in seelischer Hinsicht. Dieser sächsische Reserveoffizier war für mich ein Edelmann in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Ein solcher Einsatz von Nächstenliebe ist selten und soll als Beispiel einer opfernden Selbstlosigkeit nicht ohne Erwähnung bleiben.

PERWOURALSK

Perwouralsk liegt nordwestlich von Swerdlowsk, im Uralgebirge. Das Lager, das nun unsere nächste Leidensstation wurde, war auch zur Zarenzeit eine solche für die Verbannten gewesen, die hier auf den Fussmärschen nach Sibirien ein Zwischenquartier bezogen.

Die hölzernen Toranlagen und einige Baulichkeiten stammten noch aus jener Zeit. Das Lager bestand aus ein paar dieser grossen alten und einigen neuen Baracken, letztere sogar mit festen Steinfundamenten, weiters einer Wasch- und einer Küchenbaracke sowie einem vom Lager etwas entfernten Lazarett, das auch für mehrere Gefangenenlager der Umgebung zuständig war.

Die Belegungsstärke betrug etwa 500 Mann, Mannschaften und Offiziere, aber keine Generale. Der Lagerälteste war wieder, wie üblich, ein von den Russen eingesetzter Mannschaftsdienstgrad, der aber im Gegensatz zu den vorher erlebten ein umgänglicher Mann war. Nach einigen Tagen der Eingewöhnung wurden auch hier, wie sonst überall, Arbeitsbrigaden aufgestellt und zu den üblichen Baustellen geschickt. Ich blieb aufgrund meines schlechten Gesundheitszustandes davon verschont, zumal ich einen erneuten Zusammenbruch erlitten hatte.

In diesem Lager kam es zum ersten Mal zu einer grossen Arbeitsverweigerung, als mehrere Brigaden sich weigerten, das Lager zu verlassen. Die Russen reagierten zunächst gar nicht. Nach einigen Tagen mussten die Arbeitsverweigerer antreten und wurden aus dem Lager geführt. Sie kamen nach etlichen Stunden wieder in das Lager zurück, noch stark unter dem Eindruck eines Vorfalls auf diesem Marsch. Man hatte sie auf eine Baustelle geführt, um sie zur Arbeit zu zwingen. Als das ohne Erfolg blieb, führte man sie wieder zurück. Auf dem Weg befahl die Wachmannschaft plötzlich ohne jede sichtliche Veranlassung: «Hinlegen!» Als einer unserer Kameraden diesem Befehl nicht auf der Stelle nachkam, wurde er durch einen Soldaten der Wachmannschaft erschossen.

Die Betroffenheit der Augenzeugen war von ihren Gesichtern abzulesen und löste verständlicherweise auch bei uns allen das verzweifelte Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber den skrupellosen Machthabern aus.

Doch wie es im Gefangenenleben immer war und bleiben wird, in der Freiheit ebenso, der Alltag normalisierte das Dasein, und wir beugten uns der Macht. Etwas hatte sich allerdings geändert, wir alle waren stumpfer geworden gegenüber dem unausweichlichen Schicksal, wohl auch egoistischer, mehr auf das Materielle ausgerichtet. Jedenfalls war dies damals in jenem Lager unverkennbar, doch glücklicherweise nur eine Übergangserscheinung, wie wir noch sehen werden.

Hier in Perwouralsk traf ich einen Gefährten aus den ersten Tagen der Gefangenschaft in Stalingrad wieder, Oberst v. Hanstein, ungebrochen trotz schlimmer Erlebnisse und angriffslustig gegenüber jedem Opportunismus, aber leider schon gezeichnet von einer Krankheit, die seinem Leben bald nach der Heimkehr ein Ende setzte. Er war ein aufrechter deutscher Edelmann, zuverlässig, sehr begabt und von einer Offenheit, mit der er häufig aneckte, wie auch mit seinen skurrilen Einfällen. Einen weiteren Kameraden muss ich noch erwähnen, den Infanterieoberst Friedrich Krüger, der, obwohl von einem schweren Leiden gezeichnet, einen bewundernswerten Optimismus ausstrahlte. Seine kameradschaftliche Treue, seine Aufrichtigkeit und seine Standhaftigkeit machten ihn zu einem Schicksalsgefährten, dem ich über die Jahre der Gefangenschaft hinaus verbunden war.

Ansonsten geschah in diesem Lager wenig Berichtenswertes, und doch muss ich noch eine Persönlichkeit nennen, die mir als Mensch und Offizier herausragend erschien. Es war der Generalstabsoberst v. Arnsberg, ein sehr gebildeter und vielseitig begabter Mann. Seine geschichtlichen Kenntnisse waren aussergewöhnlich, noch mehr seine zeichnerische Begabung und seine erstaunlichen Detailkenntnisse bezüglich historischer deutscher und russischer Militäruniformen.

Das Lagerleben hatte sich nach dem erwähnten Vorfall wieder normalisiert. Man lebte in der Hauptsache von den Postsendungen aus der Heimat und fand sich in kleinen Zirkeln von Männern gleicher Anschauung und Gesinnung zusammen. Bemerkenswert war, dass die Antreiberei zur Arbeit und die teilweise schikanöse Behandlung durch die «Funktionäre» aus den eigenen Reihen beinahe beendet waren.

Auf ein Ereignis in diesem Lager muss ich abschliessend noch kurz eingehen: In unser Lagerlazarett waren eines Tages wieder Gefangene aus anderen Lagern eingewiesen worden. Mit diesen gelang es uns, trotz Verbots, Verbindung aufzunehmen. So erfuhren wir von der Einlieferung des schwer verletzten Generalleutnants Freiherr v. Lützwow, vor dem Krieg Kommandeur des Infanterieregiments 67 (Spandau). Ich habe bereits erwähnt, dass er von Kameraden in einem mir nicht mehr erinnerlichen Lager wegen Zusammenarbeit mit den Russen und Denunzierung von Mitgefangenen zusammengeschlagen worden war. Seine prosowjetische Gesinnung und entsprechende Tätigkeit wurde mir von Kameraden, die ihn erlebt hatten, bestätigt. Ich kannte ihn dienstlich aus meiner Zeit bei der 23. Infanteriedivision, er war später als Oberstleutnant beim Stab des II. Korps und in dieser Stellung 1. Adjutant des Generalfeldmarschalls v. Mackensen gewesen. Seinen Gesinnungswechsel konnte ich mir bei diesem hervorragend beurteilten Offizier berühmten Namens nicht erklären.

Eines Tages wurde plötzlich das Lager aufgelassen, und wir alle landeten nach wenigen Stunden LKW-Fahrt in einem grösseren Lager, am Rande des Städtchens Dechtjerka gelegen.

IM LAGER DECHTJERKA

Nach unserer Ankunft, die sich schnell im Lager herumgesprochen hatte, wurde ich von vielen bekannten Kameraden der Gefangenschaftsjahre erwartet und konnte mit ihrer Hilfe meine Habseligkeiten durch Umgehung der üblichen Filzungen unversehrt einschleusen. Die Unterkunftsverhältnisse in diesem Lager waren zufriedenstellend, ebenso wie die sanitären Anlagen und die Küche. Die Wohnbaracken und eine besonders erwähnenswerte, sehr geräumige Duschbadhalle, die man übrigens täglich benützen durfte, eine Wäscherei, die Verwaltungsgebäude und schliesslich ein grosser Saal für Veranstaltungen und Zusammenkünfte waren in ein weitläufiges Gelände hineingebaut, in dem auch ein Pferdestall, Fahrzeugschuppen und nicht zuletzt ein Fussballplatz genügend Platz gefunden hatten. Ein allgemeiner Arbeitseinsatz fand wie in allen anderen Lagern auch hier täglich statt, mit Ausnahme der Sonntage, und er war nach den Schilderungen der Kameraden erträglich, wie auch das allgemeine «Klima» – mit Ausnahme der recht schikanösen Paketdurchsuchungen beim Postempfang; so wurden beispielsweise Zigaretten oder Zigarren häufig durchgebrochen, weil Nachrichten in ihnen vermutet wurden. Bei diesen Durchsuchungen unterstützten auch einige Kameraden in schamloser Art die russischen Funktionäre.

Vom Arbeitszwang war ich glücklicherweise aus Gesundheitsgründen befreit und wurde nur zur Reinigung der Lagerstrassen eingesetzt.

Das Lager war, wie gesagt, recht weitläufig angelegt, so dass genügend freier Raum vorhanden war, um sich im Sommer und bei günstigem Wetter während der arbeitsfreien Stunden zu mannigfachem Zeitvertreib, zu Kaffeeklatsch, Kartenspiel und Vorträgen, letztere sehr häufig, zusammenzufinden. So war das Leben im Lager am Rand der Kleinstadt Dechtjerka als erträglich zu bezeichnen. War man aber nicht schon durch den langen Freiheitsentzug und die vielen Enttäuschungen über die nicht gehaltenen Heimkehrversprechen oder durch die vielfachen Gerüchte dieser Art so abgestumpft, dass man diese relative Freiheit in einer immerhin grosszügigeren Atmosphäre als bisher und unter dem Eindruck stets gleichbleibender, günstiger Witterungsverhältnisse bereits als eine annehmbare Lebensführung empfand? Es muss so gewesen sein. Die Verbindung mit der Heimat war vorhanden, Post und Pakete trafen termingerecht ein, und die Hoffnung auf ein sich doch einmal ergebendes Ende dieses beispiellosen Völkerrechtsbruchs der russischen Gewalthaber war ja vorhanden, sie ruhte nur im hintersten Seelenwinkel eines jeden Kriegsgefangenen.

Auch hier in Dechtjerka gab es, wie wenige Jahre zuvor in Stalingrad, einen Besuch einer ausländischen Delegation, der unsere Gastgeber zu den gleichen

Massnahmen veranlasste wie seinerzeit. Unser Lager wurde durch Beseitigung der Wachtürme zu einem wahrscheinlich landesüblichen Arbeitslager umgestaltet, unsere Arbeitskolonnen wurden teils im Lager zurückgehalten, teils in geschickter Weise getarnt, und die Einwohner des Städtchens hatten den Vorteil, für die Zeit des Aufenthalts der Gäste ihre Lebensmittel und sonstigen Gebrauchsgüter zu herabgesetzten Preisen kaufen zu können bzw. sie überhaupt zu erhalten. Ansonsten waren die Lebensbedingungen der Bevölkerung ziemlich schlecht, wie wir feststellen konnten. Wir waren durch die Sendungen aus der Heimat gut ernährt und ausreichend bekleidet, während draussen sogar unsere leeren Konservendosen als Behältnisse sehr begehrt waren.

Mittlerweile schrieben wir schon das Jahr 1955, und nichts hatte sich an unserem Dasein verändert, ausser dass eine zunehmende Stumpfheit bemerkbar wurde.

Schliesslich aber gab es die grosse Sensation: Im September des Jahres hatte Bundeskanzler Adenauer nach Unterzeichnung eines Abkommens mit Bulganin über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der UdSSR die Zusicherung erhalten, dass die noch festgehaltenen Kriegsgefangenen und Zivilpersonen in die Freiheit entlassen würden. Wir erfuhren diese Freudenbotschaft durch den sowjetischen Rundfunk und aus dem Mund des Lagerkommandanten bei einer rasch veranstalteten Grosskundgebung im festlich geschmückten Saal, musikalisch untermalt durch eine russische Blasmusikkapelle. Wir waren in Hochstimmung, denn jetzt zweifelte keiner von uns mehr an der Tatsache, dass wir in Kürze die Heimat wiedersehen würden.

Die nächsten Wochen wurden in Erwartung der Transportlisten durchlebt, auf denen man den eigenen Namen lesen zu können erhoffte. Und diese Listen kamen auch. Für viele brachten sie aber wieder die Enttäuschung, nicht genannt zu sein. Umso grösser war die Freude der Glücklichen, die tatsächlich in die Heimat zurückkehren sollten. Der Tag des Abtransports kam für sie heran; er brachte Überraschungen in Form von seltenen Leckerbissen, die von den Russen angeboten wurden: belegte Brötchen, Salate, Limonaden und ähnliches mehr, zu Preisen, die für uns erschwinglich waren – das Ganze musikalisch umrahmt durch eine grosse uniformierte Blasmusikkapelle, an der uns Meckerern die ungeputzten Instrumente auffielen.

Mit sehr gemischten Gefühlen sahen die Zurückbleibenden, zu denen auch ich mit etwa 50 Kameraden gehörte, die Heimkehrer mit ihren meist armseligen Gepäckstücken, die nicht einmal gefilzt wurden, zum Tor hinausgehen. Jetzt nicht, vielleicht später! Die nächste Zeit in dem von der Masse verlassenen Lager bedeutete eine nervliche Belastung für uns alle. «Kopf hoch, es wird schon schiefgehen!» sagte man sich. Und es ging schief.

DAS LETZTE LAGER: REWDA

Es muss etwa Ende Oktober gewesen sein, als wir Zurückgebliebenen eines Tages mit den üblichen LKWs auf «Transport» kamen, um schliesslich im Lager Rewda zu landen. Hier wurden wir zusammen mit kriegsgefangenen Kameraden aus verschiedenen Lagern und mit einigen Zivilgefangenen, darunter zwei Frauen, untergebracht. Was nun? Die russische Lagerleitung gab keinen Kommentar zu dieser Zusammenführung von mehreren hundert Leidensgefährten ab, vertröstete uns auf die Weihnachtszeit. Das Bemerkenswerte an diesem Lager, das passable Unterbringungsmöglichkeiten, aber nur primitive Sanitär- und Küchenanlagen aufwies, war die Tatsache, dass plötzlich die Postverbindung mit der Heimat aufhörte, was wir zunächst als erfreuliches Vorzeichen werteten.

Inzwischen war der russische Winter gekommen, und die unwirtliche Witterung trübte die ohnehin nicht sehr gute Stimmung noch zusätzlich. Die Ungewissheit, warum gerade wir, eine Auswahl von langfristig Verurteilten, hier zusammengelegt worden waren, machte diese Zeit zu der im Lauf der gesamten Gefangenschaft am schwersten zu ertragenden. Glücklicherweise fanden sich auch in einer solchen Lage Persönlichkeiten, die stark genug waren, einander mit einer offen zur Schau getragenen Gelassenheit die nötige Hilfestellung zu geben – von manchem aber sicherlich mit starker innerlicher Belastung erkaufte. Viele hatten den Glauben an einen gütigen Schicksalslenker verloren.

Gerüchte der verschiedensten Art waren in Umlauf, wie das in solchen unsicheren Lagen die Regel und menschlich verständlich ist. Zunächst hoffte man auf eine doch noch mögliche Heimkehr vor der Weihnachtszeit, es gab auch Anzeichen dafür. Und tatsächlich: Mitte Dezember wurde plötzlich «Transport!» befohlen, und in sehr fröhlicher Stimmung packten wir unsere Sachen und bestiegen bei Schneefall und grosser Kälte die offenen Lastwagen, die uns auch tatsächlich zu einem Güterbahnhof brachten, wo eine lange Zugsgamitur mit den geräumigen russischen Waggons stand, bewacht von einer zahlenmässig grossen, mit schneeweissen Pelzen bekleideten NKWD-Mannschaft. Rasch einigten wir uns über die Liegeplätze, für die es Strohsäcke und Decken gab, Kanonöfen sorgten für eine erträgliche Temperatur. So warteten wir zufrieden auf den erlösenden Signalpfeif zur Abfahrt – aber er kam nicht, sondern wieder eine herbe Enttäuschung. In unsere Heimfahrtsstimmung hinein hiess es plötzlich: «Aussteigen!» Wir mussten auf die LKWs zurück und wurden wieder in das Lager gefahren, dem wir vor wenigen Stunden glücklich – und für immer, wie wir geglaubt hatten – den Rücken gekehrt hatten.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Stimmung nun uns alle überkam. Es schien das Ende zu sein. Wir waren zu oft belogen worden und konnten jetzt keinen Erklärungen der Lagerleitung, die ohnehin sehr unklar gegeben wurden, mehr Glauben schenken.

Die Weihnachtstage vergingen in Missmut und Hoffnungslosigkeit, wir glaubten nun mehr oder weniger, die 25 Jahre, zu denen wir fast alle verurteilt worden waren, tatsächlich absitzen zu müssen. Es gab ein grosses Trauern um die Lieben in der Heimat, die ohne Nachricht von uns waren und deren Wünsche uns in der weiten Abgeschiedenheit nicht erreichen konnten.

Was hatten die Russen mit uns vor? Wie war die Zurücknahme des Befehls zum Abtransport zu erklären? Wir waren auf alles gefasst.

Das Jahr 1956 brach an, ohne Silvesterstimmung, ohne frohe Wünsche in Erwartung eines glückbringenden neuen Jahres.

TRANSPORT IN DIE HEIMAT

In diese Stimmung hinein platzte – man kann es nicht anders sagen – nun doch in der ersten Januarwoche der Befehl zum Abtransport, der endlich die Abfahrt aus unserem letzten Gefangenenlager – für manche aber noch immer nicht das letzte, wie sich herausstellen sollte – bedeutete. Zwei Eisenbahntransporte, die am gleichen Tag nach Westen rollten, waren für unsere Lagerbelegschaft vorgesehen, ich fuhr im ersten mit.

Wir fuhren Tag und Nacht in völlig verschlossenen Waggons ohne Ausichtsmöglichkeiten und hielten nur an irgendwelchen Stationen zum Empfang von Essenskübeln. Zur Erledigung der Notdurft waren die bekannten ominösen Eimer vorgesehen. Nach tagelanger Fahrt waren wir in Brest-Litowsk angelangt, wo wir aufgrund der schmälere Spurweite in Polen und Deutschland in deutsche Güterwagen umsteigen mussten. Hierbei war uns eine kurze Kontaktaufnahme mit den Kameraden aus den anderen Waggons möglich.

Für die Fahrt durch Polen und Deutschland, d.h. durch den von den Russen besetzten Teil, waren besondere Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden. Zwischen den einzelnen Waggons war Stacheldraht aufgezogen worden, und eine grosse Wachmannschaft aussen auf den Waggons, mit MPs und Hunden, sollte jeden Fluchtversuch verhindern und auch eine Kontaktaufnahme mit der Bevölkerung unterbinden. Aussicht hatten wir allerdings, und zwar durch die hohen Seitenklappen der Waggons. Wir fuhren durch Gegenden von Polen und Deutschland, die noch die Spuren des Krieges zeigten, aber auch durch solche, die den erfolgreichen Aufbau dokumentierten.

In der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, der sogenannten DDR, hatte man entlang der Strecke zusätzlich zu den aussen am Zug befindlichen Sicherungen noch bewaffnete Posten aufgebaut, die in Sichtweite aufgestellt waren und anscheinend eine Verbindungsaufnahme von Seiten der Bevölkerung verhindern sollten.

Der zweite Transport, der nach uns das Lager verlassen hatte, wurde in der Sowjetzone angehalten, die Insassen wurden dort in ein Lager gebracht. Einige von ihnen wurden später freigelassen, über das Schicksal der anderen kann ich keine Aussage machen.

Deutsche bekamen wir nur selten zu Gesicht, und wenn, dann machten sie in ihrer Bekleidung auf uns einen so bedürftigen Eindruck, dass wir uns entschlossen, die vor der Abfahrt empfangene warme Entlassungsbekleidung, Wattejacken und -hosen, durch die Seitenschlitze auf die Strecke zu werfen, in der Hoffnung, sie würde schon in die richtigen Hände fallen. Wir waren alle glücklich und voller ungeduldiger Erwartung, das Ziel der Reise endlich zu erreichen.

Am 14. Januar 1956 war es soweit! Am frühen Morgen hielt der Zug auf dem Bahnhof der Gemeinde Herleshausen an der Werra, der Grenzstation zur Sowjetzone. Es war noch dunkel, und wir, die Insassen dieses denkwürdigen Konvois, mussten mehrere Stunden warten, bis wir vom russischen Zugkommandanten gemäss Liste an den uns erwartenden Legationsrat vom Auswärtigen Amt in Bonn übergeben waren. Geduldig warteten wir auf das Öffnen unseres letzten Gefängnisses. Endlich war es soweit, und nun wich die Seelenqual der vergangenen Zeiten einem Glücksgefühl ohnegleichen.

Viele Menschen hatten sich zur Begrüssung eingefunden, bedachten uns mit kleinen Geschenken, und rührende Rotkreuzschwestern reichten warme Getränke. Beim Anblick dieser gütigen Menschen und vor allem der glückstrahlenden Kinder kam in mir der Wunsch auf, dass niemals wieder ein Krieg unserem Volk die Schrecken der vergangenen Jahre bereiten möge, besonders dieser Jugend nicht.

Nun ging die Fahrt mit Omnibussen, in denen ein erstes Frühstück gereicht wurde, durch die schöne Weserlandschaft nach Hannoversch Münden, vom Krieg unversehrt, wo wir in der Kaserne des Bundesgrenzschutzes gut untergebracht wurden. Programmgemäss wurden wir danach in die grosse Turn- und Sporthalle zusammengerufen und durch einen Vertreter unserer Regierung im Auftrag und Namen des Bundeskanzlers Adenauer sowie durch einen Beauftragten des Roten Kreuzes begrüsst, der uns über die vorgesehene Tageseinteilung ins Bild setzte.

Aber nun kam für mich das grosse Glück, mich nach mehr als 13 Jahren telefonisch mit meiner Familie in Verbindung setzen zu können. Dies war der Mehrzahl von uns möglich, unser Heimkehrertransport war nämlich vom Rundfunk mit Namensnennungen über alle Sender gemeldet worden. Das seelische Erleben, nach so langen Jahren den Klang der vertrauten Stimmen wieder im Ohr zu haben, ist mit Worten nicht auszudrücken. Ja, wir waren wieder daheim, das grosse Glück war uns zuteil geworden, aber leider vielen anderen deutschen Familien nicht, von denen manche jetzt zu uns kamen, um etwas über das Schicksal ihrer Lieben zu erfahren. Zweifel und Verzweiflung darüber gibt es noch heute.

Das Programm bescherte uns schliesslich die Neueinkleidung von Kopf bis Fuss, einschliesslich Unterwäsche und Mantel, und vor allem danach das Wohlfühl, frisch gebadet, rasiert und frisiert an weissgedeckten Tischen ein reichliches, schmackhaftes Mittagessen zu erhalten. Der Tag war weiterhin ausgefüllt mit amtlichen Registrierungen, dem Empfang von verschiedenen Ausweisen und schliesslich mit einer Anhörung. Ich war als «Nichtamnestierter» von den Russen übergeben worden, mit dem Ersuchen, mich bezüglich der Anschuldigungen zu befragen, die zu meiner Verurteilung zu 25 Jahren «Arbeits- und Besserungslager» geführt hatten. Meine Aussagen zu diesem Thema, die ich gegenüber einem Beamten des Auswärtigen Amtes machte, wurden schriftlich festge-

halten, um schliesslich mit den von den Russen mitgeschickten Unterlagen bei dem zuständigen Gericht meines Wohnortes bearbeitet zu werden.

Am Abend gab es ein fröhliches Beisammensein mit den Kameraden, bevor wir auseinandergingen und zu unseren Familien heimfuhren.

In den folgenden Jahren sahen wir uns bei den «Heimkehrertreffen» wieder, und mit einigen blieb die freundschaftliche Verbindung bis in die Gegenwart bestehen; auch die gesinnungsmässige, durch Soldatentum und Heimatliebe.

NACHWORT

Zum Abschluss meines Erinnerungsberichts über 13 Jahre sowjetischer Kriegsgefangenschaft möchte ich meine Auffassungen und Ansichten darlegen, die ich als rein persönlicher Art zu betrachten bitte.

1. War der Krieg gegen die Rote Armee schon härter als alle anderen, so übertraf ihn noch die Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion durch Entbehrungen, Strapazen und vielfach unmenschliche Behandlung bei langjährigem Verlust der Freiheit.
2. Die Situation der Kriegsgefangenen, zu 25 Jahren Haft in den «Arbeitsund Besserungslagem» verurteilt, in Gemeinschaft mit Kriminellen und politischen Häftlingen, denen gegenüber sie stets in der Minderzahl waren, unterschied sich gänzlich von jener in Lagern, in denen die Deutschen unter sich waren, wenn auch in letzteren häufig deutsche «Funktionäre» ihre Landsleute terrorisierten.
3. Die politische Beeinflussung der vor dem Fall von Stalingrad in Gefangenschaft geratenen geringen Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften hatte, soweit sie nicht Überläufer gewesen waren, zu keinem grossen Erfolg geführt. Die Flugblätter, z.T. mit Propagandafotos, in den Jahren 1941 und 1942 über unseren Frontstellungen abgeworfen, waren recht ungeschickt gemacht. Der Grosseinsatz auf diesem Gebiet setzte erst nach dem Untergang der 6. Armee ein, denn nun handelte es sich um eine sehr grosse Anzahl von Gefangenen, deren Masse unter der Schockwirkung der fürchterlichen Winterkämpfe und der noch fürchterlicheren Erlebnisse bei der Gefangennahme sowie in den Gefangenenlagern litt. Diese Propaganda war in der Folge, wie aus meinem Bericht zu ersehen, sehr erfolgreich, ihr grösster Erfolg war die Entstehung der «DDR».
4. Unter den Soldaten und sonstigen Wehrmachtsangehörigen, die aufgrund der demoralisierenden Situation der sowjetischen Kriegsgefangenschaft und unter dem Druck der Vernehmungen sowie der «Gehirnwäsche» der politischen Bearbeitung erlagen, waren alle Dienstgrade, Alters- und Bildungsstufen vertreten. Da sich die politische Arbeit der sowjetischen Kommissare und der deutschen kommunistischen Emigranten zunächst vielfach auf Persönlichkeiten in Führungsstellen oder mit bekannten Namen konzentrierte, ist festzustellen, dass die Intelligenzschicht unter diesen «Umfallern» überwogen hat. Die Masse unserer Unteroffiziere und Mannschaften war den Gedankengängen der Sowjets am wenigsten zugänglich. Der einfache Mann erkannte die Verlogenheit der sowjetischen Organe besser als der sogenannte Gebildete.

5. Es hat sich meines Erachtens erwiesen, dass Wissensbildung nicht notwendigerweise auch Charakterbildung bedeutet. Ich glaube, dass labile Charaktere unter den Intellektuellen häufiger zu finden sind als unter Durchschnittsmenschen.
6. Die Motive der einzelnen Abtrünnigen waren unterschiedlich: Angst um das eigene Schicksal, Sorge um das Schicksal des Vaterlandes, Opposition gegen die militärische und politische Führung des Dritten Reiches aus religiöser oder politischer Überzeugung oder aus anderer, vielleicht richtigerer Beurteilung der militärischen und politischen Lage, Führungsanspruch auch unter den besonderen Umständen der Gefangenschaft, schliesslich jedoch – bei fast allen – ein übertriebenes Geltungsbedürfnis. Dies waren nach meinem Urteil die Hauptantriebskräfte.
7. Gute Menschen – im landläufigen Sinn – gibt es überall, nur ist festzustellen, dass die Schlechten einander eher finden und sich vor allem häufiger organisieren als die Guten. Und diese lassen sich, weil eben nicht organisiert, von den Schlechten beherrschen. Der Grund dafür liegt meiner Meinung nach darin, dass die Guten nicht gerne hervortreten, dass es unter ihnen nicht so viele mit Geltungsbedürfnis gibt. Dieses ist eine starke Form der Eitelkeit und häufig eine Begleiterscheinung eines schlechten Charakters. Bismarck sagt in seinen «Gedanken und Erinnerungen»: «Die Eitelkeit ist eine Hypothek, die von der Leistungsfähigkeit eines Mannes, auf der sie lastet, in Abzug gebracht werden muss, um den Reinertrag darzustellen, der als brauchbares Ergebnis seiner Begabung übrigbleibt.»
8. Schlechte Charaktere oder Menschen mit Minderwertigkeitsgefühlen, mit denen die Lagerbehörden am liebsten zusammenarbeiteten, sonnten sich unter dem Schutz der Russen in ihren Führungsstellen und schöpften ihre Machtpositionen in jeder Hinsicht aus. Nur aus niederen Motiven übernahm die grosse Mehrheit der Lagerfunktionäre diese Stellen. Sie sorgten für die von den Russen gewünschte Ordnung und Disziplin, d.h. für dumpfen Gehorsam und die Erfüllung und Übererfüllung der Arbeitsnormen. Sie waren die Antreiber, Spitzel und Angeber, bereicherten sich an den Rationen, die ihren Kameraden zustanden, betrieben eine Günstlingswirtschaft gegenüber Gleichgesinnten und erfüllten skrupellos die Anordnungen ihrer sowjetischen Auftraggeber, die ihrerseits der Bestechung und Korruption von Seiten der Lagerfunktionäre erlagen, nämlich durch Beteiligung an den Gelderträgen der Brigaden und durch auf den Arbeitsstellen gestohlene Materialien.
9. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass eine gewisse, geringere Zahl von solchen «Brigadieren» aus sehr anständigen Motiven diese Stellen angenommen hat, sie bemühten sich, die Arbeitsforderungen der Russen in einem erträglichen Mass zu halten und mit den Möglichkeiten der arbeitenden Ka-

meraden in Einklang zu bringen. Vorbedingung für eine solche Funktionsstellung war die Beherrschung der russischen Sprache in Wort und Schrift, ihre Inhaber gehörten häufig der Intelligenz an.

10. Allgemein ist zu sagen, dass den schlechten Charakteren die aufrechten gegenüberstanden, die ohne Furcht ihrer Gesinnung und Gesittung, ihrem Vaterland und ihren politischen, religiösen und geistigen Überzeugungen treu blieben. Unter ihnen war die Mehrzahl der tapferen Front- und Generalstabsoffiziere sowie die Masse der Unteroffiziere und Mannschaften.

Zum Abschluss ein Wort von Edmund Burke (britischer Politiker und Publizist, 1729-1797): «Alles, was notwendig ist, damit das Schlechte in der Welt gewinnt, sind genügend gute Menschen, die nichts tun.»

PERSONENREGISTER

- Ackermann, Anton 97, 101
Adam, Wilhelm 37, 41, 56, 77, 78, 80-82, 90-92
Adams 44, 48, 54
Adenauer, Konrad 197, 201
Arnsberg, v. 195
Antonescu, Ion 34
Arenstorff, v. 99, 100
Arent, Benno v. 181, 192
Arnold 47-49, 51
Arnstorff, v. 52
- Barkow 193
Bayer 99
Beaulieu, v. 72-73, 75, 78, 81, 88-89, 105
Becher, Johannes Robert 47-48, 51
Beck, Dr. 162-164
Beck, Józef 163
Beck, Ludwig 163
Begemann 39
Below, v. 13, 103, 189, 191
Bercken, v. 164
Berge u. Herrendorf, v. 99, 103
Bergholz, Dr. 29
Berija, Lawrentij Pawlowitsch 188, 192
Bismarck, Otto v. 49, 58, 96, 204
Böhme 99, 103, 160
Brandt 99
Bredel, Willi 70, 101
Bredt 56
Brevi, Don 117, 119-120
Bulganin, Nikolai Alexandrowitsch 192, 197
Busch 99, 106, 107
Buschenhagen 99, 101, 106
- Churchill, Winston 112, 188
Clausius 15
Codreanu, Corneliu 50
Crome 99, 100, 106-108
Csaky 167
Czekey 129, 136, 138, 143
Czimatis 40, 102
- Daniels, Edler v. 16, 17, 38, 39, 50, 70, 74, 78, 79, 114
Deboi 9, 77, 189
Dejeu 86
Dewitz, v. 99
Dölller, Dr. 118, 132
Dommaschk 57, 58
Drebber, v. 12, 77, 78, 80
- Eberhard 119, 123, 127
Einsiedel, Heinrich v. 58, 96
Emmet 119
Engels, Friedrich 38
Evers 29, 32
- Fassoll 77
Fieder 9
Fischer, Ernst 101
Franek, Dr. 102, 111
Frenking 99, 106-107
Fritz, Dr. 29
Fritzmeier, Dr. 159
Fuchs 117
- Gargadse 75, 85, 86, 106
Gepp 99, 106
Goebbels, Joseph 26, 47
Göring, Hermann 40, 47
- Hadermann 47-49
Hahn, Assi 71, 162, 163
Hanstein, v. 39, 51, 72, 195
Haschliniski, v. 122
Hauenschild, v. 47
Hauser 15
Heckel, Theodor 180
Heinze 70
Heitz, Walter 41, 77, 79, 82, 89, 90, 153
Hell, Ernst-Eberhard 99, 104, 106
Hitler, Adolf 16, 30, 34, 38, 40, 41, 47-50, 52-53, 66, 70, 74, 80, 83, 84, 94, 101, 102, 105, 106, 183
Holländer 99, 102
Holling, Eduard 118, 129, 136
Hooven, v. 73

Hörnle, Edwin 97
Horstmann 29
Horthy, Nikolaus v. 34, 109, 122
Hube, Hans 12
Hülsen, v. 99, 106
Huppert 95
Hütz, v. 9

Jansen 70, 91, 94
Joli 119
Jüngst, Rudi 12, 17

Kaganowitsch, Lasar Moissejewitsch
115
Kaiser 100, 101
Kaufmann 40
Kirschhoffer, v. 107
Klatt 113
Koherr, Dr. 167
Kollontaj 164
König 117, 129, 136
Korfes, Otto Dr. 38, 50, 74, 78
Krause 99
Krüger, Friedrich 195

Langen, v. 182
Laska 78
Lattmann, Martin 38, 50, 74, 78, 79
Lauer, v. 10, 29
Lenin (W. I. Uljanow) 38, 67, 80, 98,
145, 188
Lenski, Amo v. 77, 87-89
Leyser 77, 105
Lilienthal, v. 99, 103, 107
Ludwig 70, 72-73, 75, 77, 78, 88, 89
Lützwow, v. 176, 195

Mackensen, August v. 195
Magnani 119-120
Magnus 77
Malenkow, Georgi
Maximilianowitsch 188, 192
Manitz, Dr. 118
Mannerheim, Carl Gustav 34
Manstein, Erich v. 8
Marx, Karl 38, 80, 98
Massa 119, 124
Meinecke, Friedrich 166, 167
Melnikow 67, 68, 72, 85
Messerschmidt 173, 177, 180
Meyer, Dr. 29

Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch
115
Müller, Dr. 73
Müller, Ludwig 99, 100, 107

Nielsen 119
Nowikoff 44, 45,51

Palla 8
Papen, v. 103
Parvu 117, 129, 133, 136, 138, 139,
143-145
Pauker, Anna 48-49
Paulus, Friedrich 7, 9, 13, 31, 37, 41,
43, 45, 50, 54, 56, 74-80, 82-85, 87,
88, 105, 189
Pennisi 119
Petzold, v. 70, 72-78, 80, 82-84, 89
Pfeffer, Max 77, 80, 81
Pieck, Wilhelm 47, 48, 50, 52, 53, 70,
97, 185
Pippersteiner 29
Plettenberg, v. 167
Pohl 15, 29
Postel 99, 159, 160

Rakosy 122
Reginato, Dr. 119
Reichenau, Walter v. 13
Reichert 17
Renoldi, Dr. 77, 82
Ribbentrop 51
Rieke, Dr. 100, 101
Ringenberg 100
Rittberg, Georg v. 159
Rodenburg, Carl 78, 82, 83, 85
Roosevelt, Franklin Delano 112, 188
Rosenfeld 44, 46
Roske 78, 82
Rubiner, Frieda 97
Russo 119

Sandberg 119
Sanne, Werner 77
Saucen, Dietrich v. 112
Saweljew (Sawelli) 40, 41, 63-69, 71,
72, 74-76, 92, 98, 100-102
Schauer 70, 71, 93
Scheermann 182
Schida 8
Schildknecht 70, 72, 73, 75, 80, 87

Schlömer 38, 50, 74, 78, 79
Schmidt, Arthur 18, 37, 41, 54-61, 63,
67
Schmidt, Dr. 70, 172
Schmidt, v. 102
Schörner, Ferdinand 110, 111
Schulz 56
Schwarz 99, 106
Schwarz, Alexis 162, 164
Schweinichen, Mylo v. 123, 127
Schweitzer 58, 59
Sender 29
Seydlitz, Walther v. 15, 38, 66, 73-75,
78, 79, 81-83, 89
Sixt v. Armin, Hans-Heinrich 77, 79-81
Spiegelberg, Dr. 118
Stalin (J. W. Dschugaschwili) 18, 30,
38, 67, 72, 78, 80, 112, 115, 187,
188
Steidle 17, 39, 40, 48, 51, 52, 59
Stern 58, 59, 100, 102, 103
Stomm 56, 86
Strecker, Karl 76-80, 89, 90, 95
Stritzky, v. 45
Suchanek, Dr. 126-128
Suchitsch, Paul 118, 127, 128
Szato 119

Thiel, Dr. 186
Thomaschki, Siegfried 159, 160
Thun 99

Timoschenko, Semjon 8
Tribukeit 124
Tronnier 99

Ulbricht, Walter 57, 70, 101
Ullrich, Johannes Dr. 166, 167

Vormann, Klaus 126

Waldersee, v. 99
Walker 114
Wangenheim, Konrad v. 182, 183,
189
Weber 70
Weinert, Erich 57
Welz 92, 93, 95, 96
Wenczowsky, Günter v. 163
Wildemann, Wilde v. 114, 115, 121
Winkler 119
Witt 171
Witzel 129, 132, 133, 136
Wolf 17
Woronoff 56, 58, 92
Woroschilow, Kliment Jefremowitsch
192
Wulz, Hans 77, 80, 88, 89
Wunder, Dr. 117-119

Zaisser, Wilhelm 91, 97
Ziganow 124, 126
Zigiotti 119
Zweck 117